

Woldemar von Löwenstern.

Druck v. Alexander Alberth Leipzig.

Druck v Alexander Albeth Leipzig

Denkwürdigkeiten

eines

Livländers.

(Aus den Jahren 1790—1815).

Herausgegeben

von

Friedr. v. Smitt.

Erster Band.

Mit einem Bildniß.

Leipzig und Heidelberg,
C. F. Winter'sche Verlagshandlung.
1858.

Vorwort.

Diese Denkwürdigkeiten sind nach Tagebüchern, Briefen, mündlichen Erzählungen des Generals Woldemar von Löwenstern, so wie nach andern sichern Angaben im Jahre 1850 abgefaßt, und von dem General selbst durchgesehen, berichtigt und als wahr und ihm aus der Seele geschrieben anerkannt worden. Sie haben vornämlich Sitten, Zustände und die merkwürdigsten Personen der von ihm durchlebten Periode zum Gegenstand, und sind nicht zu verwechseln mit den Memoiren in Französischer Sprache, die der General eigenhändig über sein Leben aufgesetzt und in den Archiven des Kriegsministeriums niedergelegt hat.

St. Petersburg, 1851.

S.

Inhalt.

Seite

Erster Abschnitt. Die Anfänge. Geburt, Erziehung, Diensteintritt. . . . . 3—20

Zweiter Abschnitt. Dienstjahre unter der Regierung des Kaisers Paul. Feldzug in der Schweiz 1799. . . 21—72

Dritter Abschnitt. Austritt aus dem Dienst. Heirath. Reise nach Wien. Bombardement. Tod der Frau. Schlacht von Wagram. . . . . 73—138

Vierter Abschnitt. Leben in Petersburg. Rückzug aufs Land. 139—156

Fünfter Abschnitt. Wiedereintritt in das Heer. Anfang des Feldzugs von 1812. Sendung an den König von Neapel. Marsch bis Dorogobusch. Kourierfahrt nach Moskau und Rückkehr. Schlacht bei Borodino. 157—223

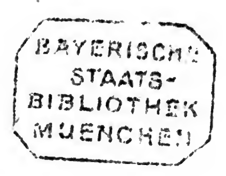
Sechster Abschnitt. Rückzug bis Moskau. Seitenmarsch. Rücktritt Barklai's und meine Stellung bei Kutusow. Gefecht bei Tarutino. Rückzug des Feindes. Verschiedene Kriegsscenen. Erbeutungen. Marsch bis Wilna. 224—288

Siebenter Abschnitt. Aufenthalt in Wilna. Drangsale. Studien in abgedrungener Zurückgezogenheit. Aufbruch nach Preußen. Aufenthalt bei Ortelsburg. Reise nach Plotzk ins Hauptquartier. Abfertigung zum Korps des Barons v. Winzingerode. . . . . 289—320

Erster Band.

Erster Abschnitt.

1777—1796.



Erster Abschnitt.

Die Anfänge. Geburt, Erziehung, Diensteintritt.

Wenn ein greiser Komthur des Deutschen Ritterordens (einem Livländer liegt das Bild nah) nach einem Leben voll Gefahr, Kriegesnoth und Degenstoß, sein ihm gegönntes Gemach auf einer der Burgen des Ordens nahm, mag ihm, in seinem warmen Wamms und weiten Beinkleid, die frühere Noth, Kampf, Sieg und Sturz, im Bilde auflebend, sich oft vergegenwärtigt haben. Es ist ein Leidwesen zu denken, daß er leicht den müssiggängerischen Burgkaplan hätte herbeirufen können, um ihm einige Blätter voll Ebentheuer in die Feder zu sagen und — es nicht gethan hat. Wie gern würde die Jetztwelt jene alten Ereignisse lesen! Indem ich jene nicht aufgezeichneten und daher untergegangenen Bilder betrauere, denke ich daran, daß auch ich, ein Reiter der längst abgesattelt hat und im Hausgewande sitzt, manchen wackern und rühmlichen Kriegsritt nebst anderm merkwürdigen Ereigniß zu erzählen und Lebensbilder aufzubewahren habe, die man noch mit Vergnügen anschauen dürfte, wenn der, der sie erlebte, längst im letzten engen, dunkeln Gemache ruht. Warum soll ich also nicht schreibend erzählen. Einen Kaplan habe ich zwar nicht her-

beizurufen, aber ich brauche ihn auch nicht. Ein Schreiber wird mir die Scripturen in Ordnung halten, und so laß ich die Hand, die sonst Säbel und Pistol gehandhabt, getrost mit der Schreibfeder, die ja auch spitz und von Stahl ist, über das Papier rennen.

Ich erblickte das Licht der Welt im Jahre 1777 auf dem Schlosse Rasick im Harrienschen Kreise Ehstlands. Meine Jugend verging nicht einsam. Es umgaben mich liebe, mir theure Geschwister, ältere und jüngere. Ich gedenke ihrer aller aus der frühesten Kinderzeit und den spätern Jahren mit inniger Liebe und werde jedes insbesondere im Lauf der Erzählung erwähnen, sobald ein eintretendes Ereigniß meine Rede dem einen oder andern zuwendet. Gleich obenan aller dieser Erinnerungen stellt sich das ehrwürdige Bild meines Vaters, Hermann Ludwigs Freiherrn von Löwenstern, der als Landrath der Provinz Ehstland (damals noch Herzogthum geheißen), einer der achtbarsten Vorstände ihrer innern Verwaltung war, als wohlhabender Gutsbesitzer sich allen ein gastfreier Nachbar erwies und besonders als ein milder Herr seiner ehstnischen Grundholde gepriesen ward. Neben ihm leuchtet mir das theure Bild der Mutter, einer gebornen Stael von Holstein, deren liebevoller Pflege und Zärtlichkeit ich die schöne durch kein anderes Glück aufzuwiegende Erinnerung ungetrübter Kinderjahre verdanke.

Unsere Familie war ursprünglich in Livland ansässig, wo noch die meisten Zweige derselben verweilen. Sie ist seit alter Zeit adelig und wurde 1720 freiherrlich. Nach Ehstland zog erst mein Großvater und erbte die Güter Rasick, Kampen und Allaser; seine livländischen Besitzungen

verkaufte er. Unser Hauptwappenbild ist ein rother aufgerichteter Löwe mit gespreizten Pranken, über einem blauen Querbalken, im Schilderhaupt beseitet von zwei rothen Sternen und in einem silbernen Felde dargestellt. Die übrige Beschreibung des vierfach getheilten Schildes, davon ich nur das Herzschild hervorgehoben nebst dem Oberwappen, überlasse ich heraldischen Werken, und erwähne nur noch, daß unter den Wappenbildern sich auch ein goldener gehörnter Mond in einem rothen Querbalken und ein goldener Greif in blauem Felde vorfindet.

Meine Erziehung wurde liebevoll und sorgfältig geleitet. Mit Dankbarkeit muß ich meines frühesten Lehrers im väterlichen Hause gedenken, dessen Anregungen und geistiger Pflege ich es schulde, daß meine Gedanken sich nicht ganz an Säbel und Pferd, Jagd, Gefecht und den mannigfachen Tumult des Lebens hingen, um darin zu zersplittern, sondern sich auch sammeln, befestigen und höherer Richtung nachtrachten konnten. Es war dieser Freund meiner Jugend der Magister Findeisen, ein Sachse von Geburt, der später in einer höhern Schulbedienung zu Dorpat gestorben ist. Er hat sich auch als Schriftsteller bekannt gemacht [1]). Die Ausbildung in der französischen Sprache und des Benehmens in der Gesellschaft besorgte üblicher Weise ein leichtfertiger und leichtfüßiger aber sonst wohl unterrich-

---

[1]) F. G. Findeisen hat drucken lassen: Räsonnement über einige Maximen der alten Welt und ihren Einfluß auf die Denkungsart der Menschen der alten und neuen Zeit. Ein Fragment. Riga. Hartknoch. 1777. 152 S. in 8. — Es ist ein Buch, das den Verfasser als einen seiner Zeit vorauseilenden Selbstdenker beurkundet. Anmerkung des Herausgebers.

teter Franzose, Monsieur Pourpier, der mich auch nachmals als eine Art von Führer nach Petersburg begleitet hat, und zuletzt eine Anstellung in Dorpat fand.

Die Schulbildung erhielt ich auf der Ritterakademie zu Reval, die damals vier Professoren, vier Kollegen und noch Supplementarlehrer hatte. Da gab es Latein und Alterthümer, Weltgeschichte, Geographie und Geometrie, Physik und Physiologie, und noch vieles andere, neben Reitübungen und Fechtstunden. Mein Vater, einer der zwölf adeligen Kuratoren dieser Anstalt, schonte keine Ausgaben. Aus den Lehrgegenständen suchte ich mir vorzüglich das aus, was ich zur Kriegskunde für nöthig hielt und ergriff dann noch mit Vorliebe, was man die schönen Wissenschaften nennt. Für die Zukunft bildete ich mir Entwürfe aus, die ganz das Gegentheil von dem waren, was man Stubenleben nennt.

In meinem dreizehnten Jahre ward ich durch glücklichen Zufall Augenzeuge einer Seeschlacht, der bei Reval am 14. Mai 1790, in welcher die Schweden zwei Linienschiffe gegen die Russen verloren, wovon eins in die Luft flog. Das Furchtbare und besonders das Großartige des Auftritts machte mein junges Herz erbeben. Ich dachte fortan oft an Schlachten und hegte den heißen Wunsch, eine wieder zu sehen. Solcher Wunsch ging in der Folge hinlänglich in Erfüllung. Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle.

Im siebzehnten Jahre meines Alters war ich ein schlanker, hochaufgewachsener Bursch, der nicht übel ausschaute. Man dachte nun an meine Vorbereitung für den Kriegsdienst, den man, nach damaliger Uebung, nicht früh

genug anfangen konnte. Ich sollte unter gehöriger und ansehnlicher Obhut nach Petersburg reisen und dort den ersten Waffendienst, bis zur Beförderung zum Offizier, so rasch und vortheilhaft als möglich bestehen. Die Einleitungen hierzu wurden gemacht, und die erste Trennung vom Tummelplatze der Knabenjahre stand mir bevor. Nicht ohne Schmerz denke ich an diese Zeit zurück.

Auch eine jugendliche Liebe schwebt mir noch vor den Blicken, als eine der letzten Reminiscenzen des Lebens im väterlichen Hause. Ein schlankes, blondes Mädchen, Tochter eines abhängigen Wirthschaftsbeamten in Rasick, nur wenige Monate jünger als ich, war das holde Kind, das bis dahin mir unbekannte Gefühle in der noch knabenhaft ruhigen Brust erwecken sollte. Sie trug ein grünes Mieder, das sich fest um die zarte Gestalt und den schwellenden Busen legte, und immer fort ein grünes Mieder, weil sie kein anderes hatte. Wie lieb ward mir fortan die grüne Farbe! Ich ward selbst nach und nach grün wie ein Zeisig; Jagdrock, Band der Jagdtasche, Mütze waren grün und, der Metapher nach, grün auch die Gedanken. Auf Wegen und Stegen folgte ich durch den grünen Wald dem schönen Mädchen, oder sah sie über den Zaun im Gehöft des Vaters sitzen. Da rissen mich die eben erzählten Vorbereitungen von hinnen. Ich trennte mich von Kaja (so hieß das holde, blonde Kind in der wohlklingenden ehstnischen Sprache, als Verkleinerung von Katharina), eine tiefe Wunde im Herzen und der grünen Farbe eingedenk. Wie oft sprach ich, als bald hierauf die Dienstuniform meine jungen schmächtigen Schultern deckte und manchmal drückte: „Immer zu, es

ist ja Kaja's Farbe!" — und Jahre hindurch, auf ermüdendem Marsch, im nassen, kalten Bivouac, habe ich, den verhängnißreichen Rock ab und zu anblickend, mir lächelnd gesagt: „Kaja's Farbe!"

Nach Petersburg reisete ich (1793) unter der Hut meines würdigen und edelgesinnten Oheims, des Generals Christoph von Benckendorf, Vaters der später bekannt gewordenen Brüder, der Grafen Alexander und Konstantin von Benckendorf, so wie der noch lebenden Fürstin von Lieven [2]). Schon früher hatten von Reval aus gethane Schritte meine Aufnahme als Sergeant in dem Semenowschen Garderegiment bereitet, und bei unserer Ankunft stellte mich demnach der General Benckendorf dem Chef dieses Regiments, dem Grafen Nikolai Saltykow, als seinen Untergebenen vor. Der Graf behandelte mich freundlich und nahm mich unter seine Ordonnanzsergeanten auf, eine Auszeichnung, die ich dem Fürwort meines guten Oheims verdankte. Außer mir hatte der Graf nur noch drei Ordonnanzsergeanten, den Fürsten Mestscherskoi und zwei junge Grafen Tolstoi. Wir nahmen in seinem Hause ungefähr die Stellung ein, die in längst vergangenen Zeiten die adeligen Pagen in der Haus-, Hof- und Kriegshaltung eines mächtigen Feudalherrn inne hatten. War zum Beispiel Wallenstein nicht in der Art einst Page bei dem Markgrafen von Burgau?

Die Gräfin Natalia Wolodimerowna Saltykow war mit meiner Tante, der Generalin von Benckendorf, in einer freundschaftlichen Verbindung, und dieser Umstand

---

[2]) Seitdem verstorben (1857).

hatte die gute Folge für mich, daß sie auch mir eine Gönnerin ward, die sich meiner in vielen Fällen annahm. Indeß schützte mich solches doch nicht vor gelegenheitlichen Launen, deren sie viele hatte, und die ihr eine Art von Berühmtheit gaben. So durfte sich niemand ihr nahen, dessen Haar mit duftender Pommade gesalbt war, oder sich an der Tafel, an der sie sich befand, als dreizehnter Genoß niedersetzen: er lief Gefahr, von ihr in einem heftigen Ausbruch des Unwillens fortgeschickt zu werden. War jedoch der mille-fleurs Duftende oder der unselige Dreizehnte eine Person von solcher Bedeutung, daß man sich gegen ihn zu schmiegen hatte, so verließ sie selbst mit deutlichen Zeichen der Entrüstung das Gemach oder die Tafel. Mir ist beides begegnet, nämlich fortgesendet zu werden, weil ich Heliotrope-Pommade in mein Haar gebracht, und weil ich als Dreizehnter und Jüngster mich an ihrer Tafel niedergesetzt hatte.

Mein Dienstverhältniß bei dem Grafen Saltykow brachte es mit sich, daß bei den großen Versammlungen und Festen, die am Hofe stattfanden, ich ihn dorthin begleitete. So lernte ich allmälig die hochstehenden Personen, wenigstens dem Ansehen nach, kennen. Als erster Stern, alle andern weit überstrahlend, glänzte damals Fürst Platon Zubow. Um ihn sammelten sich zu einer Konstellation die geringeren Sterne. Doch gab es unter ihnen solche, die, von dem Hauptstern absehend, ihre eigenen Bahnen wandeln wollten. Sie hießen bei uns jungen Leuten, die sich in ihren Winkeln schon einen Einfall erlauben konnten, die Ungepuderten, aus folgender Veranlassung. Es galt für eine besondere Gunst und

Auszeichnung, bei dem Lever des Fürsten und zur Zeit der Toilette gegenwärtig sein zu können. Der Fürst aber ließ sich, wie der Minister Kaunitz, mit solcher Verschwendung von Puder pudern, daß das Gemach davon erfüllt ward, wobei er natürlich im Pudermantel beharrte. Es konnte nicht fehlen, daß viel von dem Puder auf die Umstehenden fiel, die schon ihre Gallaröcke anhatten. Aber wenn sie nun, als Folge davon, den weißen Staub auf Brust und Achseln trugen, so galt dieß nicht für eine Nachlässigkeit, sondern diente als Beweis, daß sie so eben in der vertrauten Nähe des Fürsten gestanden hätten, und ward von strebenden Gemüthern hoch beneidet.

Zu den Männern, die ich damals in dem großen Hofpanorama sah, und deren Gedächtniß besonders in mir haften blieb, gehört der Baron (nachmalige Graf) von Fersen. Er hatte seine Abschiedsaudienz bei der Kaiserin Katharina gehabt, und ging nun ab, die Polen zu bekämpfen, die er auch glücklich genug um ihren großen Dictator Kosciuszko brachte. Er kannte mich schon von Hause aus und schlug mir vor mit ihm zu ziehen. „Da kannst Du Dich pommadiren, scherzte er, man riecht's im Pulverdampf nicht, und hieb- und schußfest bist Du ja auch." — Doch nachdem darüber weitere Rede wurde, widersetzte sich dem Projecte besonders die Gräfin Saltykow. „Was, sprach sie, ihr wollt schon jetzt das junge Blut verspritzen? Nein, das gebe ich und Madame Benckendorf nimmer zu." — Es wurde aus der Sache nichts, und gewiß zu meinem Besten, denn der Krieg hatte gar bald sein Ende erreicht.

Ich muß hier nachträglich die Worte des Barons

Fersen erklären, der mich hieb- und schußfest nannte. Solches hängt mit folgendem Geschichtchen zusammen. Als ich für den Kriegsdienst flott gemacht und equipirt wurde, wollte meine gute, zärtliche Mutter, nach Mutterart, nicht bloß das Extrabündelchen und das Extrabeutelchen für mich fertig machen, sondern mich auch anderweitig vor allen Gefahren bewahren. Wer verdenkt's einem Mutterherzen! Sie war gewiß eine würdige Frau, frei von allem Aberglauben und voll Gottesfurcht im Herzen, was schon allein von jedem Hexenwerk abwendig macht. Aber die Gefahr des geliebten, noch so jugendlichen Sohnes, die man vielleicht durch ein unschuldiges, Niemand schadendes Mittel abwenden kann, warum soll man es nicht versuchen! Eine Bäuerin stand im Rufe, Wunden zu heilen und Wunden zu verhüten; man sagte, sie hätte mehr als einem Rekruten ein Wundertränkchen gereicht, worauf er nie verwundet worden sei. Die alte Frau wurde geholt, und braute auch mir ein Tränkchen, das ich herzhaft und nach der Vorschrift aus einem Gewehrlauf verschluckte. Dann sagte mir noch die Hexe: „ich würde fünfundzwanzig Völker glücklich bekämpfen und über zweie herrschen." Meine gute Mutter lohnte sie zufriedenen Herzens ab.

Auf diesen Vorfall spielte Fersen in seinen an mich gerichteten Worten an. Er mochte davon durch die Meinigen oder auch vom General Benckendorf in scherzhafter Erwähnung gehört haben. Seltsam bleibt es, daß ich aus den unzählbaren Gelegenheiten todt oder zum Krüppel geschossen und gehauen zu werden, nur vier unbedeutende Fleischwunden davongetragen habe, und daß dabei

weder von Kugel noch Säbel je ein Knochen verletzt worden ist. Wenn ein schlichter soldatischer Veteran, der im Beginn seines wettergeschlagenen Lebens, gleich mir von dem Wundertrank aus dem Gewehrlauf getrunken, sich am Ende vom Schlachtengeschick mir gleich oder noch mehr begünstigt sieht, ist es halt nicht natürlich, daß er die Hexe, seine alte Bekannte, oder ihre Nachfolgerin, den jungen Rekruten als eine sehr brauchbare Helferin in der Noth empfiehlt?

Nach solcher Digression kehre ich zu meinem Leben in Petersburg zurück. Ich bewohnte in der kleinen Seestraße (Morskaja) mit vier Landsleuten, von der Pahlen, von Budberg[3]) und zwei Brüdern von Helfreich[4]), eine hübsch eingerichtete Wohnung, und wir machten gemeinsame Wirthschaft. Die Dienstverhältnisse ließen uns Zeit genug, das Schauspiel zu besuchen, die Merkwürdigkeiten der Stadt zu sehen und auch wohl ab und zu eine wissenschaftliche Richtung zu verfolgen. Spiel und Liebe blieb mir noch fern; dagegen erwachte in mir der kindliche Wunsch, nach der Abwesenheit von mehrern Monaten, das väterliche Haus wiederzusehen. Ich erhielt Urlaub und traf um Pfingsten in Rasick ein. Der Vater war abwesend, aber die Mutter da und die Schwestern. Sie fanden mich gewachsen und ganz allerliebst in der Uni-

---

[3]) Später Generallieutenant und Chef einer Husarendivision (der dritten). Er starb 1829 in der Türkei. Eine glänzende Charge, die er mit dem Kürassierregiment des Kaisers 1813 bei Kulm ausführte, entschied die Schlacht.

[4]) Der jüngere von Helfreich ward später Generallieutenant und kommandirte das 1. Armeekorps.

form. Welche glückliche Zeit von vier Monaten verlief da für den Sergeanten, obgleich auch vorher ihm der Dienst nicht schwer gemacht worden war.

Am 1. October 1794 war ich zurück in Petersburg und begann wieder meinen Sergeantendienst, der aber nicht lange mehr währen sollte. Am Sylvesterabend dieses Jahres ward mir die frohe Nachricht, daß ich mit einer Anciennetät von acht Dienstjahren als Wachtmeister zur Garde zu Pferde versetzt sei; worauf ich am Neujahrstage (1795), dem Tage der Gnadenerweisungen, aus der Garde entlassen und, zum Rittmeister in der Armee umbenannt, zum Regiment der Ukrainischen leichten Reiter versetzt wurde. Solche Beförderungen waren in jener Zeit durchaus nicht ungewöhnlich, aber doch immer ein Act der Gnade, und ich verdankte die mir widerfahrene der Verwendung meiner vortrefflichen Tante, der Frau von Benckendorf. Wer konnte froher sein als ich! Meine neue Uniform wurde so schnell fertig, daß ich noch am Abend des 1. Januars auf dem Hofball erscheinen konnte. Mir widerfuhr hier die Gnade, Ihrer Majestät der Kaiserin Katharina vorgestellt und zum Handkuß zugelassen zu werden. Die Monarchin sprach in ihrer Milde die übliche Begrüßung aus, und mir war's als erhielt ich den Ritterschlag.

Ich blieb nur noch zwei Monate in Petersburg, besorgte meine Equipirung, wozu mein Vater mich mit hinlänglichen Mitteln versah, und trat darauf die Reise zum Regiment an, welches in der Umgegend von Warschau kantonnirte und zur Armee des Feldmarschalls Suworow gehörte. Meinen Weg dahin nahm ich über Reval, die

Eltern und die Schwestern zu begrüßen und besonders von den letztern meine neue Reiteruniform bewundern zu lassen. Dieß geschah auch ihrerseits, aber mit Thränen in den Augen. Ich fand meine arme Schwester Helena auf dem Krankenlager und sah sie hinsterben. Sie war erst seit dreizehn Monaten verheirathet und erlag den Folgen eines unglücklichen Wochenbettes, kaum 19 Jahr alt. Ich empfand diesen unerwarteten und schmerzlichen Verlust sehr tief, und es war ein Glück in der trüben Stimmung, in die ich versank, daß Pflicht und Dienst mich auf ein leichtes Postwägelchen warfen und in die weite zerstreuende Ferne führten.

In Riga angelangt, meldete ich mich bei dem General von der Pahlen, der damals Gouverneur dieser Stadt war [5]). Seinen ehstländischen Verwandten zugethan, behandelte er mich mit Güte und gab mir Empfehlungen mit an den Fürsten Repnin und Briefe an seine beiden Söhne. Mit solcher Unterstützung kam ich in Grodno an und fand dort Gönner und Freunde. Die beiden Pahlen, im Stabe des Fürsten Repnin, nahmen mich freundlich in ihre Wohnung auf und ließen mich das Leben in Grodno in seinen Höhen sehen.

Der König Stanislaus verweilte damals dort in einer Art von Haft. Russische Offiziere, darunter vorzüglich die beiden Pahlen, Paul und Peter, machten seine maison militaire aus, und nahmen auch mich mit in das königliche Palais, wo der entsetzte Monarch voll Resig-

[5]) Später General en chef, Graf, Andreasritter, und von Europäischer Berühmtheit.

nation, aber nicht ohne Glanz und würdige Haltung die künftigen Tage erharrte. Man lebte mittlerweile recht gut, wenigstens was die maison militaire betraf, und was ging mich übrigens der in sein Verhängniß verwickelte Nachfolger Königs Wladislaw des Ellenmännchen an![6]) — Neben ihm hauste in mehr als königlicher Pracht der Fürst Repnin. Zweimal in der Woche gab er glänzende Bälle. Die schönen Polinnen erschienen nicht ungern, und mochten auf dem glatten Parquet, glühende Blicke umhersendend, über die Sieger siegen, vor denen ihre Männer und Brüder im Felde erlegen waren. Es kümmerte mich auch dies nur wenig. Ich trug meine Reiteruniform zur Schau und gab nur acht, ob ein schöner Blick daran und an meinem keimenden Stutzbart hängen bleiben wollte.

Vierzehn Tage verrannen in dieser Weise und ich mußte hierauf die Paar Meilen vorwärts nach Bialystok reisen, wo der Stab meines Regiments sich befand. Es ward damals vom Obersten von Anrep[7]) befehligt, und einen würdigern und edlern Chef hätte mir das Geschick nicht zuweisen können. Es galt vor allem den Dienst kennen zu lernen und aus dem überzähligen Offizier, der ich war, ein seinen Platz wirklich ausfüllender zu werden. Anrep ging mir dabei mit Lehre und Muster vor, und der wenig belebte Ort, an dem wir standen, war meinen eifrigen Bemühungen günstig. Auch erinnere ich mich

---

[6]) Wladislaw Lokietek, so genannt wegen seiner Zwerggestalt, sonst ein gewaltiger König, auf dessen Grab in Krakau man die Inschrift gesetzt hat: Ubi nodus Gordius, ibi ille Macedo et ensis.

[7]) Blieb als General 1807 bei Mohrungen in Preußen gegen die Franzosen.

Bialystoks mit Vergnügen; es ward meine militärische Universitätsstadt, wo ich an den Lippen und dem Vorbild meines ritterlichen Lehrers Anrep hing. Neben ihm waren dazumal auch andere später hochstehende Militärs in Bialystok, deren Theilnahme und Gunst ich mich erfreute, und die ich gleichfalls zu meinen Lehrern in der Kriegskunde und dem Cavaleriedienst rechnen darf, so daß ich mit Bedacht den Aufenthalt in Bialystok als mein Kriegsuniversitätsjahr, obschon es keine volle zwölf Monate zählte, angesehen habe. Ich nenne die würdigen und zum Theil berühmten Namen eines Grafen Wittgenstein [8]), Manteuffel [9]), von Kursell [10]). Sie alle ließen sich herab, aus dem reichen Schatze ihrer Erfahrungen dem neugeschaffenen Kapitän die Lehren und Weisungen zukommen zu lassen, die ihm nützlich werden konnten.

Das Regiment erhielt den Befehl, ein Lager zwischen Bielsk und Ploski an dem Narew zu beziehen, wozu wir uns mit dem Regiment der reitenden Jäger von Kiew unter Oberst von Saß [11]), dem fanagorischen Grenadierregiment unter Oberst Sherebzow [12]) und einem Kosakenregiment zu einem Corps vereinigten, das unter dem

---

[8]) Damals Oberstlieutenant, später Fürst und von Europäischer Berühmtheit.

[9]) Damals Premiermajor; blieb später als Generallieutenant bei Leipzig.

[10]) Nahm seinen Abschied als Oberst.

[11]) Oft genannt in dem Türkenkriege von 1809—10; starb als Generallieutenant.

[12]) Später Generallieutenant; wurde bei dem Feldzug in Holland getödtet.

Oberbefehl des Generallieutenants Moritz Lascy [13]) stand. Unser Lager wurde von Warschau aus von dem Helden des Tages Suworow besucht, und ich erinnere mich der wunderbaren, elektrischen Wirkung, die seine bloße Gegenwart auf die Soldaten ausübte.

In einer der anstrengenden Uebungen, die diese Heerschau herbeiführte, erlag ich bei noch nicht gestählter Kraft einem Unfall. An einem drückend heißen Tage, nach scharfem Ritte und mitten in einer schnellen Bewegung des Regiments, sank ich ohnmächtig vom Pferde, und ein heftiger Blutsturz drang aus Mund und Nasenlöchern heraus. Ich lag alsbald in einer Lache von Blut, ward bewußtlos aufgehoben und in ein Zelt gebracht. Der Arzt fand meinen Zustand bedenklich und ließ mich in ein nahes Dorf tragen, um in einem Bauernhause mehr Ruhe und Pflege zu haben. Dort besuchte mich mein guter Oberst Anrep, und da meine Brust sehr leidend schien, der Arzt meinen Zustand gefährlich fand, überredete er mich, für eine Zeitlang den angreifenden Reiterdienst aufzugeben, und im väterlichen Hause Erholung, Ruhe und die Wiedergewinnung meiner schwankenden Kräfte zu suchen.

Ich wies den väterlich gemeinten Vorschlag nicht zurück, erhielt Krankheits halber einen unbegränzten Urlaub, und reisete wiederum auf Grodno zu, wo ich bei den gastfreundlichen Brüdern Pahlen mein Absteigequartier

---

[13]) Einer der ausgezeichnetsten Theilnehmer an dem Sturm von Ismail und auf Praga; befehligte später das Hülfskorps in Neapel und starb als voller General 1820.

nahm. Der jüngere, Graf Peter[14]), lag eben auch auf einem Krankenlager und wurde von dem Leibarzte des Fürsten Repnin behandelt. Dieß gab denn auch mir Gelegenheit, mich seines Raths zu bedienen und etwas gekräftigter meinen Weg fortzusetzen. Der Graf Paul von der Pahlen[15]) ging eben in einem Auftrage des Fürsten nach Petersburg und wir reiseten ein Paar Stationen zusammen; doch ich mußte bald hinter dem Eilenden zurückbleiben und meinen Weg langsam und bedächtig fortsetzen, um in Kowno und darauf in Mitau bei dem Vater meines Reisegefährten, dem alten Grafen von der Pahlen, auszuruhen, der inzwischen Generalgouverneur von Kurland geworden war.

In Riga erholte ich mir Rath bei dem berühmten Arzte Dr. Stoffregen, der mich über den organischen Zustand meiner Brust beruhigte, gleichwohl äußerste Vorsicht und besonders Ruhe anempfahl. Vierzehn Tage brachte ich darauf in Widdrisch, dem wohlgelegenen Gute meiner Tante, der Frau von Budberg, zu, mich wieder heimathlicher Gegend erfreuend und die kranke Brust an heimathlicher Luft labend. Dann ward der nicht mehr weite Weg bis zum väterlichen Dache fortgesetzt, wo mich offene Arme empfingen. Mütterliche Pflege und isländisches Moos thaten dem Genesenden wohl. Bald fühlte ich mich besser, und obgleich noch etwas schwach, doch der Gefahr entrückt.

---

[14]) Später Generaladjutant und außerordentlicher Botschafter in Paris. Einer der ausgezeichnetsten Generale des Russischen Heers.

[15]) Später Generallieutenant und Chef einer Cavaleriedivision.

Mein Vater, der mich über meinen Zustand und meine Krankheit zerstreuen wollte, schlug mir eine Reise nach Dorpat vor, um dort meine livländischen Verwandten kennen zu lernen. Ich reisete also ab, und zwar mit meinem älteren Bruder Karl, der seine eigenen Entwürfe zu verfolgen hatte. Dorpat, damals noch ohne Universität, wird den Winter über der Vereinigungsort des in der Umgegend wohnenden Adels, und an Bällen für die schönen Burgfräulein, an Koncerten und anderem gesellschaftlichen Tumult fehlt es nicht. Ich stellte indeß den blassen, bleichen Ritter dar, der in einem Tournier niedergeworfen, noch an seinem Gebreste leidet und dem bunten kreisenden Reigen nur zuschaut. Minnelieder hätte ich singen können, denn die Burgfräulein waren schön, und viele Basen und Bäschen dabei, aber dazu fehlte die Kunst. So schaute ich denn, wie gesagt, zu und drehte Blumengewinde und Kränze aus Worten für die schönen Zuhörerinnen.

Unterdessen betrieb mein Bruder Karl ein ernstes Geschäft und errang den Preis, die Hand eines reichen Burgfräuleins, einziger Erbin eines beträchtlichen Vermögens, in dessen Nutznießung sie am Tage der Vermählung trat. Ohne Figur zu sprechen, er ward Bräutigam; seine Braut war die einzige nachgelassene Tochter des Generallieutenants Baron von Friesel, eines reichen Gutsbesitzers in Ehstland. Die Vermählung fand einige Monate später statt.

Noch früher feierten wir die Vermählung meiner Schwester Henriette mit dem Grafen Steinbock. Meine arme Schwester starb nach wenigen Jahren einer glück-

lichen Ehe, wie ich dessen noch zu seiner Zeit gedenken werde, aber es überlebte sie eine Tochter, ein holdes verjüngtes Bild der Mutter, und ein Sohn, der, dem unabwendbaren Gelüst der Abstammung folgend, zu Kampf und Krieg auszog, und in den Schluchten des Kaukasus im harten Streit bei Dargo ein Bein einbüßte, so daß er jetzt ein Heldentorso dasteht.

Zweiter Abschnitt.

1796 — 1804.

Zweiter Abschnitt.

Dienstjahre unter der Regierung des Kaisers Paul. — Feldzug in der Schweiz 1799.

Gegen Ende des Jahres (1796) verließ ich das elterliche Haus, um zum Regiment zurückzukehren, das seine Kantonnirungen in der Gegend von Lutzk (in Wolynien) genommen hatte und jetzt zum Corps des Fürsten Prosorowsky gehörte. In Riga angekommen vernahm ich die vielen nach dem Tode der Kaiserin Katharina im Heere erfolgten Veränderungen und neuen Anordnungen. Eine mich sehr nah angehende war die, daß alle in unbestimmtem Urlaube von ihren Regimentern abwesenden Offiziere als gänzlich aus dem Dienst entfernt zu betrachten und zu behandeln wären. So war ich denn, ehe ich mich dessen versah, des Dienstes überhoben, und die weitere Reise nach Wolynien war überflüssig geworden. Was war jetzt zu thun? Ich befand mich in großer Verlegenheit und fast in Verzweiflung; wußte nicht, ob ich vorwärts oder rückwärts sollte. Da wurde durch kaiserliche Gnade der General von Benckendorf zum Kriegsgouverneur von Riga ernannt. Er hatte sich gegen mich immer als ein theilnehmender Verwandter bewiesen, und ich erwartete

getröstet und voll Zuversicht seine Ankunft im Gouvernement. Diese erfolgte bald und der arme Neffe, dessen Schuld nicht groß war und meistens in der früher üblichen, nachsichtigen Disciplin lag, fand in ihm einen bereitwilligen Beschützer. Benckendorf schrieb und empfahl mich dem General Rumsen, der vom Kaiser Paul zum Generalinspector der Cavalerie ausersehen worden war. Dieser treffliche Mann nahm mich in sein eigenes Regiment, das Kürassierregiment von Rumsen, auf und behandelte mich bald wie seinen Sohn. Es ist in Rumsens Regiment und unter seiner einsichtsvollen Leitung, daß ich den Cavaleriedienst und den Kriegsdienst überhaupt recht kennen und lieben lernte. Alle Einzelheiten des Reiterdienstes waren ihm genau bekannt, und er hielt strenge darauf, daß die Offiziere seiner Inspection die Uebungen hielten und den Unterricht empfingen, den er als nöthig ansah. Er hatte sein Hauptquartier in Mitau genommen. Dorthin ließ er von jedem Regiment seiner Inspection eine Schwadron kommen, übte die Offiziere im Gebrauch der Waffen, war beim Unterricht im Reiten gegenwärtig, und verlangte selbst, daß sie sich auf den Hufbeschlag praktisch verstünden. Unterdessen zog das ihm verliehene und jetzt nach ihm benannte Regiment, das der reitenden Carabiniers von Starodub, aus seinen bisherigen Standquartieren auf den Küsten des Schwarzen Meers heran und sollte im benachbarten Livland dislocirt werden.

Mittlerweile genoß ich jugendlicher Küraßreiter des Lebens in Mitau, welches, das zunächst umliegende Land dazu gerechnet, zu jeder Zeit ein frisches und frohes

gewesen ist. Am Vormittag Schießen nach dem Ziel, Fechten und Reiten, am Abend Tanz im Casino, wenn es welchen gab, oder ein scharfer Trab, der mich auf irgend eine nahe Kurländische Burg brachte, wo es an schönen Burgfräulein nicht fehlte. Junges Herz was willst Du mehr? Klirrende Waffen, wiehernde Pferde, und wenn das vorüber, Rennen nach schönen Augen, einem möglichen Händedruck. Ich war zur Zeit ein langer, schlanker Gesell, braunhaarig, blauäugig, mit einem keimenden Barthaar auf der Oberlippe, und konnte schon einen schmachtenden Ritter aus irgend einer Ballade in mir darstellen.

Indem der Dienst und mein guter alter General es erlaubten, machte ich eine Flugreise nach Reval. Ich traf jedoch meinen Vater nicht vor. Er war auf der Poststation Jewe, der Gränze Ehstlands, um dort den nach Petersburg durchreisenden König Stanislaus von Polen seitens der ehstländischen Ritterschaft zu bekomplimentiren und durch die Provinz zu geleiten. Ich reiste darauf auch nach Jewe, sah meinen Vater und eilte zurück nach Mitau.

Da das erwartete Regiment inzwischen angekommen war, verließen wir Mitau und rückten nach Walk, einem kleinen livländischen Städtchen, wo der Stab seine Quartiere nahm. Da ich vor der Hand als ein überzähliger Offizier rechnete, machte mich der General zum Platzmajor. Dieser mein Platz war leicht zu übersehen. Wo man auch in Walk steht, man sieht überall gleich zum Städtchen hinaus in die freie Landschaft. Dessen ungeachtet gab es doch ein recht lustiges Leben in Walk.

Die Offiziere hatten ein Casino eingerichtet, und machten die jungen Frauen der Stadt tanzen, woran zuweilen auch die Burgfräulein aus der Nähe Theil nahmen. Außerdem bildete das Haus des Generals einen immer offenen und angenehmen Versammlungsort. Neben der gewöhnlichen Unterhaltung gestaltete er zwei Sprechabende über militairische Gegenstände, und dazu legte er Karten, Pläne, Bücher und Zeitungen aus. Einsichtsvoll und belehrend für uns waren seine Bemerkungen über die damaligen Kriegsoperationen, und ich erinnere mich noch mit Vergnügen seiner Erklärungen über Moreau's Rückzug, und wie er uns auf der Karte die Orte nachwies, über welche allein dieser sich aus der bedrängten Lage hatte retten können, in die ihn des Erzherzogs Karl Sieg über Jourdan gebracht hatte.

Rumsen lebte anständig aber gewöhnlich frugal, nur einen Tag in der Woche hatte er, an dem er dem damals noch sehr üblichen Pokuliren sein Recht angedeihen ließ. Es war der Freitag, den er nach einer eigenen Etymologie den freien Tag zu nennen pflegte. An solchen freien Tagen liebte er einen zahlreichen Zuspruch zu seinem Mittagsmahle, das schon um zwei Uhr begann und manchmal erst um elf Uhr Nachts endigte. Die Champagnerflaschen wurden aus dem Keller korbweise hinaufgeschafft und es gestaltete sich zuweilen ein wahres Schlemmen. Ich habe den General, den stattlichen, großen, breitschultrigen Mann an solchen Tagen bis zu zwölf Flaschen Champagner allein für sich austrinken sehen. Er wankte dabei nicht, blieb derselbe imponirende, tafelbeherrschende Wirth, aber das Antlitz röthete sich, die Lebensgeister

wurden gesteigert und die Erhitzung blieb nicht ganz aus. An einem solchen freien Tage gerieth er einst in Streit und Wortwechsel mit einem reichen und angesehenen Gutsbesitzer der Gegend, dem Baron von Ungern-Sternberg. Da über die erbitterte Wendung, die der Wortzwist nahm, die erschreckten Gäste von ihren Sitzen fuhren, rief der General nach seinen Pistolen, die immer geladen in der Nähe waren, und wollte den Baron auf der Stelle erschießen. Indem die aufwartenden Bursche soldatisch gehorchten, so lagen die kugelschwangern Röhre bald auf dem Kredenztisch neben den Flaschen, als ich, wie ein Sohn des Hauses behandelt und dem General kindlich ergeben, ihm in den Arm fiel und flehentlich bat, es nicht zu solcher äußersten That kommen zu lassen. Aber da packte mich der Alte, obgleich wegen schwerer Verwundung immer der Stütze einer Krücke bedürftig, mit der einen freien Hand und drückte mich so gewaltig an die Brust, daß ich heftig gequetscht laut aufschreien mußte und er mich beinahe erstickt hätte. Indeß eben durch diese Kraftäußerung verging der erste aufflammende Zorn und da inzwischen andere Gäste sich des Barons bemächtigt hatten, so gelang es unsern vereinten Bemühungen, die in Zwist Gerathenen zu versöhnen, und einem größern Aufsehen, vielleicht einem Mord zuvorzukommen.

Rumsen war seiner Herkunft nach ein Däne und von guter Familie. Noch in jungen Jahren trat er in französischen Kriegsdienst, focht im siebenjährigen Kriege unter dem Marschall Broglio und zeichnete sich bei mehrern Gelegenheiten aus. Die Kaiserin Katharina, auf ihn aufmerksam gemacht, bot ihm eine Anstellung im Rus-

sischen Heere an; er trat in dasselbe als Generallieutenant über, und befehligte bald darauf mit Ruhm ein Korps in Finnland gegen die Schweden. Von Gestalt war er groß, mußte sich aber, wie schon oben erwähnt, wegen schwerer Verwundung am Fuß, einer Krücke bedienen. Mit Schwierigkeit stieg er zu Pferde, saß er aber einmal im Sattel auf seiner herrlichen englischen Stute, die allein im Stande war, die ungeheure Masse zu tragen, so erschien er als ein trefflicher und unermüdeter Reiter, dem keiner von uns es gleichthun konnte. Sein Küraß war so breit, daß ich mich einst wie in eine Wiege hineingesetzt hatte und mich darin herumschaukelte, als er plötzlich dazu trat. Viel Geld auf Pferde, seinen freien Tag und überhaupt in sorgloser Kriegerart verthuend, war er oft in Geldverlegenheiten, und nehme ich dazu seine Derbheit, seine militairischen Gewöhnungen, ja sein inniges Verwachsen mit dem Stande, den er gewählt, so sehe ich in ihm das Bild eines alten, tapfern, gewaltigen Kriegsobersten des Mittelalters, wie ich ein solches später in Walter Scotts Romanen so trefflich gezeichnet gefunden habe.

Von solcher Abschweifung nach Walk zurückkehrend, muß ich noch gedenken, daß es dort, außer den Sprechabenden und dem Saufabend am freien Tage, noch Spielabende gab, die bei dem Obersten des Regiments Schiray, einem Neffen des Grafen Besborodko, statt fanden. Es wurde zwar gemeinhin nur Boston, aber mit Virtuosität und sehr hoch gespielt. Dort machte ich meinen Kursus des feinen und hohen Spiels, und erlangte eine Sicherheit und Ausbildung, die selbst nicht ohne Einfluß auf

Lebensrichtungen und Entschließungen geblieben ist. Im Spiel sind die jungen Kräfte, trotz der leichtern Ueberstürzung, gewöhnlich glücklich. Es scheint darin eine seltsame Mystik des Schicksals zu liegen, das gleich einer Nixe den unversuchten Knaben, indem es ihm ewigen Gewinn und goldene Berge verheißt, in die tiefen Fluthen des Spiels verlockt und oft darin begräbt.

Gegen Weihnachten 1797 brachten mich schäumende Postpferde in wehenden Schneewirbeln wieder nach Ehstland. Dießmal traf ich die Meinigen alle versammelt bei meiner Schwester der Gräfin Steinbock. Ich war froh und glücklich über dieß Zusammenleben, denn was geht über das frohe Gefühl des durch Verhältnisse Vereinzelten, wenn er sich bewußt wird, dem heimischen Kreise nicht zu entfremden!

1798. Nach Walk zurückgekehrt, mußte ich es bald verlassen. Jetzt in das Regiment selbst eingetheilt, ward ich mit der 4. Kompagnie[1]), die ich erhielt, in die Standquartiere nach Rujen befördert. Dieses beträchtliche Gut, in mehrere separate Besitzungen getheilt, mit einem Pastorat und einer Poststation, liegt an der großen Heerstraße, die von Reval nach Riga führt und ist von letzterem Ort etwa 21 Meilen entfernt, wenn man auf der großen Straße bleibt. Verfolgt man den Weg in einem leichten Wägelchen mit flüchtigen Pferden von Gut zu Gut in gerader Richtung, so hat man es um ein be-

[1]) Die Regimenter zählten damals 5 Schwadronen, deren jede wieder in 2 Kompagnien zerfiel. Löwenstern stand demnach bei der zweiten Schwadron und befehligte die zweite Hälfte derselben oder die 4. Kompagnie des Regiments.

trächtliches näher. Rujen ist daher ein wohlgelegener Standort, voll Lebendigkeit durch die vorbeiziehende Heerstraße und die Nähe mehrer Landsitze. Auch schaut man dort auf einem Hügel die Ruinen einer alten Deutschen Ordensburg, von der das Landvolk erzählt, daß daselbst ungeheure Schätze an Gold, Silber und kostbaren Steinen vergraben liegen, die ein schwarzer, zauberhafter Hund bewacht.

Ich hätte vielleicht gesucht auf den Hund Jagd zu machen, aber ich kam gegen den Herbst nach Rujen, hatte mancherlei Sorge mit meinen Reitern, die nach dem neuen Reglement anders reiten, anders marschiren und anders exerziren sollten, als sie bisher gethan, und erhielt dazu in den letzten Tagen des Decembers den Befehl, mich innerhalb vierundzwanzig Stunden in Marsch zu setzen, um mich mit dem Regiment zu vereinigen. Am 1. Januar 1799 brach ich demnach von Rujen auf und fand in Walk Chef und Offiziere ungemein beschäftigt, das Regiment beim Ausrücken in ordonnanzmäßigen Stand zu setzen. Da in jener Zeit alle Ammunitionsstücke geändert und umgestaltet wurden, so fehlte uns die nöthige Zahl der neu vorgeschriebenen steifen Reiterstiefeln, um die ganze Mannschaft damit zu bekleiden. Wir rückten demnach am anbefohlenen Tage aus, vollzählig im Gliede, aber mit vielen Brüchen was die steifen Stiefel betraf. An den Rasttagen wurde zwar mit angestrengten Kräften an neuen Stiefeln gearbeitet, doch zu nahe lag Riga, um fertig zu werden; und doch mußten wir in voller Parade durch diese Stadt reiten, den Blicken der militairischen Inspectoren genügen. In solcher Noth wurden jedem

Reiter in der Rotte für den auswärts sichtbaren Fuß ein steifer Stiefel zugetheilt, indeß der innere Fuß die alten kurzen Stiefel anhatte, und so zogen wir mit wohlgedeckten Flanken durch die Defileen von Riga.

Unser weiterer Marsch ging nach Litauisch Bresz, wo wir zu dem Armeekorps zu stoßen hatten, das unter dem Befehl des Generals Fürst Sergius Golitzyn, einen Theil des Heeres ausmachte, das Suworow im Verein mit den Oestreichern gegen die Franzosen führen sollte. Unterwegs holte uns der Fürst ein und ließ uns die Revue passiren. Wir waren schon ganz nach Preußischem Muster ordonnanzmäßig gekleidet. Der Reiter saß zu Pferde in einem knappen tuchenen Kollet, ledernem Beinkleid, mit gepudertem Haar, unverwahrtem Ohr, auf dem Kopf einen mit einem Federbusch versehenen Hut, den er gegen den Wind sorgsam festzuhalten hatte. Wir Offiziere mußten durch gleiche Bekleidung mit einem guten Beispiel vorangehen. Es ist unbeschreiblich, was die Mannschaft in dem harten Winter von 1799, in solcher Bekleidung marschirend, von der Kälte auszustehen hatte.

Doch es war die Zeit raschen Wechsels; ehe wir noch Bresz erreichten, war Fürst Golitzyn von seinem Posten abberufen und der General Rumsen zu seinem Nachfolger bestimmt worden. Er begab sich sogleich mit Postpferden an den oben genannten Vereinigungsort des Korps, wir aber rückten erst im März dort ein und bezogen Standquartiere längs dem Bug. Es war gerade Frühjahr und die Zeit, wo dieser Fluß breit über seine niedrigen Ufer austritt. Durch die Anhäufung der Truppen in der Gegend konnten die bedrohten Lagen nicht ganz vermieden

werden, und das Austreten erfolgte dazu so plötzlich und mit solcher ungewöhnlichen Gewalt, daß Pferde und Geschirr nur mit Mühe gerettet werden konnten. Ich hatte dabei das Unglück mich heftig zu erkälten, und lag vom Fieber durchschüttelt in der elenden Hütte eines rußniakischen Bauern, vom Arzt zwar besucht, jedoch meist einsam, indem der überfluthende Bug die Kameraden vielfach beschäftigte und von mir entfernt hielt. In einer solchen Stunde, allein auf dem Krankenlager sitzend, empfing ich einen Brief, aus Bresz mir zugeschickt. Aufschrift, Siegel aus der Heimath, doch dieses schwarz. In tiefer Aufregung öffnete ich ihn: welche erschütternde Botschaft enthielt er! Meine gute Mutter, noch im kräftigen Alter stehend, war zu Reval unerwartet nach kurzer Krankheit gestorben. Es wurde mir dieses mit Theilnahme, mit Schonung gemeldet, aber wie vernichtend traf die Trauerkunde die kaum erst wiederkehrenden Kräfte! Ich sank zurück auf das Lager und die Krankheit schlug in ein gefährliches Nervenfieber um.

Mein väterlich gesinnter Numsen ließ mich, auf die Nachricht von meinem Zustande, nach Bresz bringen und sorgte für gute ärztliche Behandlung. Ich genas nach sechs schweren Wochen, die Gefahr war vorüber, aber die frühern Kräfte kehrten nur langsam zurück. Abgefallen und abgehärmt irrte ich armer Genesender an den öden Ufern des Bugs umher. Trübe Gedanken erfüllten die Brust; die Mutter todt, die Heimath fern! — Zugleich stand ich an der Gränze des Kaiserreichs. Die gegenüberliegenden Ufer des Bugs waren damals noch östreichisch und ich sah zuweilen weißuniformirte Soldaten mit

fremdartigen Helmen auf den Köpfen. Da hinaus in die Fremde sollte ich nächstens, noch weiter von der Heimath, das Grab der Mutter nicht sehen, aber wohl Kämpfen, Schlachten, vielleicht dem Tode entgegengehen. Diese ernsten Bilder entfalteten jedoch bald eine tröstende, ja eine erheiternde Seite. Mannigfacher Wechsel, buntes, ungekanntes Leben, aufregende Gefühle von Schlacht und Sieg standen bevor und reihten sich an einander. Ich blickte wieder zuversichtlich in die kommenden Tage, nachdem ich wie verwaiset in verödeter Welt gestanden.

Die Marschordre über die Gränze kam endlich, aber um dieselbe Zeit eine andere, die alle meine Kameraden und besonders mich tief betrübte. Der General Numsen wurde unerwartet seiner Stellung enthoben und der Oberbefehl des Korps dem General Rimsky-Korsakow übergeben. Solche plötzliche Aenderungen waren dazumal, wie schon gedacht, häufig; dessen ungeachtet fiel es uns schwer, unsern trefflichen Oberbefehlshaber zu verlieren, zumal insbesondere uns Offizieren von seinem Regiment; denn er verlor zugleich auch dieses, und befand sich dadurch, auch von der ökonomischen Seite, in einer bedrängten Lage. In ähnlichen Fällen ist es nicht blos der Verlust des Gehalts und anderer Vortheile der bisherigen Stellung, der den Militair ohne eigenes Vermögen in eine schwierige Lage versetzt, sondern noch hauptsächlich die Abrechnung, die er mit seinem Nachfolger rücksichtlich des innegehabten Regiments ins Klare zu bringen hat. Numsen war kein Verschwender, aber auch kein ängstlicher Wirth, und besonders kein steifer Rechner, dessen Bilanz immer abgewogen vor ihm liegt. Wer nun die schwierige und

weitschichtige Verwaltung eines Kavalerieregimentes, dessen Remonte ebenfalls dem Chef obliegt, sich deutlich denkt, kann sich es vorstellen, welche dornenvolle Arbeit die Ablieferung desselben ist, wenn der Nachfolger an dem kostbaren, wechselvollen und doch eisernen Inventar desselben zu klauben und zu mäkeln beginnt. Zum Glück war der neue Chef, der General Woinoff, ein Mann von Ehre und großmüthiger Denkungsart, dazu im Besitz eigener beträchtlicher Geldmittel. Mit seinem uneigennützigen Wunsch, die Abrechnung zu erleichtern, vereinigten wir Offiziere alle unsere Bestrebungen, die uns wohl fühlbaren Mängel nicht offen zu legen, sondern die Abhülfe künftiger Zeit und allenfalls eigenen Aufopferungen anheimzustellen. So kam denn eine Abrechnung und Ablieferung zu Stande, die meinen braven alten Rumsen nicht noch, zu seinem andern Ungemach, in die äußerste Geldnoth brachte.

Als unser Regiment unter dem neuen Chef, General Woinoff, von Litauisch Bresz abrückte, war commandirender Oberst desselben der Graf de Lambert, nachdem kurz vorher mein ehstländischer Landsmann Graf Igelström es, jedoch nur für kurze Zeit, gewesen. Ich war durch Nachwehen meiner überstandenen Krankheit noch so schwach, daß ich dem Regiment in einem Wagen folgte. Mein Zustand besserte sich durch die langwierige Schlepperei auf schlechten Wegen, durch das Lagern in schlechten Quartieren eben nicht, und so hatte der Oberst Graf Lambert zuletzt Mitleid mit dem armen Nachzügler und rieth mir in Krakau zu bleiben, um mich in Ruhe von einem Arzt behandeln zu lassen und dann das fortrückende Regiment zu seiner Zeit einzuholen.

Ich hätte hier einem phantasiereichen Polnischen Arzt in die Hände fallen können, der mich mit den wunderbar abenteuerlichen Mitteln behandelt hätte, die den Jüngern des Polnischen Aeskulaps so besonders eigenthümlich sind, aber der israelitische Lohnlakai, dort Factor genannt, den ich in seinem fliegenden schwarzen Gewande nach einem Arzte aussandte, brachte mir einen gelehrten Israeliten, auf dessen jetzt graues Haupt vor Zeiten ein deutscher Doctorhut gedrückt worden war. Ich hielt ihn auch für einen weitläufigen deutschen Landsmann, mit etwas eigenthümlicher Aussprache, und überließ mich ohne Besorgniß seiner Behandlung. Als ich in späterer Zeit seiner mosaischen Religionsansichten und seines Beschnittenseins inne wurde, stand mein Vertrauen zu ihm schon so fest, daß solcher Umstand keinen Eindruck mehr auf mich machte. Und wohl geschah mir. Der treffliche Greis nahm sich meiner mit Wärme an, saß oft an meinem verlassenen Lager und behandelte mich gewiß mit Einsicht und Treue, denn ich genas völlig und in kurzer Zeit. Noch mehr; als ich seine Mühen vergüten wollte, wies er mein Geld nicht nur zurück, sondern bot mir sogar einen Geldvorschuß an, indem er meinte, ich sei durch die Krankheit und die Entfernung des Regiments von Mitteln entblößt. Es war aber gerade das Gegentheil: mein Vater hatte mich zum bevorstehenden Marsch vollauf mit Geld versehen und meine Krankheit war eine Sparbüchse gewesen, wohinein alles das gefallen, was ein lustiges Kampagneleben in den müssigen Quartieren zu Bresz nicht hatte verschlingen können. Endlich gelang es mir, meinem großmüthigen Arzt die wohlverdiente Entschädigung auf-

zubringen, und als ich meinen Factor beim Ablohnen fragte, warum er mir denn nicht, wie ich es erwartet, einen christlichen Arzt geholt, antwortete er mir in seinem Krakauer Deutsch: „Nu was, wir hoben gedacht, der Herr werd' nicht zahlen, kain Gild, und da hett' mich der Pollak mit Gwalt geprügelt, wenn er bekommen kain Gild."

Rothe Postillone, im üblichen Roßtritt k. k. Postanordnung, brachten mich von Station zu Station wohlbehalten nach Olmütz, wo ich das Regiment erreichte und nunmehr zu Pferde in froher Gesellschaft jugendlicher Kameraden den Weg fortsetzte. Wir durchzogen Böhmen, ruheten ein Weilchen in angenehmen Quartieren bei Prag und setzten dann den Marsch auf Regensburg fort. Hier erfrischten uns wieder längere Rasttage, ehe wir auf Augsburg abrückten. Es gefiel mir in dieser ehemaligen Reichsstadt. Ein Graf Fugger nahm sich freundlich des jungen Kavaleristen an, der zwar schon eine Schwadron schwerer Reiter befehligte, aber noch gering wog, was Erfahrung und Kenntnisse anlangte. Er führte mich in Gesellschaften ein und trug Sorge, daß ich die alten Merkwürdigkeiten Augsburgs sah. So bewunderte ich denn auch am sogenannten „Einlaß" die Militairkünste der Philister Augsburgs in frühern Jahrhunderten. Es ist dieser „Einlaß" eine ungeheure eiserne Maschinerie zwischen starren hohen Thurmmauern, sinnreich erdacht und gewiß nicht ohne beträchtliche Kosten hergestellt, um einen Boten in der Nacht oder sonst zu einer Sperrzeit über Wall und Mauern in die Stadt zu lassen, ohne ein Thor oder ein Pförtchen zu öffnen. So viel Vorsicht ist dabei angewandt, daß der entschlossenste Raufer und Eisenfresser den wache-

habenden Gewürzkrämern und Kleidermachern der Stadt demüthig zu Füßen gelegen hat, wenn er auf diesem Wege in die Stadt gedrungen war. Betrachtet man solche „Einlasse", dann die schweren Harnische und Schienen, womit sich die Wagehälse des Mittelalters gleich Krebsen verwahrten, so kommt man fast auf die Meinung, erst der aufregende Pulverdampf späterer Zeit habe die Menschen wieder tapfer gemacht.

Ich wohnte in Augsburg mit dem Grafen Lambert im Gasthof zum weißen Lamm und lernte dort einen Emigranten Dupuis kennen, der durch die Ereignisse aus Frankreich und von seinen Renten gedrängt im Auslande vom Spiel als einziger Hülfsquelle lebte. Er witterte überall ein solches auf und zog ihm nach wie ein Rabe seiner Atzung. Auch uns machte er in Augsburg mit den Orten bekannt, wo wir in dieser Art uns vergnügen und unser Glück versuchen könnten. Doch hatte Dupuis wiederum seine hypochondrischen oder moralischen Augenblicke, wo er das Spiel verwünschte, sich davon fern hielt und auch mich als den jüngern von dem verhängnißvollen Tisch abzuwenden suchte. „Das Spiel, pflegte er zu sagen, ist ein Kampf zwischen zwei Parteien. Man fängt diesen Kampf wie jeden andern als Naturalist an und setzt ihn fort als ein immer geübterer Fechter. Damit zusammenhängend ist, daß man sich eigenthümliche Angriffe und eigenthümliche Vertheidigungsarten ausbildet, und auch zuletzt auf Finten verfällt, die man sich einübt. Welcher zweideutigen Art solche Finten beim Spiel sein können, mag man sich ohne Anstrengung denken. Drum, lieber Baron, rathe ich Ihnen das Spiel zu lassen, denn

obgleich ich mich nicht unterstehe, auch nur in leisester Art zu denken, daß Sie etwas gleich den angedeuteten Finten jemals in Anwendung bringen könnten, so möchten Sie doch eben darum leicht ein Opfer derselben werden." — Ich habe seitdem oft an Dupuis Worte gedacht, aber lange Zeit hindurch mich nicht gehörig darnach meistern können.

Der Oberst Graf Lambert, der in Augsburg Geschäfte zu besorgen gehabt, hatte mich bei sich behalten und wir erreichten das Regiment erst in Stockach. Gleich darauf bezog es in der Umgegend Kantonnirungen, um nach dem langen Marsch die Pferde gehörig ausruhen zu lassen. Ich erhielt meine Quartiere zu Neukirch angewiesen, einem Dorf unweit Lindau, das in dem schönen, grünen Schwaben, in der Nähe des Bodensees, mir wie in einem großartigen Garten gelegen zu sein schien. Wir standen hier vierzehn Tage und rückten dann bis Schaffhausen vor, wo wir an den Ufern des Rheins bei Laufen lagerten. Konnte man den Anfang der Gefechte, zu den man ein Paar hundert Meilen marschirt war, romantischer abwarten als dem Rheinfall gegenüber? Oftmals stand ich im Angesicht der stürzenden Wassermasse, vernahm den donnernden Fall, sah die schäumenden Wogen sich fortwälzen, und dachte an den nahenden Geschützdonner und die rasende Schlacht, in deren Fluthen ich wie eine der gebrochenen Wellen mit fortgewälzt werden würde. Ich habe oft an den Katarakt des Rheins zurückgedacht, dessen Toben mir wie ein großartiges Vorspiel des lärmenden Dramas erschienen war, das wir bald in dessen Nähe aufführten.

Der Anfang überraschte aber doch. Ich war mit Ka-

meraden an einem Tage, der müssig wie die vorhergehenden anbrach, hinüber nach Schaffhausen geritten und wir saßen eben bei grünen Römern voll perlenden Weins, als nach der Gegend von Zürich hin etwas wie Geschütz sich vernehmen ließ. „Das ist der Katarakt!" sprachen die einen, „ein Gewitter!" riefen die andern, aber immer unterscheidbarer wurde der Geschützdonner. Wir warfen uns auf die Pferde und jagten zum Regiment zurück. Es ging gegen die Nacht und eben war der Befehl gekommen, den Rhein bei Eglisau zu übersetzen und mit 4000 Mann Baiern sich zu vereinen, um die Streitmacht Korsakows zu verstärken, der eben an verschiedenen Puncten vom General Massena angegriffen worden sei. General Woinoff berief die Schwadronschefs, theilte ihnen Befehle für den Nachtmarsch aus, und wir setzten uns in Bewegung.

Am andern Morgen (d. 15/26. Sept.) begann die Kanonade mit größerer Lebhaftigkeit. Wir vernahmen, daß Massena den Uebergang über die Limmat forcirt und Zürich genommen hatte, daß Korsakow sich zurückziehe. Bald gelangte an uns der Befehl, im Trabe vorzugehen, um den Rückzug zu stützen und zu decken. Es dauerte hierauf nicht lange, so kam uns der General Korsakow mit einem verstörten Gesicht entgegen, von seinem Generalstab gefolgt und die Sumyschen Husaren zum Geleit. Dieses brave Regiment war eine Zeitlang einem mörderischen Feuer ausgesetzt gewesen und hatte viele Mannschaft eingebüßt, besonders bedauerte man dessen Chef, den braven General Likoschin, der von einer Kanonenkugel getroffen ward. Indem wir unausgesetzt vor-

wärts rückten, zog Infanterie, Artillerie, Fuhrwerk fortdauernd an uns vorüber und zurück. Wir brannten vor Ungeduld an den Feind zu kommen und endlich sahen wir ihn auch. Da aber unterdeß die Nacht herannahete, so machten wir Halt und begnügten uns einige Gefangene abzufassen und das Vorrücken des Feindes zu hindern.

In der Nacht wurde die Hälfte der Pferde entzügelt; die Kürassiere zündeten Bivouacfeuer an und ruheten an denselben, doch ich blieb die ganze Zeit über wach, saß auf einem Strohbund in der Nähe meines Pferdes, oder irrte von einem Bivouacfeuer zum andern. In mir ein Sturm oder vielmehr ein Treibjagen von Gedanken und Gefühlen. Morgen die erste Schlacht! Gefecht auf Tod und Leben mit einem lange aufgesuchten, verhaßten Feinde! Entzückende Verlockung eines möglichen Siegs! Das war der Kopf und die Gedanken. Dann aber ward das Herz vernehmbar und die Gefühle. Vielleicht durchwachte ich heute die letzte Nacht in meinem Leben! Sah zum letztenmale die Sterne über meinem Haupte funkeln, die auch meine ferne Heimath beschienen! Dorthin würde die Kunde meines Todes betrübend für treue verwandte Herzen gelangen, ich aber würde sie nicht mehr sehen! So wechselten in mir Gedanken und Gefühle, als der Morgen herandämmerte und ein Trompetenstoß mich aufs Pferd warf.

Wir rückten in Schlachtordnung vor, worauf der Feind eine rückgängige Bewegung machte. Inzwischen hatte Korsakow die Nachricht erhalten, daß einige Infanterieregimenter und ein Artilleriepark die Kommunication mit dem Heere eingebüßt hätten und daß die Straße auf

Eglisau ihnen abgeschnitten sei: er befahl daher dem General Woinoff dieselben aufzusuchen und verstärkte ihn zu dem Ende mit dem Kosakenregiment von Astachow. Wir rückten also ab (d. 16/27 Sept.) längs der feindlichen Linie und richteten uns auf Winterthur in der Meinung, daß das abgeschnittene Korps den Weg auf Diessenhofen eingeschlagen habe. Kaum vor Winterthur angekommen, sahen wir uns vom Feinde umringt, aber da unser Erscheinen ganz plötzlich war, so ging er nicht gleich zum Angriff über, und wir machten uns durch eine glänzende Charge Luft, wobei wir noch Gefangene nahmen. Indeß bald sahen wir uns genöthigt, die Thur zu durchschwimmen, um auf schwierigen Seitenwegen zur Straße nach Eglisau zu gelangen. Hierbei ritten wir in scharfem Trab durch ein Dorf, das von Franzosen besetzt war, die, überrascht und unentschlossen, uns aus den Fenstern anstarrten, ohne etwas gegen uns vorzunehmen. Erst auf die letzte Schwadron fielen einige Schüsse. Trotz Eile und Entschlossenheit und der Gewandtheit der mit uns vereinten Kosaken erreichten wir nur mit Mühe, oftmals kleine Angriffe zurückweisend, Eglisau, wohin Theile der gesuchten Bataillone sich durchgeschlagen hatten. Eben sollte hier die Rheinbrücke auf Korsakows Befehl abgebrannt werden. Wir lagerten uns nun auf dem rechten Ufer des Flusses in Weingärten und trafen zum Glück ganz in der Nähe auf herangebrachte Hafervorräthe, deren wir uns mit großer Freude bedienten, um unsere wackern Rosse, die durch den mühevollen Tag hart angegriffen waren, gehörig zu erfrischen.

Hier gelangte an uns der Befehl uns auf Schaffhausen

zurückzuziehen und im Rücken des Brückenkopfs zu lagern, den man unweit des Klosters Paradies bei Büsingen aufgeworfen hatte. Bald hierauf erhielt General Woinoff den Befehl über die Vorposten des linken Flügels. Wir gingen bei Diessenhofen wieder auf das linke Rheinufer zurück und versahen zugleich mit den Uralischen Kosaken den Vorpostendienst, wobei uns ein Jägerregiment unterstützte. Tag für Tag hatten wir irgend eine Plänkelei mit dem Feinde. Da er aber darauf plötzlich uns aus dem Gesicht gekommen war, erhielt ich eines Tages von dem General Fürst Gortschakoff (dem nachmaligen General en Chef und Kriegsminister) den Befehl, mit meiner Schwadron und hundert Kosaken auf Erkundigung vorzugehen. Es war das erstemal, daß ich hier selbstständig und nach eigener Einsicht zu handeln hatte. Ich gestehe, daß es mir viel schwieriger erschien, als ich es mir vorher gedacht. Weit über eine Meile war ich umherspähend geritten, ohne etwas zu entdecken, als ich den Feind sah, wie er über die Thur setzte. Ich hatte den gemessenen Befehl, mich in kein Gefecht einzulassen, nur den Feind und seine Bewegungen zu beobachten und seine mögliche Stärke zu schätzen. So beschränkte ich mich denn auch darauf, hatte aber doch den Kitzel, weil die Gelegenheit gar zu sehr verlockt, ein Paar rothe Pariser Husaren nebst ihrem Offizier gefangen zu nehmen, wobei ich einen kleinen Säbelhieb davontrug.

Mit meiner rothgekleideten, mit ungeheuern Bärten versehenen Kriegsbeute kam ich gegen die Nacht todtmüde und vom strömenden Regen zum Ausringen naß in unserm Lager wieder an, und weil auf den Vorposten keine Ge=

legenheit zum Umkleiden war, legte ich mich pfützennaß ans Feuer, dampfte heraus wie ein heißer Brei im Topfe, und goß noch heißen Punsch in mich hinein. Das war eine anticipirte Prießnitzische Wasserkur, ehe sie noch methodisch und mit allerhand Einschränkungen in den kalten Sudeten erfunden worden war. Es ging alles ohne Noth für mich ab, denn der glückliche Arzt der Jugend sitzt in dem Menschen selbst und ist immer bei der Hand.

Wenn meine Schwadron den Dienst auf der Vorpostenkette versah, trug ich stets Sorge dafür, das Kloster St. Katharinen zu schonen, das in meinem Bereiche lag. Ich gab der Aebtissin eine Salvaguardia und hatte jede Rücksicht für das fromme Haus, wofür mir die guten Klosterfrauen möglichst dankbar sich erwiesen. Sie sandten mir ein wohlbereitetes Mittagsmahl hinaus, starken Kaffee und treffliche Liqueure nebst allerhand andern Erfrischungen. Als nach dem heißen Gefecht am 7. October wir das linke Rheinufer den Franzosen überlassen mußten, sah ich mit Betrübniß die frommen Frauen in die verruchten Hände der neumodischen Heiden fallen und habe nicht erfahren, wie es ihnen unter denselben ergangen ist.

An dem eben genannten Tage wurden wir von Oudinot mit überlegenen Massen bei Schlatt angegriffen und bis Diessenhofen gedrängt, und obgleich von unserer Kavalerie manche glänzende Charge ausgeführt worden war, meine Schwadron unter andern die Mannschaft von vier feindlichen Geschützen sabrirte und diese genommen hätte, wenn die allgemeine rückgängige Bewegung es zugelassen: so mußten wir doch in Folge des Gefechts und des An-

drangs der Franzosen das linke Rheinufer räumen und die Brücke hinter uns verbrennen.

Damit endigten denn auch die Feindseligkeiten unserer Seits in dieser Gegend. Fürst Suworow hatte seinen berühmten Uebergang über den St. Gotthard und den noch schwierigeren Marsch über Glarus nach Chur vollbracht, und sandte dem General Korsakow den Befehl zu, auf Lindau und Bregenz zu marschiren, um sich mit ihm zu vereinigen. In die Stellungen, die wir verließen, rückten die Oestreicher unter General Nauendorf, von Manheim kommend, ein. Ich habe von der ganzen hiesigen Kriegführung nur das beschrieben, was ich gesehen. Da aber unser Obergeneral Korsakow auch dazu gehört, so erlaube ich mir schließlich eine Anmerkung über ihn. Seine Niederlage bei Zürich ist nicht sowohl den Truppen, die er führte (sie hielten sich überaus brav), sondern seinem Hochmuth und der verderblichen Parteiansicht über die Franzosen zuzuschreiben. Er hatte einige der frühern Feldzüge in den Niederlanden und am Rhein bei dem Armeekorps von Condé mitgemacht, und die Vorurtheile und Meinungen seiner Umgebung angenommen; nach ihnen behauptete er: die neuern Heere der Franzosen beständen aus schlechtem, kriegsunkundigen Gesindel, das nur durch seine Massen unentschlossenen Truppen imponirte, vor einer wohlgeordneten, festsinnigen Soldatesca aber, nach kurzem Lärm und wüthigem Anfall, wie eine Heerde Wolleträger zerstieben müßte. Ohne höheres Kriegsgeschick, aber voll Anmaßung und Uebermuth, den er vornämlich die verbündeten Oestreicher fühlen ließ, zog er sich von den Alliirten Haß und bei den eigenen Truppen

eben auch keine Liebe zu. Bei Zürich beging er Fehler, die ein Schüler in der Kriegskunst nicht schlimmer hätte begehen können; und alle Standhaftigkeit, alle sich hinopfernde Tapferkeit seiner braven Truppen war außer Stande, diese Fehler wieder gut zu machen. Doch der Hochmuth, obgleich augenblicklich niedergeschlagen, verließ ihn nicht: er schob alles auf die Oestreicher, die freilich nicht von Schuld frei waren, und brüstete sich in spätern Jahren noch mit seinen Kriegsthaten in der Schweiz.

Unser Aufbruch aus dem Lager bei Schaffhausen geschah in einer regnerischen, windigen Nacht. Um uns zu wärmen und zur Zerstreuung der mißvergnügten Stimmung steckten wir unsere Strohhütten, ehe wir sie verließen, in Brand, wozu die Oestreicher, die auf fertige Quartiere gerechnet hatten, sehr scheel sahen. Das schlimme Wetter hielt an und unser Marsch auf Stockach war mühselig. In der Umgegend angekommen, fanden wir alle Dörfer so vollauf mit Einquartierung belegt, daß abermals in strömendem Regen ein Bivouac bezogen werden mußte. Ehe die Reiter aus weitgeholtem nassen Stroh und feuchtem Holz irgend eine Ueberdeckung und ein wärmendes Feuer schaffen konnten, irrte ich durchnäßt, von Frost und Fieber durchschüttelt, umher, um in der Nähe irgend ein Obdach zu finden. Da überließ mir ein armer Winzer, an dessen Erdhöhle ich angeklopft hatte, sein armseliges, von ihm eben warmgelegenes Lager, und ich streckte mich hinein voll Entzücken wie in ein wollüstiges Lotterbett. Wie ich allmälig erwarmte, umgaukelten mich süße Träume: ich ruhte in einem Prachtbette mit schwerseidenem Thronhimmel und Vorhängen, und schöne Damen besuchten

mich und erkundigten sich, ob ich von meiner kleinen Hiebwunde von jenseits des Rheins schon völlig genesen sei, sie servirten mir mit eigenen kleinen Händen auf silbernem Teller eine schäumende Chokolade, und bewiesen mir noch auf viele andere Art ihre warme Theilnahme. Als ich endlich aufwachte und die Augen mir gehörig ausrieb, sah ich etwas ganz anderes um mich. Ich lag in einer niedrigen Erdhütte, wie sie sich die Winzer in den Weinbergen bauen, um die Nächte darin zuzubringen. Die Thüre schloß nur kümmerlich, um Licht und Luft durchzulassen; das Lager war ein schmutziges, verbrauchtes Stroh, die Decke ein alter vertragener, übelriechender Schafspelz; auf dem Boden, kaum einen Fuß unter meinem Athem, kauerte still eine Kröte und allerhand kleine Geschöpfchen, wie Kellerwürmer auf vielen kleinen Füßchen, und Spinnen auf hohen, gegliederten Beinchen, liefen überall herum. Ich sprang auf und trat hinaus. Da hatte der gute Winzer seine Frau herbeigerufen, und die kochte mir eben Kaffee in einem eisernen Geschirr. Ich trank das dünne, helle Gebräu mit einem Wohlgefallen, als hätte es ein kaiserlicher Mundschenk sorgfältig bereitet, beschenkte den freundlichen Wirth, und kehrte zum Tummelplatz meiner wackern Reiter zurück. Die hatten sich auch getummelt: Strohdächer standen, Wachtfeuer loderten und auch die Kessel brodelten schon.

Wir rückten längs dem Bodensee auf Lindau und Bregenz. Die Witterung war wieder heiter geworden und unser Ritt gestaltete sich angenehm. Es war die Zeit der Weinlese; Trauben vollauf und auch der süße berauschende Most überall vorhanden. Winzer und Land-

leute sahen fröhlich genug aus; der eigentliche Krieg hatte sie nicht berührt. Und was von dem aufjauchzenden Schalle Alemannischer Lieder in der hellen Herbstluft endlich auch fehlen mochte, das ward zur Gnüge, wenigstens für uns, durch den lauten Gesang unserer Küraßreiter ersetzt, denen der süße Most gegönnt wurde. So kamen wir in das uns angewiesene Lager bei Lindau.

Ich ward von hier mit zweihundert Kosaken gegen Chur entsendet, um unsere durch die letzten Ereignisse unterbrochene Verbindung mit dem Hauptheer unter dem Fürsten Suworow wieder herzustellen. Ich traf auf den verletzten Helden in einem Dorfe Graubündens, wie er, umgeben von einem Theil des Generalstabes und auf einem tragbaren Sessel sitzend, eben damit beschäftigt war, seiner Digestion los zu werden. Suworows Leben war so öffentlich, sein Charakter so durchsichtig, seine Zeit endlich so beschäftigt, daß man, bei seinem übrigen freimüthigen Wesen und derben Art, es nicht so hoch anschlagen muß, wenn er, im Gegensatz mit geltender Sitte, ein Geschäft des Leibes offen vor aller Augen betrieb, das man gewöhnlich in einem dunkeln Winkel und einem Seceß verrichtet. Er hatte dabei kein Arges und wollte gewiß nicht übermüthig gegen Abhängige handeln. Indeß so gut ich diesen seinen Gebrauch aus Erzählungen kannte, so war es mir doch ein seltsamer Anblick, ihn etwas ächzend und stöhnend auf dem Nachtstuhl sitzen zu sehen, während der Stab ihn mit ernsten, schweigenden Mienen umgab. Und um dieses eigenthümliche Gemälde in Teniers Art zu vollenden, stand ein hochgewachsener Ordonnanzkosak mit gravitätischer Miene neben dem Stuhl

und hielt ein Päckchen in Vierecke zerschnittenen Papiers in der linken Hand, woraus er mit der rechten, je nach Maßgabe des Bedarfs, dem Laborirenden ein Exemplar zum Verbrauch reichte, während dieser von Zeit zu Zeit halblaut dazwischen rief: Hurrah! — hau! — stich! — jag! (**ура! коли, руби, гони!**). Bei den harten Speisen, die der ruhmbekränzte Greis genoß, dauerte eine jedesmalige solche Sitzung eine geraume Zeit und vielerlei Geschäft ward abgemacht. Meine Depeschen nahm er jedoch nicht selbst entgegen, sondern sein Adjutant Kuschnikow, der nebst Staatsrath Fuchs mich über die Lage und die Umstände bei Korsakows Armeekorps ausfragte. Ich habe oft in späterer Zeit über die Verhandlung nachgedacht, und da es mir wohlbekannt war, wie gern Suworow manche seiner Aeußerungen und Meinungen sinnbildlich ausdrückte, so habe ich wohl auch mitunter gemeint, er habe, als meine Erscheinung ihm die res gestae unsers Generals nebst dem Tag bei Zürich in Erinnerung brachte, durch die Nachtstuhlsitzung symbolisch seine Verachtung derselben zu verstehen geben wollen.

Nachdem die getheilten Korps bei einander waren, rückte das vereinte Heer weiter in Schwaben vor und das Hauptquartier kam nach Augsburg. Ich hatte auf dem Marsche gute und schlimme Quartiere gehabt und gedenke noch zweier trefflichen. Das eine war auf dem schönen Schlosse des Grafen von Königseck, der den militairischen Eindringling wie einen lieben Gastfreund aufnahm und behandelte. Das zweite mir denkwürdige Quartier hatte ich in der Abtei Buchau, die in einer kleinen Stadt gleichen Namens am Federsee belegen ist. Die Aebtissin,

die den Rang einer Reichsfürstin hatte, war zur Zeit eine Gräfin Stadion, eine Dame von etwa sechzig Jahren, mit einem würdevollen Ansehen. Sie umgaben Stiftsdamen aus den ersten Familien des deutschen Reichs; es waren darunter drei Gräfinnen von Hohenzollern, eine Gräfin von Königseck, von Truchseß, von Fugger. Das Ganze bildete einen kleinen fürstlichen Hof, mit einem Hofmarschall, Kammerherrn und anderem Zubehör. Auch Truppen unterhielt die Abtei, denn die Fürstin Aebtissin sagte mir, sie habe zur Reichsarmee zwei Reiter und sechs Infanteristen zu stellen, deren Alliirte und Waffengefährten wir nunmehr waren. Für die weltlichen Geschäfte hatte sie einen Kanzler, der ein gescheidter und gelehrter Mann war und die Güte hatte, mir viel von seiner Zeit zu gönnen. Aus seinen Gesprächen erfuhr ich, daß die Abtei Buchau von einer Schwester Karls des Großen, die Hildegard geheißen, gestiftet worden sei. Diese hatte ihren Gemahl und drei Söhne in einer Schlacht gegen die Hungarn verloren, auf derselben Stelle, wo nun die Abtei steht, welche darauf von ihr erbauet ward und worin sie als erste Aebtissin eintrat. Sie liegt daselbst begraben, wie auch ihr Gemahl und die drei gebliebenen Söhne. Ich hörte solche genauen Kunden aus dem neunten Jahrhundert, welche alle, wie der Kanzler mir sagte, urkundlich sind, mit einer Art von Schreck an. Wie jung erschien mir dagegen mein ehstnisches Eckland, von dem man noch drei Jahrhunderte später nicht recht weiß, ob bloß Feldmäuse und Frösche darin wohnten, oder nebenbei auch Menschen. Hier aber saß die Gräfin Stadion leiblich vor mir, und Register und Urkunden lagen da, die von

Aebtissin zu Aebtissin endlich zur Hildegard hinaufreichten, die eine Schwester Karls des Großen gewesen!

Ich quartierte eine Reihe von Tagen in Buchau, die würdigen Stiftsdamen verehrend und von dem Kanzler mannigfach unterhalten. Er war jedoch nicht blos in den Stiftsurkunden bewandert, sondern hatte auch Helvetius, Buffon und vieles andere studirt. Als er meinen Unmuth darüber bemerkte, daß die unbedeutende Abtei Buchau dreihundert Jahre älter sei als das glorreiche Ehstland, sprach er eines Tages: „Never mind't, was sind die dreihundert Jahre dieser Differenz und die Gesammtheit von tausend Jahren der Existenz Buchau's überhaupt neben den Weltzahlen! Siebentausend Jahre giebt der Mensch der Welt und die Natur weiset wenigstens auf achtzigtausend Jahre hin. Obgleich nun demnach der Welt von dem Menschen offenbar nicht die rechte Ehre angethan wird, so gehen die Sachen doch!" Das war der Anfang einer Reihe von Vorlesungen, die der gute Kanzler mir über Geologie, Chronologie, Geschichte und auch über Politik hielt. Er war das, was man jetzt einen gemäßigten Destructiven nennen würde, ich dagegen ein eifriger Konservativer, und es gab zwischen uns manches lebendige Gespräch, das insbesondere für mich instructiv ward.

Unser Weiterrücken ging über Riedlingen, wo wir einige Tage rasteten, und darauf in die Umgegend von Augsburg, wo wir im Dorf Mühlhausen unsere Standquartiere erhielten. Einen Theil desselben nahmen Truppen des Condé'schen Armeekorps ein und namentlich die Leibschwadron des Dragonerregiments des Herzogs von Enghien.

Der Graf Charles Damas, der nachmalige Pair von Frankreich und Oberkammerherr, kommandirte sie, und der älteste Offizier nach ihm war der Oberst Baron Grünstein, derselbe, der einige Jahre später, bei der berühmten Aufhebung des Herzogs, von den französischen Gendarmen zuerst für Enghien selbst gehalten wurde. Leider hatte er nicht die Gegenwart des Geistes, sie in ihrem Irrthum zu belassen, wodurch die ganze übelberüchtigte Geschichte eine andere Wendung genommen haben würde, denn schwerlich wäre Grünstein füsilirt worden.

Es gab ein lustiges Zusammenleben; dreißig Offiziere gehörten zu der einen Schwadron, darunter Namen wie Bouthilliers, Bussy, Sully, Auteuil, Pracontal und andere. Der Herzog von Enghien kam selber oft nach Mühlhausen und nahm an den Leiden und Freuden seiner Offiziere Theil. Es waren aber meist Freuden. Die jungen leichtsinnigen Kavaliere hatten noch einiges Geld, und ihre Hoffnungen waren unverwüstlich. Wurde es uns in Mühlhausen zu eng oder zu einförmig, so ging es in einem raschen Ritt nach Augsburg, wo die militärische Kolonie zahlreiche Spielhäuser geschaffen hatte. Dort wurde gejubelt und das Glück probirt, und Gold und Silber durch den Schmelztiegel des Spiels gejagt. Ich habe Fälle erlebt, wo einer und der andere der Mühlhausenschen Kavaliere zuletzt sein Reit- und Schlachtroß verspielt hatte und auf einem geliehenen Miethpferde oder mit einem requirirten Vorspann in sein Standquartier zurückkehrte.

Nach einigen in Augsburg und Umgegend durchlebten Wochen kam für uns die Marschordre nach Böhmen.

Der Aufbruch wurde für mich durch einen besondern Umstand bezeichnet. Mein vieljähriger Diener, ein Ehste und ein Grundholde von den Gütern meines Vaters, verließ mich plötzlich, nachdem er einige leicht tragbare Habseligkeiten zu sich gesteckt. Böhmen, Polen, ja die von fern winkende ehstnische Heimath selbst, schienen die Anziehungskraft für ihn verloren zu haben und er zog es vor, sich irgendwo in Schwaben zu verstecken, bis wir weiter gerauscht wären. Da er in der Eile nicht aufzufinden war, mußte ich schon davon abstehen, ihm begreiflich zu machen, wie unrecht er thue, die weiche wohlklingende ehstnische Sprache gegen den harten, breiten schwäbischen Dialect einzutauschen.

Ich ritt also, von meinem alten dienstbaren Freunde (er war mein Jugendgespiele gewesen) so unvermuthet verlassen, den schon bekannten Weg auf Regensburg, hatte hier die Ehre, von der Frau Fürstin von Thurn und Taxis zur Tafel gezogen zu werden, und erreichte dann, weiterziehend, Ottokars altes Reich, wo ich zu Rokiczan, unweit Pilsen, meine Standquartiere erhielt. Dieses Städtchen, schon ein Vorbild polnischer Städtlein, muß mich mit kaltem Athem angeweht haben; ich wurde krank und war genöthigt, mich nach Pilsen bringen zu lassen, wo mehr Hülfe zu finden war. Ich genas auch und hatte darauf Zeit in Prag, wo das Hauptquartier war, einen frohen Karneval mitzumachen.

Die Oestreicher sahen zwar unsern Rückmarsch mit Mißvergnügen, aber darum gingen die Bälle doch nicht minder ihren lustigen Gang. Drei schöne Frauen waren die glänzenden Sterne, um die sich in jener Zeit der

Tumult der Bälle bewegte: es waren die Gräfinnen Clam, Schlick und Kolowrat. Um sie herum drängte sich die Blume unserer nordischen Ritterschaft, die Miloradowitsch[2]), Kamenskij[3]), Schepelew[4]), Chitrowo[5]). Mich hatte die anfängliche Bewegung in diesen Kreisen bald aus ihnen heraus in einen Nebenkreis geführt, dessen Mittelpunkt auch ein schöner Stern, wenn auch zweiter Größe, bildete. Es war eine junge Israelitin, Tochter eines überreichen Banquiers, mit zwei Millionen Gulden Mitgift. Diese reizende Sulamith, mit dunkelglühenden Blicken, kleinem gebogenen Näschen, schönen Lippen und Zähnen, den kleinsten Händchen und Füßchen, und besonders mit dem betäubenden Rosenölgeruch von zwei Millionen Gulden, konnte wohl Gedanken des Enterns und Eroberns in jungen Korsarenherzen wecken, und ich gestehe, es flogen mir solche durch Herz und Nieren; aber noch hatte H. Heine seine bestrickenden Lieder nicht gesungen, Börne seine destructiven Bücher nicht geschrieben, noch hieß eine Israelitin, wenn auch getauft, ein Judenmädchen; ich dachte mit Schauder an das Zetermordio Geschrei meiner ehstländischen Basen und ließ ab von der schönen Sulamith, die in ihrer Anmuth eines weisen Königs Salomo würdig gewesen wäre, so gut wie jene frühere, deren Reize er beschreibt.

---

[2]) Später Graf, voller General und Generalgouverneur von Petersburg; als solcher bei dem Tumult am 14/26. Dec. 1825 getödtet.

[3]) Später voller General, Graf, Sieger über die Schweden und Türken; stirbt 1811.

[4]) Später Generallieutenant.

[5]) Später Generalmajor und Gesandter in Florenz.

Die Zeit, in der ich nicht um Sulamith kreiste, brachte ich am Spieltisch zu. Es gab dazumal ein Höllenspiel in Prag. Oestreicher und Russen wollten zu guter letzt sich an einander letzen. Indeß ich spielte glücklich. Zu dem Gelde, das mir mein Vater geschickt, fügte Fortuna zwei tüchtige Goldklumpen. Ich kaufte mir zwei schöne Pferde zu den frühern und richtete mein fahrendes Hauswesen mit eitler Glanzsucht ein. Sulamith's glühende Blicke sollten auf einen reichen, zierlichen Paladin fallen, das war der heimliche Wunsch, der mich zu unnöthigen Ausgaben trieb, und dennoch erschrak ich jedesmal, wenn ich die möglich gewordene, schwarzgelockte Eroberung mir im Kreise der ehstländischen Burgfräulein dachte, nicht weil sie nicht schön war, die schöne, jugendliche Sulamith, sondern weil sie nicht so war, wie sie die Basen und Bäschen verlangen würden. Es ist ein trotziges und verzagtes Wesen, das menschliche Herz!

Ueber den Marsch bis Krakau weiß ich nichts Erhebliches zu erzählen, dort aber übernahm der General Rosenberg den Befehl über das Heer und fand darauf in Litauisch Bresz die Ordre vor, es aufzulösen und die Regimenter in die angewiesenen Cantonnirungen rücken zu lassen. Mir kam von ihm die angenehme Nachricht, daß ich wegen Auszeichnung zum Major befördert sei.

Wir waren mitten im Winter in Bresz angelangt und freuten uns über die warmen Quartiere, die ich für mein Theil noch besonders gut bei meinem alten Freunde und Landsmann, dem Major von Helfreich, gefunden hatte. Aber unsere Freude war kurz, denn noch in der ersten Nacht nach dem Einrücken brach ein Feuer aus,

welches das Haus, wo ich lag und dazu das halbe Städtchen in Kohle und Asche verwandelte. Wir standen wieder so gut wie im Bivouac und hatten keinen Anlaß unsern Abmarsch zu verzögern. Das Ziel, darnach wir zu streben hatten, waren die alten Standquartiere bei Walk in Livland und wir erreichten sie glücklich, ziehend über Wilna und Riga.

Es war eine Aufgabe, nach dem eben geführten Leben, sich in die Einförmigkeit der Gegenwart zu fügen. Indessen gab die Jagd einige Zerstreuung. Es hat dieselbe in Livland nicht die methodische Einrichtung, die man ihr in Deutschland gegeben. Das Wild wird nicht durch grausame Strategie schußgerecht vor den glücklichen Taktiker gebracht, der es erlegen soll; man jagt mehr in natürlicher Weise, setzt auch sein eigenes Leben größerer Gefahr dabei aus. Dieß giebt der Jagdlust in Livland eine Würze, die ihr in den westlichen Ländern Europa's nicht beigemischt ist. Ein andere Zerstreuung verschaffte ein nachgesuchter und erhaltener Urlaub, der mich nach Ehstland führte.

Ich brachte einige Tage bei meinem Bruder Karl auf seinem reizenden Gute Forell in Wierland zu; dann sah ich meine Schwester Amalie, eben vermählt an den Baron von Tiesenhausen, und in einem großen auch geschichtlich berühmten Schlosse, Neuenhoff, eine der schönsten und zartesten Burgfrauen darstellend, die man irgendwo sehen konnte. Mein Schwager, der Baron, war das verjüngte Bild eines Ritters der alten Zeit. So mag Engelbert von Tiesenhausen ausgeschaut haben, als er, ein Schwager des großen Bischofs Albert, nach Livland kam und im Dienste des Kreuzes die großen Besitzungen erwarb, die seine Nachkommen zu dem mächtigsten Geschlecht im Lande

machten[6]), bis Erbtheilungen, Polnische Confiscationen und Schwedische Reductionen die Macht erschütterten und nach einigen Richtungen hin den alten Glanz trübten. Den stattlichen Burgherrn von Neuenhoff mit seinem Gemahl in den Gemächern des Schlosses, das der Krieg so oft umtobt, in Park und Feld, von zahlreichen doch zufriedenen Grundholden umgeben, wandeln zu sehen, durfte nicht blos das brüderliche Herz erfreuen, sondern es war auch für den Unbefangenen und Fremden ein anziehender Anblick. Daß dieser Zustand nicht bloß der alles zerstörenden Zeit, sondern dem Wechsel und dem Unbestande menschlichen Willens unterlag, ist mir eine trübe Erinnerung, bei deren Erzählung ich einmal zu seiner Zeit verweilen werde, wenn das erregte Gefühl mich Worte finden lassen sollte.

Meinen ehrwürdigen Vater traf ich betrübt und niedergeschlagen über den vor kurzem erfolgten Tod meiner Schwester Julie, die, eine holde aber überzarte Blume, nur das 17. Jahr erreichen konnte. Meine Gegenwart brachte dem Vater eine Zerstreuung in seinem Schmerz, und eine andere führte nach einigen Tagen die ganz unvermuthete Ankunft meines Bruders Hermann herbei. Dieser hatte sich mit 14 Jahren dem Seedienste bestimmt, war auf einem Russischen Kiegsschiffe als Midshipman bei vielen Fahrten in der Ostsee und Nordsee gewesen, und hatte darauf Gelegenheit gefunden, als Freiwilliger in die Englische Marine überzugehen und auf englischen

[6]) Noch blüht das merkwürdige Geschlecht in zwei gräflichen, mehrern freiherrlichen und vielen ritterlichen Zweigen.

Schiffen Stationen in fernen Meeren zu besuchen. Er hatte dabei natürlich Englisch quite perfectly sprechen gelernt, sich dabei den englischen schiefen Mundwinkelzug angewöhnt und sah ungefähr wie ein Plumpuddingverehrer und Sodawassertrinker aus. Solches Ziel zu erreichen, war er sechs Jahre lang vom Hause entfernt gewesen und ich hatte ihn eben so lange Zeit nicht gesehen. Darauf gründeten die Hausgenossen, die muntere Burgfrau von Neuenhoff in ihrer Zahl, folgendes Späßchen, als Variation in der Einförmigkeit des Landlebens.

Ich war ein Streckchen ins Land gestrichen, ich glaube um Kaja zu sehen, als inzwischen der entfremdete Bruder anlangte. Nach der ersten Freude des Wiedersehens kam die Rede auf mich, den nur zufällig und auf kurze Weile Abwesenden, und nahe lag die Frage und der Zweifel, ob wir uns auch gleich wiedererkennen würden? Da wurde eine lustige Prüfung erdacht. Man sollte mir Hermanns unerwartete Ankunft verschweigen, und er mir gegenüber als ein englischer Marineoffizier auftreten, der mit Empfehlungsbriefen eben von Reval angekommen sei, um die Freuden und das Leben eines ehstländischen country-house kennen zu lernen. Als ich nun von meiner Streiferei zurückgekehrt war, saß da ein military-looking gentleman, in mundschiefem Gespräch mit den Damen, englisch mit denen, die es konnten, deutsch radebrechend und plattdeutsche Worte einmischend mit denen, die seine Sprache nicht verstanden. Wir wurden einander vorgestellt und es erfolgte ein shake-hands. Ich erkannte den wetterverbrannten Bruder nicht, aber wir machten bald mit einander Bekanntschaft auf frischer Bahn, denn

ein Frühstück stand da, Madera und Sherry zur Genüge. Die Frauen aber hatten noch einen Hinterhalt erdacht, mir Herz und Nieren zu prüfen. Als das Gespräch in lebhaftem Gange war, wichen sie aus dem Zimmer; der Gentleman brachte die Rede auf den eben beendeten Feldzug und erlaubte sich unangemessene Worte über den Tag bei Zürich. Gegen Hermann hätte ich Aehnliches noch beigelegt, aber dem military-looking Englishman gegenüber war es ein Anderes. Kurzum, indem die sinnreiche Burgfrau von Neuenhoff es darauf angelegt und den vermeinten Engländer hinlänglich instruirt hatte, war ich bald aus aller Contenance, und weil es gegen jede Gastfreiheit gewesen, in Rasick auf den Gast des Vaters zu schießen: so gab ich meins und nahm sein Wort, am gelegenen Ort auf der Ziegelskoppel bei Reval uns nächstens zu treffen und die Sache abzumachen. Solche schalkhafte Einleitung ward getroffen, ehe wir Brüder nach sechs Jahren der Trennung uns einander an die Brust drückten.

Ein glücklicher Monat war dahin gegangen am väterlichen Herd, unter einem Obdach mit verwandten, treuen Herzen; da mußte ich wieder von hinnen, den Reiterharnisch zu tragen, Reihen und Glieder bärtiger Krieger zu drillen. Das Unabwendbare erfolgte und ich befand mich bald zu Smilten, wohin die Schwadron unterdeß gerückt war. Smilten ist ein beträchtliches Gut, etwa sieben Meilen südlich von Walk und 20 Meilen von Riga in östlicher Richtung belegen. Es war früher Erzbischöflich und hatte ein befestigtes Schloß, das oft belagert und mehrmals zerstört wurde. Man sieht die alten Mauern noch. Dann wurde Smilten von den Königen von Polen

und hierauf wieder von den Königen von Schweden an ihre Getreuen verschenkt, bis um die Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Kaiserin Elisabeth es dem alten verdienten Irländer Grafen Georg Browne, Generalgouverneur von Livland, verlieh. Bei dessen Erben, männlichen und weiblichen, ist es bis in die neuesten Zeiten geblieben, da es denn durch Erbtheilungen und andere Schicksale in den Pfandbesitz reicher Rigischer Kaufleute überging. Das ist der gemeine Weg livländischer Güter, alter Erwerbungen des Schwerts und des Krummstabs. Auf und ab, rechts und links, aber zuletzt immer in den Kasten Rigischer Kaufleute, wo sie vielleicht mit der Zeit alle Platz finden werden.

Damals als ich hinkam, war Smilten noch ein Eigenthum des Brigadiers Grafen von Browne, eines Sohns des alten Helden, aber rund um waren schon viele Güter in den Pfandhalt der Rigischen Börsenmänner gerathen. Weil nun ein lebendiger Geist immer mit Entwürfen beschäftigt ist und ich, nachdem ich die gehörigen Stunden im Sattel abgesessen, Zeit genug zu Spekulationen und damit zusammenhangendem Geschäfte hatte, so kam ich auf den Gedanken, so ein altes glorreiches Gut aus der bürgerlichen Kaptivität wieder zu befreien und dem Schwert zu vindiciren. Es gab dazu einen bekannten Weg, aber einen schweren, Geldsäcke und zwar viele, einen ganzen Haufen, zu erwerben. Davor schrak der flüchtige Renner, auf dem meine Phantasie saß, gleich anfangs zurück. Nun gab es auch noch einen andern Weg, den der junge, schlanke, in blanke Pracht gekleidete Reiter leicht zurücklegen konnte, und ich nannte ihn mir leise, aber ich glaube,

die Wangen überflog dabei eine dunklere Röthe — es war die Heirath.

Indeß der Gedanke war einmal entstanden und so oft ich auf einem Ritt so ein kaptivirtes Schloß erblickte, erwachte derselbe in mir mit immer größerer Stärke, und die auf solche Weise zu bewirkende Befreiung eines Eigenthums des Schwerts aus drückender Haft der Handelsschreibstube veredelte in meinen Augen die Spekulation. Dennoch wäre die Spekulation ohne den Anfang irgend einer Ausführung geblieben, wenn nicht der mächtige Zufall selbst sich der Sache angenommen hätte. Dieser gewaltige Freund oder Feind des Menschen, je nachdem er gelaunt ist, brachte mich in die Nähe von zwei kleinen allerliebsten Händchen einer solchen Rigischen Pfandhalterin, welche damit eine ganze berühmte Burg festhielt. Es war unmöglich, von diesen zarten Händchen nicht emporzublicken zu dem feingeformten Busen, zu dem klugen Mündchen, das eben redete, zu den klaren, muntern Augen, die dem Ganzen einen gar reizenden Ausdruck gaben. Dieses Ganze hatte aber englische Bücher gelesen, auch Lafontaine'sche Romane, hatte im Theater zu Riga in der eigenen Loge gesessen, kannte Opern und Ballete, auch Bälle der Muße [7]) und die des verschuldeten jedoch immer noch verschwendenden Adels, der den Winter in Riga zubringt; kurzum es war ein liebenswürdiges, heiterblickendes, klugredendes Ganze, das sehr gefallen konnte.

Wenn ein Stadtfräulein momentan ein Landfräulein

---

[7]) Eine geschlossene Gesellschaft der reichen und angesehenen Einwohner von Riga, die schon seit langer Zeit besteht.

wird und nun, dem Steinpflaster entflohen, Spazierritte über das ungewohnte Feld und die grüne Flur liebt, hat ein Kavalerieoffizier, der ihr den Hof macht, einen großen Vortheil über den Infanteristen. Das Arrangement dieser Vergnügungen rennt ihm von selbst in die Hände, er macht dabei gleichsam den Marschall, und wie kann ein solches freies Ziehen durch Feld und Wald auf flüchtigen Rosseshufen zu Gespräch und Erklärung benutzt werden! Bald bemerkte ich, daß die schöne Pfandhalterin gern ausritt; es wurde von Riga ein neues, elegantes Reitkleid und lange flatternde Schleier, grüne und weiße, verschrieben. Wenn im flüchtigen Galopp, zu dem der dicht nebenan reitende, sein Pferd meisternde Kavalerist, Lust und Muth verlieh, wenn in diesem Galopp das hübsche kleine Gesichtchen erglühend sich zu mir wandte, die hellen Augen noch strahlender wurden und ein grüner Schleier weit im Winde nachflatterte, war es mir, als wehe er die sichere Hoffnung mir zu: der Pfandbesitz ist Dein, sobald Du willst. In kurzer Zeit hatte ich natürlich noch größere Sicherheit darüber, denn es gab Gespräche, im Sattel begonnen und auf dem Sessel fortgeführt, der Händedrücke zu geschweigen, zu denen das Herabheben vom Pferde, oder gar eines Umfangens, zu dem irgend eine eigensinnige Laune des Pferdes oftmalige Gelegenheit gab. Nachdem die Sache eine Zeitlang so fortgegangen war, das Ziel als ein sicher zu erreichendes erschien, glaubte ich doch den alten Vater, den Landrath, befragen zu müssen, ehe zu dem begonnenen Gebäude ungefähr der Schlußstein gelegt würde. Ich kannte seine Gesinnung und wußte, daß er eine sogenannte standesmäßige Verbindung nicht

gerade für eine durchaus unumgängliche, aber doch sehr wünschenswerthe halte, und zwar nicht um der jungen Leute selbst willen, sondern der Verwandten wegen, die im Fall der Standesverschiedenheit in ihren Ansichten und Gewöhnungen nicht zu einander paßten, was denn gleich anfangs Eis in ein Verhältniß brächte, das nur durch zunehmende Wärme gedeihlich werde. Dieß erwägend, zog ich es vor, nicht geradezu an den Vater, sondern an die gewandte Schwester, die Burgfrau von Neuenhoff, zu schreiben und sie zu bitten, den möglich gewordenen Fall dem Vater vorzutragen und seine Meinung mir zu melden; ich unterließ dabei nicht, sowohl den Pfandbesitz als die Pfandhalterin möglichst herauszustreichen.

Die Antwort blieb über Erwarten lange aus; unterdeß fuhr ich fort, dem grünen flatternden Schleier wie einem Panier sicherer Hoffnung auf Quer- und Kreuzzügen nachzureiten. Es gesellte sich häufig zu uns ein Bruder der Pfandhalterin, der zuweilen aus Riga kam, um im verpfändeten Schloß neben den ruhigen Alten den muntern Junker und die Unruhe zu machen. Er konnte von steeple-chase sprechen, von Pferden, Gewehren und Hunden, von der blauen und grünen Garde[8]), darin er, glaub' ich, Rittmeister war, und noch vielem andern. Auf den Grund seines pfandbesitzlichen Junkerthums und seiner Stadtmilitaircharge that er ganz kriegskameradschaftlich, befleißigte sich der Redensarten eines Mousquetaire und suchte die Rigische Bürgerhaut möglichst

---

[8]) Alte militairische Einrichtungen in Riga, von denen jetzt nur ein Restchen vorhanden ist.

auszuziehen, wenigstens so lange er im verpfändeten Schlosse junkerte. Dieses sein Wesen nahm mich mehr gegen ihn ein, als es mich ihm geneigt machte; doch wurden wir, was man sagt, große Freunde, und er mochte in mir, ohne Widerwillen, den künftigen Schwager sehen.

Indessen sollte die Sache nicht diese Wendung nehmen. Der Brief der Schwester kam endlich an. Sie hatte meine Anfrage in eine sehr ernste Ueberlegung genommen. Es liegt in der Natur des Frauenzimmers, viel eher eine Heirath zu Stande zu bringen als nicht. Also war ihr Vortrag bei dem Vater für dieselbe gewesen, aber er, an Geschäft und Urtheilfällen gewöhnt, sah zu, wie weit die Akten gediehen seien, und da er fand, daß, wie er zu sprechen pflegte, adhuc sub judice lis est: so entschied er sich dahin, daß an die mehrberegte Pfandhalterin gar nicht zu denken sei. Das schrieb mir nun die gute Amalie, erst mit großer Vorsicht, dann mit großem Leidwesen, und endlich mit vielen Trostsprüchen, denn sie meinte, ich würde darüber in die gefährlichste Verzweiflung gerathen. Ich aber nahm den Bescheid in leichter Reitermanier. Das war ein Angriff gewesen, auf bloßes Plänkeln beschränkt, dem der Nachdruck fehlte. Demnach begann ich abzutrompeten.

Die Pfandhalterin merkte es bald; sie nahm es auch leicht. Den Stadtfräulein wird es nur zu oft eingeschärft, auf das Hofmachen junger Krieger nicht zu viel Gewicht zu legen und sich bei Zeiten vor Schaden zu hüten. Die jungen Damen, besonders wenn sie reich sind und viel Gesellschaft sehen, sind geborne Diplomaten: sie führen ihre Negociationen sehr geschickt und geben selten mehr zu, als sie zurücknehmen können. Also lasteten in dieser

Richtung keine besondern Vorwürfe auf mir. Aber ohne Geräusch sollte mein Zurücktreten doch nicht abgehen. Diesen Lärm begann, ganz wider Vermuthen, der Stadtrittmeister. Er fand meinen Rückzug wider allen Anstand, daher beleidigend und schmachbringend. Er sprach laut davon, mich zur Rede zu setzen, mir Genugthuung abfordern zu wollen. Lieber Gott! wollte er etwa den Bruder aus dem Lustspiel machen, den im dritten Act nothwendigen Contract durch Kugeln erzwingen? Ich weiß es nicht, aber es kamen mir seine drohenden Worte zu Ohren, es war darauf angelegt, daß ich sie hören sollte. Das konnte nicht ohne Antwort bleiben.

Es gab zur Zeit dort einen jungen Mann von immatriculirtem Adel, der ein Paar Jahre Kriegsdienste gethan und dann als Offizier seinen Abschied genommen hatte, um ein fahrender Ritter zu werden. Er zog nämlich von Gut zu Gut, mit den meisten Burgherren in einer weitläufigen Verwandtschaft stehend, war überall leidlich willkommen, verstand sich auf die Jagd, auf den Hufbeschlag, auf Hundedressur und viele andere nützliche Dinge. Er tafelte, lagerte, gastirte auf einem Gute so lange es ihm gut dünkte und bewegte sich dann bei Gelegenheit weiter. Solcher fahrenden Ritter (man nennt sie auch Krippenreiter) gab es vor Jahren in dem gastfreien Livland sehr viele, und ich glaube, die Gattung ist auch jetzt nicht ganz ausgestorben. Dieser bequeme Mann besuchte mich gerade in den Tagen, da ich ihn brauchen konnte, in meinem Reiterquartiere zu Smilten. Ich vertraute ihm den Fall, darin ich mich befand, die ungefügen Aeußerungen des Bruders und bat ihn, meine Sendung

an den ungestümen Junker zu übernehmen. Nach einem Frühstück, wobei der Wein nicht gespart wurde, lieh ich ihm ein stattliches Pferd, und er ritt nach dem verpfändeten Schlosse. Sein Auftrag war in der Kürze folgender. Er sollte dem Junker hinterbringen, daß ich seine ausfordernden Worte wohl vernommen hätte und ihm zur Genugthuung bereit sei. Da aber mir als dem Geforderten die Wahl der Waffen frei stände, so griff ich zur Pistole, jedoch mit gewissen Bedingungen. Wir würden uns nicht auf der Mensur oder an einer Barriere treffen, sondern im freien, vorher ausgemachten Felde, zu Pferde, jeder mit einer geladenen Pistole in der Hand, zwei andern am Sattel. Nicht eigentlich Sekundanten, nur gewählte Zuschauer würden gegenwärtig sein. Zwei oder drei Flintenschuß aus einander haltend, würden wir auf ein gegebenes Zeichen auf einander sprengen und die Kugeln, jeder drei, gegen einander wechseln, wobei die Zeit des Schusses, sowie die Entfernung, dem Ermessen eines Jeden gänzlich anheimgestellt bliebe.

Es war ein romanhafter Zweikampf, den ich also eingerichtet. Nahm der Junker ihn an, so war ich ziemlich sicher, daß er im ungewohnten Sattel sitzend oder sich bewegend, alle drei Schüsse fehlen würde; ich aber war gewiß, im raschen Ansprengen ihm zuerst den Hut vom Kopfe, dann die Pistole aus der Hand zu schießen, und darauf noch den dritten Schuß großmüthig in die Luft als einen Victoriaschuß abfeuern zu können. Wenig lag mir daran, der Spekulation auf das von der Handelsschreibstube kaptivirte Schloß einen blutigen Ausgang zu geben, aber eine Antwort mußte der vorlaute Junker

haben. Dabei vertraute ich der gewandten Geschäftsführung des Parasiten und sah voraus, daß er mit Entschuldigungen und begütigenden Erklärungen des Gegners ankommen würde. Er blieb drei Tage aus, ließ sich und mein Pferd auf dem verpfändeten Schlosse wohl verpflegen, und kam darauf mit einer äußerlich wichtigen, heimlich lächelnden Miene zurück. Mein Gegner ließ mir erklären, daß es ihm sehr leid thäte, wenn ich Worte eines natürlichen Unmuths über schwindende Hoffnungen, deren Erfüllung er nahe geglaubt, als beleidigend und herausfordernd angesehen, daß er deßhalb mich um Verzeihung bäte und mich freundlichst ersuche, sie Alle auf dem Schlosse zu besuchen, um eine momentane Differenz auf eine frohe Weise aus dem Gedächtniß zu bringen.

„Freundchen, ist das ganz richtig, was Sie mir da erzählen?" rief ich dem Sendboten zu. „So wahr und richtig, antwortete er, als ich mit diesen meinen Augen den Expressen nach Riga habe abfertigen sehen, der einen Succurs von raren und theuern Flaschen herausbringen soll, um das Versöhnungsfest würdig zu feiern. Lassen Sie uns recht bald hinreiten." Das geschah denn auch. Ich fand die Pfandhalterin etwas zurückhaltend und gemessen, übrigens schien sie von den Unterhandlungen des Krippenreiters nichts zu wissen. Der Bruder war ganz cordial und voll rauschender Lustigkeit. So wie es thunlich war, nahm er mich auf die Seite und wiederholte ungefähr das, was der Unterhändler mir hinterbracht hatte. Aus seinen Aeußerungen konnte ich entnehmen, daß mein Bote sich recht geschickt benommen und die geeignetsten Mittel angewendet hatte, um einem betrübenden

Eclat zuvorzukommen, was ihm denn später von mir einen überfließenden pot de vin einbrachte. Für heute verlebten wir einen vergnügten Tag auf dem verpfändeten Schlosse. Nach dem Mittagsmahl, als die andere Gesellschaft aufgestanden, blieben wir drei auf gut englisch am grünen Tuch sitzen und der Junker tischte einen guten Champagner auf. Er entwickelte dabei eine lobenswerthe Geschicklichkeit, den Champagnerpfropf mit einem tüchtigen Knall gegen die Decke fliegen zu lassen und zugleich eine andere Fertigkeit, die ich zum erstenmal sah. Er hielt nämlich den offen gewordenen Hals der Flasche schnell mit dem Daumen zu, nur eine kleine Oeffnung lüftend, woraus dann der brausende Wein in einem dünnen Strahl hervorbrach und geschickt gelenkt in einem schäumenden Bogen in das bereit stehende Glas nieder perlte. Der Junker nannte dieß eine Husarenmanier, doch habe ich die Husaren nie so trinken gesehen; dieses wäre für sie auch eine viel zu langsame und umständliche Weise. Ihre Art ist vielmehr, mit dem Messerrücken oder dem Säbel die Flasche zu köpfen und den also entzügelten Wein in vollem Lauf in ein breites Glas rennen zu lassen. Indessen viele Jahre später, als ich Kommandant von Givet war, hatte ich Gelegenheit, die dortigen épiciers zu beobachten. Die ließen wirklich den Champagner in beschriebener Weise in die Höhe springen und handthierten ihn dann allmälig in das Glas eines geehrten Gastes.

Also endeten meine Spekulationen auf die Erlösung eines kaptivirten Schlosses. Ich konnte nicht umhin, mir einige Vorwürfe darüber zu machen. Indeß Unglück entwickelte sich daraus nicht. Die schöne Pfandhalterin

blieb nicht sitzen; dazu waren ihre Händchen zu hübsch und hielten ein zu großes Pfand. Sie wurde glücklich verheirathet und gewiß ihren Wünschen gemäß; doch ist es mir entschwunden, ob ein junger Börsenmann ihr Gemahl wurde oder ein Rigischer Advokat in einem Prachtexemplar. Es werden diese Ritter des Kaisers Justinian, oder seines Buchs, das von einer Wirkung ist, wie Faust's Höllenzwang, sehr oft Burgherren der verpfändeten Schlösser. O arme, ehemals turnirende Ritterschaft, was wird noch im Lauf der immer trübern Zeit aus deinen einst glorreichen Schlössern werden!

Es war gut für die Oede, die in meinem Innern entstand und mich peinigte, nachdem ich langgepflegte Entwürfe aufgegeben, daß ein Sturm am politischen Himmel mich aus meinen bisherigen Kreisen riß und in andere hinüberwarf. Das Kabinet von St. James hatte sich mit dem von St. Petersburg entzweiet, und wir erhielten den Befehl, an die Ostseeküsten zu rücken (1800), um diese besetzt zu halten. Der Graf von der Pahlen führte den Oberbefehl über die zusammengezogenen Truppen und General Woinoff kommandirte unter ihm ein fliegendes Korps.

Auf dem Zuge zu unserer Bestimmung kam ich durch Laudon, ein ansehnliches Schloß mit einem Flecken daran, das an der Ewest liegt. Hier stand früher ein erzbischöfliches Schloß, das 1271 von dem Erzbischof Johann von Lunen erbauet und 1577 von dem Heere des Zars Iwan Wassiljewitsch zerstört wurde, in den spätern Zeiten aber, während der Kriege zwischen den Polen und Schweden, nur als hölzernes Blockhaus erwähnt wird. Mir war es merkwürdig, den Ort Laudon zu betrachten, der jenen

berühmten Feldmarschall Ernst Gideon Freiherrn von Laudon in Erinnerung bringt. Schon 1432 belehnte der Erzbischof von Riga, Hennig von Scharfenberg, einen Otto Laudon mit vier Haken im Burggebiete Laudon, welche dessen Vater inne gehabt. Das Lehn ward siebenzig Jahr später, 1503, von dem Erzbischof Michael Hildebrand bestätigt und ein halber Haken am Totzenbach hinzugefügt, worauf das ganze Grundstück Totzen hieß und die Besitzer die Laudon von Totzen. Im Jahr 1626 ward ein Laudon, der damalige Besitzer von Totzen in diesem seinen Hofe von den Polen erschlagen. Damals zählte das Gut sechs besetzte Gesinde. Im Jahr 1638, nach den verwüstenden Kriegen, war ein Hans Laudon Besitzer von Totzen, dessen Bauernschaft damals nur aus drei anderweitig entlaufenen Familien bestand, die zusammen 2 Pferde und 2 Kühe besaßen und in jenem Jahr 4½ Loof Roggen ausgesäet hatten. Das gibt ein Maß für die Verwüstungen, die Livland zu jener Zeit erlitten. — Indeß erhielt sich das Gut Totzen bei dem Geschlecht der Laudon, das in Kriegeszügen sich hervorthat und zu den adeligen gerechnet ward, ohne jedoch je in Schweden introducirt worden zu sein. In Totzen ward auch 1716 der tapfere Ernst Gideon von Laudon geboren, dem die Freiherrenkrone im deutschen Reich wurde. Er stammte also aus einem seit 1432 urkundlich bekannten livländisch-deutschen Geschlechte, dessen Namen ursprünglich mit dem 1271 erbauten Schlosse Laudon zusammenhängt, und es ist kein Grund, abzusehen, warum der alte ehrbare Name in Loudon oder gar Louwdon umgeschrieben werden soll, wie solches in Oestreich zum Theil bis jetzt

geschieht, um dann dem genuin livländischen Geschlecht eine Stammwurzel in England oder Schottland zu suchen.

Solche Betrachtungen machte ich und schrieb siee nur jetzt etwas geordneter nieder, als ich bei dem alten, einst zerstörten, jetzt aber im Geschmack und nach den Bedürfnissen der Gegenwart auf den Grundmauern grauer Vorzeit erbauten Schlosse Laudon vorüberzog. Es gehört nunmehr seit funfzig Jahren den Baronen von Meiners, nachdem es eine Zeitlang denen von Tiesenhausen zuständig gewesen, gleichsam zur Unterstützung des wohlgemeinten aber nur zu weit ausgedehnten Ausspruchs, daß jedes Gut in Livland einstmals den Tiesenhausen gehört hat, oder jetzt gehört, oder künftig gehören wird.

Wir standen nicht lange in unsern Observations-Standquartieren längs der Ostseeküste. Zwar war Nelson mit einer zahlreichen Flotte in den Gewässern erschienen, aber die Thronbesteigung Kaisers Alexander führte ein anderes System herbei, ein friedliches gegen England; und des englischen Admirals Expedition endete mit einem Mittagsmahl, das er in Reval bei dem Admiral Spiridow annahm, und mit einem andern, das er diesem in seinem Schiffe auf der Rhede von Reval gab.

Die Veränderungen, die die neue Regierung gleich anfangs vornahm, waren mannigfach und erstreckten sich auch auf uns. Die Zahl der Kürassierregimenter wurde vermindert; unser Regiment, das nach dem Abgange Rumsens den Namen seines Nachfolgers des Generals Woinoff führte, erhielt seine frühere Benennung und Waffenordnung wieder und hieß das Dragonerregiment von Starodub. Wir wurden die Kürasse, die Collets und leder-

nen Hosen nebst den Hüten los und bekamen grüne Röcke, Kasken und ein Schießgewehr mit Bajonnet. Zugleich verließen wir unsere Quartiere in Livland und rückten in kleinrussische Districte, namentlich nach Gluchow, wo eine Zeitlang die Residenz der Hetmane gewesen war.

Unser Marsch dahin ging über Pleskau, Smolensk, Nowogrod in Sewerien und Starodub und wir brachten auf demselben zwei und einen halben Monat zu. Endlich in Gluchow angelangt, suchten wir so gutes Obdach zu finden als es möglich war. Das Land ist überaus fruchtbar, aber der Landmann lebt noch in rauher Einfachheit. Nur der Adel thut es schon dem Adel anderer benachbarten Länder gleich und wohnt in gutgebaueten, wohlversorgten Landsitzen. Besonders gilt dieses von dem reichern Theil desselben, vollends von den Magnaten, deren Pracht und Aufwand dem des Polnischen reichen Adels nichts nachgibt, vielmehr ihn noch überwiegt. Auch in solchen Häusern erster Ordnung, als denen der Markewitsch, Kotschubei, Skoropadskj fand ich bald Zutritt und freundliche Aufnahme. Allen diesen Glanz übertraf jedoch der fürstliche Haushalt des Feldmarschalls Grafen Rasumowskj zu Baturin. Da sah man noch die anderwärts schon untergehende Sonne feudaler Pracht in vollem Schimmer leuchten.

Die Städte des Landes sind von geringer Bedeutung und geben wenig gesellschaftliche Ausbeute, aber es kommen kurze Zeiträume, in denen sie sich beleben und dann interessante Tummelplätze darstellen. Diese sind die jährlichen Messen und Märkte, die in jedem Städtchen zu einer verschiedenen Zeit abgehalten werden und die Möglichkeit darbieten, von Markt zu Markt einen guten Theil

des Jahres umherzuziehen und sich zu erheitern. Die gemeinen Vergnügungen, wie Roulette, die ein Jude in irgend einem Winkel aufgestellt, und Schauspiel, das Polnische Künstler besorgen, fehlen natürlich nicht, aber es gibt auch feinere Genüsse. Die vielen Landedeldamen, mit großen schwarzen Augen, die sich in ihren Weilern langweilen und sich auffrischen wollen, kommen in die Städtchen, gähnen den Budenkram an und suchen Beschäftigung für das südlich glühende Herz. Nur drei Wochen dauert der Markt und die Nothwendigkeit der Eile ergibt sich von selbst. Daher kommt es auf das rechte Tempo an, da man seine ersten Visiten macht, und dann auf die Art des Subito, das man dem rechten Anfang anzureihen weiß. Ich habe glückliche Stunden auf solchen Märkten durchlebt, und wenn die Liebe zu sehr angriff oder sonst in Pein überzugehen drohte, mich damit getröstet: es dauert ja nur drei Wochen!

Eine wesentliche Erleichterung und Erweckung in der Einförmigkeit und Abspannung des Lebens in diesen wenigstens damals noch sehr scythischen Landesstrecken, verschaffte uns Offizieren die Errichtung eines Lesevereins aus eigenen Kräften. Der Major von Herzberg ließ mehrere Bücherballen von Leipzig und Petersburg kommen. Bald hatten wir eine ansehnliche Bibliothek beisammen, die recht gute militairische und historische Werke enthielt. Derselbe sorgte auch mit vielem Eifer und Pünktlichkeit für Aufstellung, Versendung und Wechsel. So nutzte ich denn eine an Muße ergiebige Einförmigkeit zu angenehmen und lehrreichen Studien.

Dritter Abschnitt.

1804—1809.

Dritter Abschnitt.

Austritt aus dem Dienst. — Heirath. — Reise nach Wien. — Bombardement. — Tod der Frau. — Schlacht von Wagram.

Nachdem ich mich drei Jahre in den Kosakischen Ebenen getummelt, hielt ich um Urlaub an, und erhielt ihn auf vier Monate. Alsbald reisete ich über Tschernigow nach Witebsk, wo mich der General von der Cavalerie Michelson, einst Besieger Pugatschews, jetzt Generalgouverneur von Weißrußland, freundlich aufnahm. Erst nach mehr als einem dazwischen geschobenen Ball und lustigen Tanz mit schönen Polinnen reisete ich weiter über Mohilew, Polotzk, Pleskau auf Dorpat zu, wo ich meinen guten Vater traf. Da wurden ernste Sachen besprochen; die väterliche Liebe und Weisheit rieth den eigenen Herd an, es ging nicht ohne Andeutung und offene Wünsche ab. Ich reisete jedoch nach Petersburg, das ich seit neun Jahren nicht gesehen, sagte indessen zu, in drei Wochen in Reval mich einzufinden.

So geschah es auch. Ich stellte mich ein, lebte wieder auf dem heimathlichen Boden, freute mich desselben und schaute mich unter den Töchtern des Landes um. Die irrenden Blicke hafteten bald an einer reizenden Erschei-

nung: die junge Natalie von Tiesenhausen, Tochter des Oberhofmeisters Grafen von Tiesenhausen, aus einem alten Hause, Hoffräulein, liebenswürdig, gebildet, mit dem unläugbaren Ausdruck eines sanften, stillen Gemüths, vereinte alle die Vorzüge in sich, die nicht nur der junge Freier, sondern auch seine Eltern und die überlegende Umgebung wünschten. Ich näherte mich, gefiel, wir verstanden uns, und ich warb um ihre Hand. Die Zusage erfolgte, und, war es beiderseitiger Familie recht, so freute sich insbesondere mein guter Vater. Er versprach mir, für die Begründung meines Hausstandes bestens Sorge zu tragen, und so reisete ich, da der Urlaub sich seinem Ende nahete, den goldenen Reif am Finger, voll goldener Träume ab.

In Gluchow angelangt, ordnete ich die Sachen, verkaufte meine Pferde und gab ein Abschiedsgesuch ein. Die Entscheidung kam innerhalb zweier Monate und eben wollte ich meine Reise in die Heimath antreten, als eine bübische That sie um Wochen verzögerte. Ich hatte mit einigen Kameraden, die es zu sein nun aufhörten, einen frohen Abend zugebracht und kehrte einsam zu meiner Behausung zurück. Da erhielt ich plötzlich von hinten einen schweren Keulenschlag auf den Kopf, der mich taumeln und fast niederstürzen machte. Doch hielt ich mich noch an einem niedern Gartenzaun, und heraus flog der Säbel. Ich stand drei robusten Angriffsmännern gegenüber, die jedoch auf das Umherfliegen der blanken Waffe und mein Geschrei bald die Flucht ergriffen. Jetzt aber sank ich bewußtlos nieder. Herbeieilende hoben mich auf und trugen mich für todt in das nächste Haus. Der

Fürst Alexius Kurakin, Generalgouverneur von Kleinrußland, der sich gerade in Gluchow befand, ließ auf der Stelle verhören und untersuchen, doch es wurden die Thäter nicht aufgefunden. Nur als ich wiederhergestellt war, sagten mir die Kameraden lachend: „Warum bist Du so liebenswürdig, Du schmächtiger, langgestreckter Löwenstern! Rennst nun hinweg, eine blauäugige Deutsche zu heirathen, und lässest die dunkeläugigen Frauen hinter Dir. Das hat eine eifersüchtige Kosakin nicht ertragen können und wollte Dich gern lebendig oder todt hier behalten. Ist halt südliche Gluth! Hüte Dich inskünftige.“

Obgleich armer Rekonvalescent, machte ich die Reise in größter Eile; nur in Franowa, dem schönen Landsitz des Generals Michelson, ruhete ich wenige Stunden, und setzte dann gleich einem Eilboten, der eine unerwartete Siegesnachricht bringt, den Postenlauf nach Reval fort, um athemlos zu den Füßen meiner lieben, guten Natalie zu fallen. Sechs Wochen nach meiner Ankunft fand die Hochzeit statt. Zu ihrer Feier war eigens von Petersburg die Gräfin Bobrinskoi, geborne Baronin von Ungern-Sternberg, eine Cousine meiner Braut, und aus Ehstland in allen Richtungen noch viel andere Sippschaft herbeigekommen. Ich sollte eigentlich bei vorhandener Gelegenheit eine ehstländische adelige Hochzeit vormaliger Tage beschreiben, ein breites Wort den Vorbereitungen, Einladungen, den Schaffern und Marschällen, den Brautjungfern und Haubenfrauen, den Tänzen, Toasten, der Brautkranzvergebung und vielen andern Dingen widmen und gönnen: doch ich fasse mich kurz, wie bei der Occurrenz

selbst in Geduld, und überlasse es andern immatriculirten Landsleuten, die es noch selbst erlebt haben, die Vorgänge zu beschreiben. Jetzt gestaltet sich die Sache auch bei uns anders. Man kauft einen eleganten Reisewagen, fährt die Braut zur Trauung, soupirt kurz mit wenigen Anverwandten und tritt eine längere Reise an. Die Stelle der rosigen Brautjungfern und stattlichen Haubenfrauen vertreten rennende, abgelebte Bettmägde in den Gasthöfen, und die Flitterwochen verbringt man mit Postillonen und Lakaien. Jede Zeit lebt ihrer Ansicht.

Mein guter Vater fundirte mich bestens. Er hatte mir ein hübsches Haus in der Stadt einrichten und möbliren lassen und trat mir Rasick, Campen und Paenorme ab, darauf ich nur eine Auszahlung von 70,000 Silberrubel an meine Brüder nach seinem Tode zu übernehmen hatte. Ich lebte abwechselnd in der Stadt und auf meinen Gütern, ein angehender Praktikant der Landwirthschaft und alter Praktikus des Waidwerks. Auf dem Landtage, der zunächst abgehalten wurde, wählte man mich zum Kreisdeputirten, d. h. zu dem Abgeordneten der Ritterschaft, der in kommissariatischen Geschäften der Landesverwaltung, neben den Delegaten der andern Autoritäten, den Beisitzer von Seiten des Adels vorstellt. Später auf dem Kreistage ersah man mich auch zum Oberkirchenvorsteher, eine Stellung, die mir die weltliche Oberaufsicht der Kirchen des Sprengels, darin meine Güter lagen, übertrug. In solcher Wirksamkeit ausharrend, wäre ich von Wahl zu Wahl bis zum Landrath gelangt und hätte in der Art die Spitze provinzieller Ambition erreicht: aber das siedende Blut und ein großes Unglück, das

meinen Hausstand zertrümmerte, rissen mich schon nach wenigen Jahren in andere Bahnen.

In der Gegenwart fühlte ich mich indeß im Besitz meiner lieben Natalie höchst glücklich. Das Jahr 1805 ward mir durch die Geburt eines Sohnes bezeichnet, aber nur vier Monate besaß ich ihn. Da starb er, mein armer Junge, den ich Leonce genannt hatte, nicht sowohl zum Andenken an den Helden im bekannten Roman: Delphine, sondern aus Rücksicht gegen die in jenen Jahren so hoch gefeierte Verfasserin, die Frau von Staël-Holstein, geborne Necker, die durch ihren Gemahl eine nahe Verwandte meiner guten Mutter, auch einer gebornen Staël-Holstein, wurde.

Ungefähr um dieselbe Zeit brach das Kriegsungewitter los, das einstweilen bei Austerlitz enden sollte. Anregungen zum Eintritt in die Kriegerreihen fehlten nicht. Der Bruder meiner Frau, Graf Ferdinand von Tiesenhausen, Flügeladjutant des Kaisers, war ein Schwiegersohn des Oberfeldherrn Kutusow; und so ergaben sich wohl günstige Gelegenheiten, die zu ergreifen von mir abhing. Aber mein Säbel rasselte nicht. Ein glücklicher Gatte wollte ich, nach dem Vorgange so vieler müden Krieger, dem Feldbau obliegen:

> Wahrlich allseits beglückt, wenn eigenes Wohl er erkennte,
> Wäre der ländliche Mann, dem fern von Waffen der Zwietracht
> Willig sein leichteres Mahl darbeut die gerechteste Erde! [1])

Im Spätherbst traf uns die erschütternde Kunde, daß mein Schwager, Graf Ferdinand von Tiesenhausen, bei Austerlitz geblieben sei. Er hatte in einem entscheidenden Augenblick die Fahne eines wankenden Regiments ergriffen

---

[1]) Virgils Landbau, übers. von Voß. 2ter Gesang, V. 458 ꝛc.

und führte es gegen den Feind. Da trafen ihn tödtlich französische Kugeln und er starb wie sein ritterlicher Vorfahr Heinrich von Tiesenhausen, der 1279 die Marienfahne gegen die Litauer geführt.

Unter den Erschütterungen eines solchen Verlustes gebar Natalie meinen zweiten Sohn, der nach dem auf dem Bette der Ehre gestorbenen Bruder den Namen Ferdinand erhielt. Er sollte uns ein theures Andenken erhalten, aber nur zwei Jahre lang gab uns der Himmel diesen Trost. Schon 1808 weinte Natalie über der kleinen Leiche, und ich sah die theuern Hoffnungen zertrümmert, die ich an die Fortdauer dieses jungen Lebens gehängt hatte. In der düstern Schwermuth, die uns jene Tage umwölkte, gab ein unerwartetes frohes Ereigniß eine Aufheiterung. Meine Brüder Georg, Theodor und Eduard, alle drei Husarenoffiziere, kamen siegumkränzt aus den Schlachten bei Pultusk, Eilau und Heilsberg. Zu gleicher Zeit kehrte mein Bruder Hermann, der Seeoffizier, von dem ich schon oben einmal gesprochen, von der berühmten Reise um die Welt hinein, die er unter seinem Landsmann Krusenstern mitgemacht. Das gab ein freudeweckendes Zusammenleben vertrauter Herzen; ich fühlte mich wieder erstarken nach der Zerrüttung innerer Kräfte, die ich nach den schweren Verlusten empfunden.

Aber schon bereitete das Geschick neue Schläge. Meine gute Schwester, die sanfte, milde Henriette, vermählte Gräfin Steinbock, erlag einer tödtlichen Krankheit, und mein wackerer Bruder Theodor, der tapfere Husar, starb plötzlich in der Blüthe eines kräftigen Alters. Zu solchen Verlusten kam die nothwendige Trennung von treuen

Bruderherzen. Georg und Eduard eilten hinweg zu ihren Regimentern.

Des Lebens Wogen eilen,
Uns scheint's ein stiller See;
Du bist schon fern geschwommen
Und wähnst, daß Wandel steh.
Gestorben sind die Treuen
Aus alter Kinderzeit,
Und die geliebten Neuen
Stelln sich auf einmal weit![2])

Ich suchte Zerstreuung in der Thätigkeit der Landwirthschaft. Entwässerungen, Trockenlegungen, Anbau von Waldungen, Veredlung der Schafzucht, Ausdehnung der Branntweinbrennerei ward vorgenommen, der Zustand meiner Grundholden möglichst verbessert, und ich fand in dem Verein solcher Bestrebungen Trost und geistige Stütze, aber die Zerrüttung meiner Nerven ward nicht gehoben, ja sie schien durch die innere Unruhe, in die mich die Erwartung über Erfolg oder Fehlschlag bei Unternehmungen nothwendig versetzte, eher zuzunehmen als sich zu verlieren. Die Aerzte schüttelten bedenklich den Kopf und Natalie saß oft betrübt am halben Krankenlager, auf das ich erschöpft hingesunken war. Da riethen die Aerzte eine Reise nach Italien an. Ruhe und mildere Luft, Zerstreuung ohne Anstrengung würden mich herstellen, meinten sie. So ward die Reise mehr im Familienrath, als durch mich beschlossen. Ich übergab Gut und Geschäft einem redlichen und erfahrenen Manne, und trat mit Natalien die Reise an. Auf dem halben Wege nach Dorpat brachten wir acht Tage in dem reizenden Schloß

[2]) Aus Fouqué.

Oberpahlen bei der Gräfin Bobrinskoi zu. Meine gute Frau, die hier auch ihre würdigen Eltern wiedersah, schien von ihrem tiefen Kummer sich zu erholen, und doch war es hier, wo zuerst der schon tief entwickelte Keim einer Krankheit sich offenbarte, die für sie tödtlich werden sollte. Eine Verhärtung hatte sich auf die Brust geworfen und brach aus in ihren ersten Symptomen.

Im nahen Dorpat, wohin wir uns jetzt begaben, wurden erfahrene Aerzte zu Rath gezogen. Sie entschieden, daß bei dem vorgerückten Uebel kein Palliativ ausreichen und nur der Schnitt helfen könne. Meine arme Natalie entschloß sich dazu mit wunderbarer Seelenstärke, und ertrug die schmerzhafte Operation mit großer Standhaftigkeit. Ihre Wiederherstellung ging langsam, aber doch vorwärts; da aber mittlerweile auch die Jahreszeit schon stark vorgerückt war, so beschlossen wir in Wien zu überwintern. Die weitere Reise ging demnach über Riga und Wilna, wo ich Dr. Joseph Frank konsultirte, und von ihm Briefe an seinen Vater, den berühmten Arzt in Wien, erhielt. Unsern Weg fortsetzend, richteten wir uns über Bresz nach Lublin. Zwischen diesen beiden Orten, damals noch Oestreichisches Gebiet, widerfuhr mir folgender Spaß. Spät in der Nacht auf einem Postenwechsel angekommen, stieg ich aus dem Wagen, um Pferde zu verlangen. In der Zwischenzeit, daß der Postmeister hinausgegangen war, den Anspann zu befehlen, hatte ich mich hingesetzt, an ein Tischchen gelehnt und war, die Reisemütze auf dem müden Kopf, leicht eingeschlummert. Da merke ich plötzlich, daß jemand mir die Mütze vom Kopfe nimmt und mir zur Seite niederlegt. Entrüstet

springe ich auf und stehe in meiner überragenden Körperlänge vor dem Thäter, dem Postmeister, ihn mit auffahrender Stimme zur Rede setzend. „Herr Oberst, antwortet er, nichts für ungut. Sie sitzen vor dem Bilde unsers gnädigsten Kaisers und können da wohl die Mütze abthun.“ Ich sah wirklich mir zur Seite Kaiser Franzens ernst-freundliche Züge, gab dem Postmeister recht, und schlummerte baarhäuptig wieder ein, im Schutz des milden Auges des alten Reichsoberhaupts.

In meinem Reisetagebuch finde ich angezeichnet: Zwischen Lublin und Krakau grundloser Weg; acht Pferde Anspann und kaum durchzukommen. Bei Krakau glücklicher Sieg über die Wuth ausgetretener Weichsel. Jenseits hübscher Anblick der Karpathen, die Berge uns bald fern, bald näher tretend. In Posoritz vor Brünn sagte ich meiner Frau kein Wort, daß das Schlachtfeld von Austerlitz ganz dicht uns zur Seite läge, sahe aber fortwährend links in die verhängnißvolle Gegend; Himmel grau und neblig. In Brünn gutes Nachtquartier; ich trank wieder mit Vergnügen den rothen ungarischen Wein, den man Karlowitzer nennt. — Stephansthurm; klarer Himmel. Glück auf!

Nach den ersten Tagen in Wien, die im Gasthofe zugebracht wurden, nahm ich eine bequemere Wohnung, der Peterskirche gegenüber in einem Hause, das „Gottes Auge“ hieß. Gleich im Anfange hatte ich das Glück auf meinen Vetter, Gotth. von Budberg, zu treffen, der mit seiner Frau schon seit Monaten in Wien verweilte und mir, und besonders seine Frau der meinigen, eine wahre Stütze wurde. Unter seiner Leitung machte ich Bekannt-

schaften und gab mitgebrachte Briefe ab. Ich hatte solche von meinem Schwiegervater an seinen alten Freund Graf Rasumowski, der mir die freundlichste Aufnahme gewährte. Andere Briefe führten mich zum französischen Gesandten Grafen Andreossy, zu dem Würtembergischen, Graf Beroldingen, zu dem Bairischen, Graf Rechberg und endlich zu Hogendorp, dem Gesandten Hollands. Bald lernte ich auch die Gräfin Coudenhoven kennen. Sie ist eine geborne von Löwenstern, aus dem livländischen Zweige unserer Familie und eine Frau von den liebenswürdigsten Eigenschaften, die in den Zeiten der Noth, die bald eintreten sollten, meiner armen Frau mit schwesterlicher Hingebung beistand. Ein Graf Vargemont, russischer Kammerherr und allzeitfertiger Freund solcher Ankömmlinge aus Rußland, die nicht ohne hinlängliche Mittel reisen, richtete uns unser transitorisches Hauswesen ein. Er bediente sich dabei meines Wagens und rollte mehr darin umher, als ich selbst. Doch es war mir solches recht.

Da in der Zeit kein Russischer Gesandter in Wien war, so wurde ich am kaiserlichen Hofe durch den Grafen Andreossy vorgestellt. Der biedere, einfache Kaiser Franz sagte mir ein freundliches Wort. Ich sah darauf die Erzherzoge, den Herzog Albert von Sachsen-Teschen, den Fürsten Trautmansdorf, Graf Stadion, Graf Ugarte und andere Würdenträger, endlich den geistreichen Fürsten de Ligne, der, wie er sich ausdrückte, allen Livländern wegen ihres großen Landsmanns Laudon vollkommen zugethan sei, sein Haus stände mir daher schon deshalb offen und er bäte mich, es als eine der vielen Eroberungen Laudons zu betrachten.

So eröffnete sich das Leben in Wien unter günstigen Aussichten. Einladungen folgten auf Einladungen und neue Bekanntschaften einten sich zu den frühern. Aus einem angenehmen Kreise, wie er sich damals bei der Marschallin, Fürstin Lubomirska, bewegte, und darin galizische Polen die Hauptbestandtheile machten, gelangte man zu andern, die sich nicht minder angenehm und geistreich gestalteten. Neben den Vereinigungen des Adels glänzten die der reichen Banquierwelt, der Arnsteine, Pereira, Eskeles. Wir erwarben uns bald eine nothwendige Begleiterin in dieser rauschenden und doch von fremdartigen Konvenienzen erfüllten und geregelten Welt. Frau von Specht, berühmt durch Schönheit und Geist, gefiel sich in der Gesellschaft meiner Frau und war ihr gewöhnlich zur Seite. Eine andere Freundin besaß sie in ihrer Landsmännin der Gräfin von Fünfkirchen (später Gräfin Esterhazy) geb. von Schöppingk, deren reichem Geiste eine witzige Richtung gefiel, so daß den schönen Lippen die beißendsten Bemerkungen entströmten.

Wenn wir daheim, nach genossenem Tumulte der Welt, rasteten und uns sammelten, erfüllte sich oft unser kleiner Salon mit lieben und geistreichen Gästen. Es waren Diplomaten, unter denen der Graf Andreossy und Graf Rechberg die Hauptrolle spielten, Militairs, unter denen vornämlich Graf Baillet de la Tour und Tettenborn, und reisende Landsleute. Von den letztern nenne ich zwei Brewern. Der eine war mir nah verwandt, der andere ein Spielgenoß und Freund seit den Kinderjahren.

Meine gute Natalie gefiel sich in dieser wechselvollen Zerstreuung; noch diente ihr dazumal der Zustand ihrer

Gesundheit zur Beruhigung. Aber nur zu bald erschienen Tage der Zweifel; dann banger Erwartung, und darauf wieder nur zu bald die der heftigsten Unruhe und trauriger Gegenwart. Bei den ersten Befürchtungen, die mich ergriffen, eilte ich zu dem berühmten Frank. Er fand ihren Zustand für den Augenblick beruhigend genug, verhehlte mir aber nicht, daß die Zukunft drohend erscheine. In der That ward ihr Zustand bald darauf ein sehr beunruhigender, so daß mehrere Aerzte zu gemeinsamer Berathung zugezogen wurden. Die berühmtesten Fachmänner Wiens, Cappellini, Malfatti, Renvelzhoffer, Salvatori vereinten sich, von Frank berufen. Sie sprachen die Unumgänglichkeit einer wiederholten Operation aus. Mein Schreck darüber gränzte an Verzweifelung! Die Angst und Erschütterung, die ich in der Heimath mit Mühe ertragen, sollte zum zweitenmal in der Fremde und in verstärktem Maße über mich kommen! Aber die sanfte, weiche und dennoch starke Natalie hörte den furchtbaren Ausspruch, den ich ihr zu verkünden außer Stande war, aus Franks Munde mit Ergebung an und erwiderte, mit einem zärtlichen Blick auf mich, daß sie entschlossen sei, wenn nur davon ihr Heil zu erwarten.

Tag und furchtbare Stunde kamen, die Operation fand statt. Die Sorgfalt der Aerzte, der schnelle Fortschritt der Genesung gaben bald meiner guten Natalie die vorige, engelgleiche Heiterkeit wieder und ihr Muth wuchs. Als ihr Zustand es erlaubte, brachte ich sie in eine hübsche, heitere Landwohnung in Hietzing. In der schönen Umgebung, immer in der Nähe meiner armen Kranken mich haltend, aber den Blick auf das malerische

Gebirge richtend, oder im Schatten der Riesenbäume des nahen Schönbrunns wandelnd, gewann auch ich wieder heitere Hoffnungen, die jedoch nicht in Erfüllung gehen sollten. In der Außenwelt gingen schon lange bedrohliche Kriegsgerüchte, deren Verwirklichung näher rückte; in meiner eigenen Welt entwickelten sich neue Befürchtungen und gewannen immer mehr schreckbare Begründung. Da der Krieg von 1809, der französische Ueberzug und die Bestürmung Wiens mit der wieder erwachsenden Krankheit meiner Frau, ihren Leiden und trübstem Erdenwallen zusammenfällt und ich darin Tage durchlebte, die für mich den tiefsten Schmerz und im Hintergrunde die merkwürdigsten mich bedrängenden äußern Ereignisse enthalten: so weiß ich von der innern Pein und dem Bruchstücke der Weltgeschichte, die mich zugleich trafen und fast erdrückten, keine genügendere Darstellung zu geben, als daß ich hier einige Fragmente meines damals geführten Tagebuchs folgen lasse.

Aus meinem Tagebuche.

6. Mai. Heute bekam ich von Anstett eine Note, darin mir angezeigt wird, daß ich gleich allen andern Russischen Unterthanen Wien zu verlassen habe. Doch man wird eine Ausnahme gestatten. Wie soll ich meine kranke Frau wegbringen, sie den Gefahren einer Reise aussetzen? Zizerew und Werderewskj (zwei Russische Generale), die heute bei mir speiseten, reisen in einigen Tagen; der eine nach Jassy, der andere nach Teplitz. Weiß Gott, wie sie durchkommen. Ich besuchte die Gräfin Coudenhoven, die ihre Wohnung ändert. Von ihrem Manne,

Oberst in Schwarzenberg Uhlanen, hatte sie keine Nachricht; er steht Wien gegenüber am linken Donauufer.

7. Mai. Die Maßregeln, die man nimmt, deuten auf ernsten Widerstand, den man dem Feind entgegensetzen will. Eine große Anzahl von Landleuten arbeiten an den Werken. In den Straßen ein höllisches Gedränge, indem man zwei Thore schon gesperrt hat. Man hofft auf die Vereinigung des Erzherzogs mit Hiller; dann bleibt die Stadt unbedroht. Die gute Coudenhoven speisete heute bei uns und blieb den ganzen Tag bei Natalien. Ich fuhr Nachmittags zur Gräfin Fünfkirchen und fand die Frauen alle guten Muths.

8. Mai. Ich tauchte heute mit Widerwillen in die Menschenfluth auf den Straßen, doch es mußte geschehen. Trotz Rennen und Umherfragen fand ich keine andere Wohnung als im Degenschen Hause oder dem sogenannten Müllerschen Gebäude an der Donau. Hände voll Geld, Bitten, Zorn und Wuth schafften endlich Träger herbei, die arme Natalie die Treppen, die sie nicht steigen darf, emporzutragen. Wir hatten aber kaum die neue Wohnung bezogen, als wir auch die Unmöglichkeit einsahen, darin zu bleiben. Die Keller unter dem Hause wurden mit Pulvertonnen angefüllt, Kanonen unter die Fenster geführt, ein Haus nebenan demolirt, kurz uns ein Vorspiel des Kriegs und von dem gegeben, was zu erwarten. Meine Frau konnte die ganze Nacht kein Auge schließen; ich war außer mir. Werderewskj und Zizerew leisteten uns Gesellschaft, entschlossen gelegentlich mit uns in die Luft zu fliegen.

9. Mai. Schon früh ging der gestrige Teufelslärm

wieder los, er nahm zugleich ein noch kriegerischeres Ansehen an. Einzelne Abtheilungen Kavalerie und Infanterie zogen fliegenmatt durch die Stadt; Milizbataillone folgten; Artillerietrains und Transporte von Brot, Haber und Heu vervollständigten das immense Gedränge. Dazu kam eine große Anzahl bepackter Reisewagen; kurz, kaum durchzukommen. Werderewskj, der heute reisete, begleitete ich bis an die Linien, wünschte ihm gute Fahrt und mich möglicher Weise an seiner Stelle. Ich fuhr längs den Verschanzungen zurück und schauderte über die Verwüstungen, die man im Prater angerichtet, um Verhaue zu machen. Mir begegneten Wassiljew[3]), die Narischkin, Bulgakow — sie emigriren alle. Zizerew brachte den Abend mit uns zu. Diesen Abend, die Nacht durch, arbeitete man bei Fackeln an den Widerstandswerken. Die schöne Franzbrücke ward abgebrannt.

10. Mai. Lärm und Rasseln die ganze Nacht durch. Natalie hat kein Auge geschlossen. Ich war außer mir, sie in dieser Lage zu sehen. Dicht um uns ein Höllengetöse; Arbeiten an den Werken bei Fackellicht; Einrammeln von Pallisaden; am Himmel feuriger Wiederschein so weit Blicke reichten. Um zwei Uhr Morgens plötzlich rauschende Musik, Durchzug von Truppen bis 7 Uhr. Ein starker Rauch, der sich links erhob, kündigte die brennende Donaubrücke an. Im nämlichen Augenblicke vernahm ich Schüsse und mußte glauben, daß die Franzosen schon da seien. Man sprach, sie hätten die Linie bei Schönbrunn forcirt. Es wurde erzählt, Rittmeister Graf

[3]) Unser Gesandter in Lissabon.

Nesselrode [4]) sei mit einigen Husaren hinausgeschickt gewesen und hätte Andreossy's Adjutanten, den Lagrange, den man in Wien kennt, fabrirt, auch einige Gefangene gemacht [5]). Unterdessen seien die Franzosen schon Meister der Mariahilfer Vorstadt und hätten sich dort festgesetzt. Ein Kaffeehaus, das wegen seiner schönen Lage viel besucht ward, ist von den Wällen beschossen worden und liegt in Trümmern; die Feinde hatten sich dort eingenistet. Um 10 Uhr kam ein Parlementair mit verbundenen Augen in die Stadt, um zur Uebergabe aufzufordern: Kanonenschüsse waren die Antwort. Von den Gefangenen, die eingebracht wurden, hatten drei das Geschick, von dem Volke stark mißhandelt zu werden; die übrigen liefen was sie konnten, von Husaren geleitet, durch die Stadt, bis sie unter starkem Schutz in Sicherheit waren. Auf allen Plätzen und in den Hauptstraßen sind Militairposten aufgestellt, die Bürgerschaft ist unter Gewehr, und man sieht keinen auf der Straße, der sich nicht aus dem Zeughause Waffen geholt. — Nunmehr schien es mir unmöglich, länger in der bisherigen Wohnung auszuharren, und ich setzte die äußersten Mittel in Bewegung, um eine andere zu erhalten. Endlich gelang es in dem Hause Wetzlar auf dem Mehlmarkt gegen vollwichtiges Gold; jetzt ward umgezogen was das Zeug hielt. Meine Frau in den Wagen gebracht, geleitete ich sie, und hatte zuletzt noch

---

[4]) Gegenwärtig Russischer Generallieutenant.

[5]) Dieß scheint nach anderweitigen Nachrichten nicht ganz richtig, doch hat man es nicht weglassen wollen, weil solche Sagen und Gerüchte, wie sie im Augenblick umliefen, das Bild des damaligen Wiens lebendig darstellen.

den betrübenden Anblick, das Eigenthum von Hunderten ruinirt zu sehen, denn alle Donauschiffe, in großer Anzahl vorhanden, wurden verbrannt, versenkt, vernichtet. Ein gleichgültiger Tourist neben mir sagte witzelnd: „Ohe, diese armen Teufel, die Schiffer, verlieren ihre Monarchie im kleinen." Um 3 Uhr begann wieder eine Kanonade und dauerte bis 7 Uhr. Frau von Specht kam mit ihrer Tochter in diesem Höllenlärm zu uns und leistete meiner Frau Gesellschaft. Zizerew ist um 5 Uhr gereiset; ich bin nun hier ganz allein nachgeblieben. Die Bürger, die unter meinen Fenstern bewaffnet stehen, machen sich Muth bei Gumpoldskirchner und gutem Zubiß; sie jubeln als sei's Sonntag oder blauer Montag. Indessen ist die Theurung schon ungeheuer, die Lebensmittel sind vier- und fünffach im Preise gestiegen und kaum zu haben. Man schlachtet Ochsen auf der Straße und die Käufer reißen sich um die noch zuckenden Glieder. Mein Janus oder lange Hans[6]) mußte ganz verblüfft einen Ducaten zahlen für zwei kleine Franzbröte. Gott weiß wie das enden wird. Die Bürger, die mit dem Gewehr nicht umzugehen wissen, haben aus Unvorsicht und Tölpelei schon einen Kameraden erschossen. Heute auf der Straße schlug ein Schuß vor meinen Füßen nieder, und die Kugel flog dann klirrend in die Scheiben eines nahen Fensters. Am Abend brachte ich Maria Specht nach Hause und hatte viele Mühe, durchzukommen. Man glaubt, daß in

---

[6]) Janus (Johann) ist der ehstnische Name des Bedienten, mit Anspielung auf den vielbekannten „langen Hans" in Kotzebue's in früherer Zeit sehr gelesener Erzählung.

der nächsten Nacht das Bombardement beginnen werde. Behüt' uns der Himmel!

11. Mai. Meine arme Frau hat die Nacht schlecht geschlafen, aber blos aus innerer Unruhe, denn geschossen wurde nicht. Heute früh aber fing die Kanonade an, und Nesselrode machte wieder einen Ausfall, der jedoch ohne Erfolg blieb. Ich warf mich schnell in Kleider, rannte zum Wall und fand unter den wohlhabenden Bürgern meinen Schneider, der mich hinauf ließ. Ich hatte alle Zeit mich zu orientiren und umherzuschauen. Bei den kaiserlichen Stallungen sah ich einen Trupp Franzosen und auch beim Auersbergschen Palais; bald zeigte sich dazu etwas Kavelerie. Gleich darauf ging die Kanonade los; in der Stadt griff alles zum Gewehr: die Franzosen retirirten und das Schießen von den Wällen hörte auf. Ein Viertelstündchen darauf zeigte sich wieder ein größerer Haufe Franzosen und näherte sich bis auf einen Flintenschuß. Da begann das Kleingewehrfeuer, ein Paar Schüsse mit Kartätschen fielen dazwischen und machten die Vorwärtsbewegung der Franzosen wieder rückgängig. Ich eilte nach Hause, meine Frau über den Lärm zu beruhigen und rannte auch bei Frau von Specht an; die zitterte am ganzen Leibe. Meine arme Frau ängstigt sich sehr und ich darf sie nur auf kurze Zeit verlassen. Auf den Straßen sieht man keinen Wagen mehr und überhaupt eine Leere, die unglaublich. Nur auf den Wällen und auf den größern Plätzen erblickt man Leute, alle bewaffnet und in Rotten abgetheilt. Das Jubiliren und Juchheien hat aufgehört. — Den Erzherzog Karl erwartet man mit Ungeduld; Fürst Aloys Liechtenstein,

der blessirt nach Wien gebracht wurde, glaubt, daß er spätestens übermorgen hier sein könne, also bis übermorgen muß sich die Stadt halten, aber das kann ihr viel kosten. Kienmayer kam mit seiner Division heute an und in diesem Augenblick ist alles wieder ruhig, nur dann und wann fällt ein Schuß. Es ist rührend anzusehen, wie die Bürgerfrauen es sich angelegen sein lassen, die armen, abgematteten Soldaten durch Speis' und Trank zu erquicken. Ganze Fässer mit Wein geben sie ihnen hin. Die Truppen selbst sind unglaublich ermüdet und abgerissen; die Pferde ganz herunter und können die Campagne nicht fortsetzen, ohne daß man ihnen Zeit zur Erholung gibt. Das Wetter begünstigt beide kriegenden Theile sehr, denn es ist ausnehmend schön. — Nachmittags 5 Uhr. Um halb drei fing die Kanonade beim Kärnthnerthor wieder mit Heftigkeit an, dauerte jedoch nur eine halbe Stunde. Jetzt sprengte eben ein Adjutant durch die Straßen und rief: „Hiller sei da mit seinem Korps." — Lautes Vivatrufen folgte seinen Worten. Ein guter Geist beseelt die Einwohner; sie jubeln, jodeln, juchheien wieder. Ich ging auf die Straße und sah die Vorhut von Hiller, 6 Grenadierbataillone, einrücken. Prachtvolle Leute, meist Ungarn. Sie lagerten sich auf dem Burgplatze. Leider sind die Bataillone sehr geschmolzen: das Korps von Hiller ist von 60,000 auf 20,000 herab. — Späterer Zusatz. Es ist jetzt 10 Uhr und alles still; vielleicht bleibt's die Nacht ruhig. Gott gebe es. Meine arme Natalie hat Ruhe nöthig: den Tag über fuhr sie bei jedem Kanonenschuß zusammen und hat sich nicht beruhigen können. Besonders erschrak sie heftig, als unter unsern Fenstern

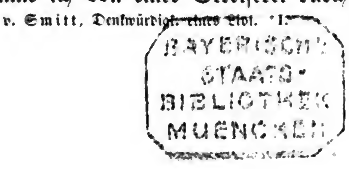
plötzlich ein entsetzlicher Lärm entstand. Man hatte einen Menschen aufgegriffen, den man für einen Spion hielt und der wüthende Haufe wollte ihn zerreißen oder hängen. Mit großer Anstrengung wurde er den Rasenden entwunden, und ich habe nie ein bleicheres Gesicht gesehen, darin in allen Zügen und Winkeln der Todesschreck lag. — Als es dunkelte und eine laue Nacht sich niedersenkte, zog ich am offenen Fenster mit langen Athemzügen die balsamische Frühlingsluft in mich, schaute in den heitern Sternenhimmel hinauf und dachte an den gütigen Gott, der mich zu so unerwarteten Prüfungen bestimmte. Da dröhnte plötzlich ein Kanonenschuß, und wieder einer; ich wandte mich nach der Seite des Schalles und trrra! unter meinen Fenstern platzte eine Bombe; ein anderes halbes Dutzend darauf, gleich Raketen, schon in der Luft. Meine Frau lag bereits im Bette; ängstlich fragte sie, was dieses Knallen und Prasseln bedeute? Ich in meiner Angst um sie antwortete, es seien Flintenschüsse, doch in demselben Augenblick sah sie durchs Fenster die glühenden Kugeln fliegen. Da sprang sie, so matt sie war, aus dem Bette, kleidete sich schnell an und wollte aus dem Hause. Das konnte ich unmöglich zugeben, sondern suchte ihr einen Platz im Vorhause, wo sie unter Gewölben und dreifacher Decke war, durch die eine Bombe, wie ich sie versicherte, nicht durchschlüge. Unsere besten Habseligkeiten ließ ich in tragbare Bündel packen und vertheilte sie unter die Leute, um im Fall eines Brandes, was ich einzig fürchtete, alsbald mit möglichst geringem Verlust uns zu retten. Nach solcher Anordnung erwartete ich mit Fassung das Ende der schauerlichen

Nacht. Das Schießen ließ nicht einen Augenblick nach; fiel eine Bombe auf ein nahes Dach, so machten die zerschmetterten, herabstürzenden Dachziegel, Steine und Bruchstücke ein die Nerven durchgreifendes Gepolter. Das Militair, das noch vor einem Augenblick auf dem großen Platze vor dem Hause geräuschvoll und meist in frohem Tumult sich gebärdete, war kaum vorhanden: die Soldaten hatten Schutz unter Vorsprüngen und in Nischen gesucht oder sich dicht an die Mauern gedrängt. Augenblicke hindurch blieb es todtenstill und diese Stille contrastirte eigenthümlich zu dem Donnergepolter von oben herab. Plötzlich stiegen Rauchwolken in die Luft und das vierte Haus von uns stand in lichten Flammen. An's Löschen machte sich niemand, weil Bomben und Granaten den Zutritt gefährdeten. Es war ein gräßlicher Anblick und, um das Grauen noch zu vermehren, ward der große Trattner Hof am Graben gleich darauf in Brand geschossen. Jetzt stieg die Gefahr für uns mit jeder Minute, denn es war anzunehmen, daß der Feind den Stephansthurm zu seinem Zielpunkte genommen habe, und da die Bomben nicht bis so weit reichten, so fielen sie fortdauernd in der Nähe unsers Hauses nieder. Bald brannte es auch schon links von uns, nicht lange darauf auch hinterwärts, und wir waren in einem brennenden Ringe mitten drin. Natalie verhielt sich ruhig und glaubte sich vor Lebensgefahr hinlänglich gesichert. Doch als sie rund umher die Flammen leuchten sah, ergriff sie die frühere Angst, sie fürchtete lebendig zu verbrennen, wollte aus dem Hause hinausgetragen sein. Mit großer Mühe, Bitten und Flehen, brachte ich sie so weit, sich zu be-

ruhigen und überzeugt zu sein, daß ich, jede Gefahr vorauserwägend, sie gewiß zur rechten Zeit aus diesem Hause entfernen würde; daß es aber sie tödten hieße, sie früher als unumgänglich den platzenden Bomben und Granaten auf dem Steinpflaster auszusetzen. Eben war es mir gelungen, sie zu beschwichtigen, als plötzlich im Hause selbst ein Geschrei und der Angstruf: Feuer! Feuer! erscholl. Da stand ich selbst auf dem Punkt rasend zu werden, Kopf und Besinnung zu verlieren, denn eine schwerleidende Frau, die kaum im Stande war, zwanzig Schritte zu machen, aus einem brennenden Hause zu führen, durch die Straßen ohne bestimmtes Ziel unter einem Kugelregen zu schleppen, Obdach finden, wo an keins zu denken war — es war der schrecklichste Augenblick meines Lebens! Indeß geschehen mußte, was nicht zu vermeiden schien. Ich ordnete den Abzug meiner Leute, übernahm selbst die Hinwegführung oder vielmehr Hinaustragung meiner Frau; wir schritten zur Thüre, da sah ich Janus ohne die Chatulle, die ich ihm auf die Seele gebunden. In der Bestürzung hatte er sie im Vorhaus hingestellt: all mein Geld und die Diamanten meiner Frau waren verloren. Jedoch in der ersten Verwirrung übersah man diesen Schatz, und ich kam unverhofft wieder zu dem Meinigen. Noch schlugen die Flammen nicht empor, noch krachte nicht über uns das Gebälke und die Chatulle war nothwendig genug, um sich nach ihr umzusehen. Ich wieder hinein in das Gewühl und Gekreisch des Hauses. Das war ein Augenblick dem Tropfen kalten Wassers zu vergleichen, der in siedendes hineinfällt. Die Verwirrung im Hause lösete sich plötzlich, das

Feuerrufen war ein blinder Lärm gewesen, aus übergroßer Angst entstanden. Mittlerweile hatte sich der bombenfeste Winkel meiner Frau mit andern Schutzsuchenden gefüllt, und ich mußte ihn militairisch reinigen und behaupten. Eine Chaise longue ward hineingeschafft und zwischen zwei Ohrpolstern sah ich endlich meine arme Frau entschlummern. Es mochte jetzt eben nach Mitternacht sein und die Schüsse fielen seltener; man sprach, die Garnison hätte einen entschlossenen Ausfall gethan und bedränge die Dränger. Doch bald begann der Höllenlärm durch die Luft in verdoppelter Stärke wieder; ich saß in stiller Ergebung und wachte über meinem schlummernden Engel, den Ermüdung und Ermattung ruhig schlafen ließ. Ununterbrochen bis 3 Uhr hielt noch die Kriegswuth an, dann fielen die Schüsse seltener und allmälig hörte der Mordspektakel auf. Ich schaffte um 5 Uhr die Frau zurück in ihr eigenes Zimmer, brachte sie zu Bett und schlief neben ihr auf der Wache in einem Lehnstuhl ein.

12. Mai. Das Erwachen nach einer so furchtbar verbrachten Nacht war ein sehr trübes. Außen alles öde und leer; drinnen alles drüber und drunter. Glücklich genug, daß die hiesigen vortrefflichen Feueranstalten das Feuer bei der ersten Möglichkeit bemeistert und es schon gedämpft, wenn auch noch nicht ganz gelöscht hatten. Nach und nach wagten sich einzelne Gaffer auf die Straße hinaus, und ich sah Bombenstücke, wohl zum Andenken, auflesen und wegbringen. Es heißt, die Stadt würde sich nicht ergeben, und so haben wir für nahe Stunden die Wiederholung ähnlicher Scenen zu erwarten. — Eben komme ich von einer Streiferei durch die Straßen zurück.



Die Vorsehung hat gerade uns gütig geschützt; im Kreise umher ist alles verwüstet, nur einige wenige Häuser, darunter das unsrige, sind verschont geblieben. Der übrige Theil der Stadt hat nicht gelitten. Aber in unserer Gegend sind alle Fensterscheiben zerschlagen. Zuerst haben die Bomben im Hotel: Kaiserin von Oestreich gezündet, dann brannte der Trattnerhof. Obgleich die Flammen gelöscht sind, so raucht's doch noch an beiden Brandstätten. Näher zu uns ist die Verwüstung am größten. Behüte uns Gott vor einer Wiederholung. Man spricht von einer Kapitulation; ich glaube nicht daran. Ohne den Erzherzog Karl darf man nicht abschließen und der kommt erst morgen. — Seit 11 Uhr hört man außerhalb der Linien eine starke Kanonade; Hiller eilt mit seinem Korps hinweg; man denkt, daß Erzherzog Karl sich mit den Franzosen schlägt; Gewisses weiß man nicht. In diesem Augenblick ist bloß Landsturm in der Stadt; Militair und Bürgerwehr sind hinausgerückt. Noch ist der Brand nicht überall gelöscht und eben schlagen die Flammen auf dem Graben lichterloh empor. — Unterdessen hatte man bei uns gekocht, wir wollten eben an das aufgetragene Mahl, als das Bombardement von neuem anging und uns der Bissen im Munde stecken blieb. Doch der Lärm dauerte etwa eine halbe Stunde, schwieg, und der Hunger trieb uns wieder zu Tisch. Der Mensch gewöhnt sich an alles, selbst an Bombenflug über dem Kopfe. — Meine Frau schläft im Augenblick ganz ruhig, trotz der Kanonade in der Vorstadt. Ich will auch an meine Sieste gehen, der Himmel weiß, welche frische Kräfte für die Nacht nöthig sind. — Abends 7 Uhr. Die Kapi-

tulation ist abgeschlossen, nur weiß man nicht recht durch wen. Das Feuerwerk in der Nacht soll Andreossy veranstaltet haben. Napoleon hat die Abgeordneten der Stadt kalt aufgenommen, und als sie sich zu seinen Forderungen nicht gleich verstanden, gedroht, die Stadt auf der Stelle in einen Schutthaufen zu verwandeln. Wirklich hat er in der Gegend des Praters den Uebergang über einen Donauarm forcirt und auch von dieser Seite sich der Stadt genähert. Erzherzog Maximilian hat schon in der Nacht mit 40,000 Mann die Stadt geräumt und sie ihrem Schicksal überlassen; es blieb also nur zu kapituliren übrig und das ist geschehen. Morgen 9 Uhr besetzen die Franzosen die Thore. Napoleon ist in Schönbrunn und hat darauf bestanden, daß der Erzbischof und Graf Zinzendorf unter den Abgeordneten seien; Graf Dietrichstein lief als Klepper mit im Zuge. — Ich war auf die Straßen gegangen, um die Stimmung des Volks zu sehen und fand Verzweiflung auf allen Gesichtern; die Leute hätten sich gern noch gewehrt; es fehlt diesem gutmüthigen, aber festsinnigen und tüchtigen Volk nur an der rechten Anführerschaft. Indem ich über den Burgplatz schritt, kam mir ein französischer Parlementair entgegen, der von zwei östreichischen Offizieren geführt wurde. Man wußte nicht, was er brachte, aber diese Nacht werden wir wohl Ruhe haben, eine theuer erkaufte Ruhe für jeden guten Patrioten. — Schon gestern waren die Franzosen über die Donau gegangen, ohne daß man es hier recht wußte; auf dem Stephansthurme keine Beobachter! Sie waren im Prater, ehe man es ahnte. Das Volk wird in diesem Augenblick schon entwaffnet; die Land-

wehrmänner, die hier geblieben, bitten um Gotteswillen, man möchte ihnen bürgerliche Kleidung geben, damit sie nicht in schimpfliche Gefangenschaft gerathen. Man tobt darüber, daß Erzherzog Maximilian die Stadt in der Nacht im Augenblick der Gefahr verlassen habe; er mag dazu seine Ursachen gehabt haben. Von dem Erzherzog Karl ist nichts zu vernehmen, aber der gemeine Mann fährt fort mit Enthusiasmus von ihm zu sprechen und meint: „wär' der hier gewesen, all' das Unglück wäre halt nicht geschehen." — Der Zufall hat gewollt, daß Andreossy, der Belagerung und Bombardement leitete, das Haus, das er noch kürzlich als Botschafter bewohnte, beschädigt hat, indem drei Bomben hineingeschlagen sind. Bonaparte soll den Abgeordneten gesagt haben: „d'où avez-vous pris la ridicule présomption de croire que Vienne soit tenable, quand les faubourgs une fois sont occupés?" —

13. Mai. Die Nacht verging ganz ruhig; blos in der Entfernung hörte man von Zeit zu Zeit Schüsse fallen. Jetzt ist in den Straßen noch alles öde und leer; ein Fiaker hat sich indeß auf seinem Platz eingefunden. Die Thore werden um 9 Uhr den Franzosen geöffnet. — Alle Gewehre werden ins Zeughaus getragen; die Kavaleristen verkaufen ihre Pferde an den Ersten Besten für ein Spottgeld, um sie nicht dem Feinde abzuliefern. Die vorräthigen Ammunitionsstücke werden ausgetheilt; wer will, bekommt Hemde, Schuhe u. s. w. Die Balken, womit man die Thore gesperrt hatte, werden weggeräumt, und jedweder nimmt oder schafft fort, was ihm gut dünkt. Der Zustand einer dem Feind zu übergebenden Stadt ist

ein gar eigenthümlicher und bedauerlicher! — Um 9 Uhr ging ich zur Burg, um den Einmarsch der Franzosen zu sehen. Beim Hotel des Sächsischen Gesandten begegnete ich Salmer, der dort eben die Sächsische Fahne aufpflanzen ließ; er gesellte sich zu mir und wir traten bei Frau von Specht an, die wegen der Uebergabe der Stadt außer sich ist. Ich mußte dort Gewehre ausladen, welche Grenadiere der Einquartierung bei ihr zurückgelassen, nachdem sie selbst davongegangen, um nicht in die Hände der Franzosen zu fallen. Von der Specht gingen wir weiter zur Burg und begegneten alsbald fünf französischen Offizieren, die durchs offene Thor in die Stadt gekommen waren und spazieren gingen. Sie waren gut gekleidet, benahmen sich höflich. Gleich darauf kam ein Kommando Artilleristen, die das Zeughaus sehen wollten; dann eine Kompagnie Grenadiere, die Wachen in der Burg gemeinschaftlich zu besetzen, endlich eine ganze Brigade vom Oudinotschen Korps. Die Haltung der Leute ist gut, sie sind reinlich gekleidet und sehen nicht fatiguirt aus. Andreossy ist Gouverneur der Stadt; man ist darüber zufrieden und hofft, er werde sie möglichst schonen. Einzelne Abtheilungen von Infanterie und Kavalerie rückten zugleich in allen Thoren ein. Man sieht die Uebung der Leute, fremde Städte zu besetzen. Ich fand zwei Grenadiere in einem Kaffeehaus Billard spielen, und noch waren keine Truppen eingezogen. Soldaten der Rheinkonföderation sind nicht in der Stadt, nur Offiziere sieht man umherstrolchen, die von den Franzosen nachlässig, beinahe hochmüthig behandelt werden. Abends war ich auf einen Augenblick zu der Coudenhoven gelaufen. Während des

Bombardements hat sie mit ihrem kleinen Paul im Keller gesessen. Auch die Fünfkirchen sah ich noch und' die Gräfin Fuchs; sie waren kaum wieder aufgelebt. Pourtalès, Adjutant bei Berthier, hatte ihnen schon am Morgen eine Visite gemacht. — In der Konversation Napoleons mit den Deputirten der Stadt soll Folgendes vorgekommen sein: „On vous en a imposé en disant, que j'aie demandé Triest et Fiume. Je ne fais la guerre qu'à l'Empereur et à l'Archiduc Charles, je ne veux rien du peuple. Il auroit mieux valu à l'Archiduc Charles de persister dans ses sentimens de ne pas faire la guerre, car il a manoeuvré comme un écolier et a pis fait que Mack. Il est surprenant que vous voulez faire la guerre, quand il vous manque des Généraux. A présent la Dynastie a cessé de regner, dussé-je faire la guerre cinquante ans. J'ai voulu être bien avec votre maître, puisque j'aurois été charmé de savoir une forte puissance entre moi et la Russie, mais il n'en a su profiter. Il est bien surprenant que vous avez voulu vous défendre à Vienne et qu'au moment du danger l'Archiduc Maximilien vous ait quitté comme un cochon." — Dem Erzbischof hat er gesagt: „Pourquoi est-ce que Vous n'avez pas mieux élevé Votre Empereur. Voila comme Vous êtes vous autres. Levez-donc la tête et laissez-là l'attitude d'un hypocrite. — Vous êtes aussi pour le pape, je le sais." — Man sieht aus diesen Pröbchen, daß Napoleon in seinem gewöhnlichen Redesturz war, voll Reminiscenzen seines Ausgangspunkts.

14. Mai. Die Nacht war ruhig; nur gestern Abend

spät hörte ich ein Frauenzimmer Zeter schreien; drei Franzosen wollten sie auf einmal mit überlegenen Kräften lieb haben. — Ich fuhr um 11 Uhr nach den Kaiserlichen Stallungen, den Schaden zu sehen, den das Geschütz aus der Stadt angerichtet; er ist unbedeutend. Jetzt weiter über Mariahilf nach Schönbrunn. Auf den Höhen davor sah ich viel Kavalerie und Infanterie marschfertig nach Ungarn. In Schönbrunn hielt ich vor dem eisernen Gitterthor und sah im geräumigen Hof die französische Garde unter Gewehr stehen. Napoleon wurde erwartet. Mit dem außen sich aufhaltenden Militair kam ich bald in ein Gespräch, nachdem ich gesagt, ich sei ein Russischer Offizier. Mehrere von ihnen hatten den Preußisch-russischen Feldzug mitgemacht und wußten allerlei zu erzählen. Ich fragte, wie die Bairischen und andere Deutsche Truppen sich geschlagen? und bekam die Antwort: „oh le petit caporal les fait bien aller en avant; il sait son métier.“ Unterdessen wurde die Trommel gerührt, Janitscharenmusik erscholl; Napoleon kam die große Treppe herab und hielt die übliche Musterung. Er war in Gardeuniform, hatte so wie alle Offiziere der Garde Stiefeln mit gelben Kragen und gestikulirte viel mit den Händen. Jeder Zoll ein Italiener. Als die Truppen vorbeidefilirt waren, stieg er behenden Sprungs die Treppe wieder hinauf und verschwand. — So habe ich denn das kleine graue Ungethüm gesehen, das in seiner wunderbaren dämonischen Ueberlegenheit und in krankhaftem nimmer ruhenden Nervenreiz Ost und West feindlich gegen einander rennen macht.

15. Mai. Ich fuhr in den Prater. Wie ist dieser

reizende Aufenthalt jetzt verwüstet und verunstaltet! Todte Pferde liegen dort und werden von Raben gehackt, wo sonst die lustigen Speisehäuser standen. Statt der eleganten Reihe von Wagen mit schönen Frauen darin fährt der Schinderkarren umher. Wird Oestreichs Hauptstadt wieder das werden, was sie gewesen? Das graue Ungethüm spricht mit Wohlgefallen von den Herzogen von Lothringen, wenn es den Kaiser und die Erzherzöge bezeichnen will. — Ich machte hierauf eine Morgentour bei meinen Strohwittwen (die Männer alle beim Heer) und endete bei der Coudenhoven, die sich gegen meine Frau wie eine wahre Anverwandte und treue Landsmännin benimmt. Ich traf dort auf die Gräfinnen Hardegg, Schönborn und die Großschlag. Alle die Frauen stießen ungemeine Klage aus und haben auch Ursache dazu. In den guten Zeiten, die vorüber, machten sie die Koterie der Stadions [7]) aus, und haben jetzt natürlich mancherlei auszustehen. — Heute erschien der erste Tagesbefehl aus Schönbrunn. Er machte keine Sensation im Volke; die Leute sagten sich leise: „es lebe unser Franz!" — Gleich darauf gab es einen ersten Befehl vom Gouverneur Andreossy, alles Gewehr, selbst Luxuswaffen, bei Strafe der Füsilirung in die Zeughäuser abzuliefern. Die Maßregel war nothwendig, ich befürchtete zeither eine sicilianische Vesper. — Die Specht, Marie und die Coudenhoven

---

[7]) Es gab eine Partei des Kriegs, an deren Spitze sich die Stadions befanden, und eine Partei des Friedens, zu welcher Graf Cobenzl, Manfredini, Graf Wallis, Thugut, Fürst de Ligne, Graf Chotek und andere gezählt wurden. — Schneidawind: der Krieg Oestreichs im Jahre 1809. I. S. 14.

hatten meine Frau besucht. Da der Abend schön, fuhr ich sie in meiner Kalesche nach Hause und machte mit ihnen noch eine kleine Tour. Als ich zurückfuhr, sahe ich alle Straßen überschwemmt von Franzosen, die, Grisetten am Arm, sich ergingen.

16. Mai. Endlich sieht man in dem Gewirr das wiederbegonnene Wirken der Polizei. Die Straßen sind gesäubert, das Fleisch um 2 Kreuzer wohlfeiler, Gemüse auf dem Markt. — Meine arme Frau sehnt sich jedoch aus der Stadt hinaus auf's Land. Obgleich ich zwar von der Verwüstung und militairischen Besitznahme unsers Landhauses in Hietzing gehört, so fuhr ich doch heute früh hinaus, um mit eigenen Augen zu sehen und das Thunliche zu beurtheilen. Der Befund war: gesprengte Thüren, zerschlagene Spiegel und Fenster, im Schlafzimmer meiner Frau ein Weinfaß, in dem Garten Pferde und im Hof großes Feuer, das von zerschlagenen Mobilien und den Fruchtbäumen des Gartens unterhalten wurde. Eben so desolat sah es in den andern Theilen des schönen Hietzing aus. Grenadiere der Garde, Dragoner und Polnische Ulanen hatten den Unfug und Kehraus gemacht. Die großen Gitterthore, die von Hietzing in den Schönbrunner Garten führen, waren geschlossen und starke Wachen ausgestellt. Innen sah ich die großen, schattigen Alleen grün und duftig und ruhig liegen, aber sie waren nicht zu betreten. Es that mir weh in der schönen Jahreszeit durch die sonst immer geöffneten, jetzt aber geschlossenen Gitter und nebenbei zwischen Bajonnetspitzen in den Garten hinein zu schauen und ich machte Kehrtum. Ueber mir blauer Himmel, ruhig flatternde Vögel, und

um mich grauenhafter Teufelslärm und nachgelassene Spuren brutaler Gewalt! — In der Stadt fuhr ich zu Andreossy, der in der Burg wohnt. Man hatte mir gerathen, ihn zu sehen, früheres Bekanntsein geltend zu machen, um die Räumung des Landhauses und wo möglich um eine Sauvegarde zu bitten. Um 11 Uhr war ich in seinen Vorgemächern, angefüllt mit Militair und Sollicitanten. Es war anfangs ein Chaos für mich, doch ein Kammerdiener erkannte mich, nannte mich dem Adjutanten. Dieser führte mich aus dem Haufen in ein reservirtes Vorgemach. Hier erkannte mich wieder ein Protektor von Kammerdiener, der mich früher gesehen, und meldete mich dem General. So kam ich in dessen Kabinet. Andreossy nahm mich zuvorkommend auf und erkundigte sich gleich nach meiner Frau. Dadurch war meine Bitte durch ihn selbst eingeleitet und ich brachte sie vor. Er fand zur Zeit das Landleben in solcher Nähe der Bewegungen noch bedenklich, rieth zu wenigen Tagen Geduld und — bat mich zum Mittagsessen. — Um 2 Uhr fuhr ich also hin. Er war noch in Schönbrunn; unterdessen hatten sich mehrere Generale und Obersten eingefunden und ich unterhielt mich mit Lagrange, Razout, Joly und Walther. Um halb 5 Uhr erschien Andreossy und wir gingen zu Tisch. Ich mußte neben ihm sitzen und er sprach viel von der Gesellschaft und der lustigen Zeit des vergangenen Winters. Indessen kam die Rede auch etwas auf den gegenwärtigen Krieg. Der Oberst St. Cyr und der General Lagrange waren bei Saragossa gewesen und meinten: das wäre ein anderes Stück von Feuerregen und Erdbeben gewesen, als die Kleinigkeit bei

Wien. Dann zeigten sie ihre Verwunderung darüber, daß der Erzherzog es nicht mit ihnen zu einer guten tüchtigen Schlacht in Baiern angebunden hätte, und als ich des Tags bei Regensburg erwähnte, versetzte St. Cyr: „ach das waren Plänkeleien!“ — Uebrigens schienen sie der herumziehenden Lebensart ziemlich satt zu sein. Lagrange, der die Kavalerie bei Heilsberg befehligt hat und dort auch verwundet ward, nannte diese Affaire eine Fanfaronnade Murats. Der russischen Kavalerie ertheilte er alles Lob. Von der Spanischen Armee sagte er: „sie manövrirt schlecht, aber schlägt sich gut; jeder Einzelne ist ein tapferer Soldat und meistentheils ein trefflicher Schütz.“ Von den Engländern sprach er: „das sind Löwen; so habe ich sie bei Corunna gesehen.“ — Die Geschäfte von Andreossy sind unglaublich, wohl sechsmal mußte er vom Tische aufstehen, und während des Essens wurden ihm zwei schriftliche Befehle des Kaisers zugehändigt. — Wir Gäste versammelten uns in den nämlichen Zimmern, wo ich früher Mitgliedern der kaiserlichen Familie aufgewartet hatte und speiseten auf dem Tafelservice des Kaisers Franz und wurden von seiner Livree bedient. Seltsame Bilder umdrängten mich ab und zu, während ich an der Tafel saß. Hier hatte ich vor nicht mehr als sechs Wochen die Kaiserin und ihren glänzenden, juwelenreichen Hof, voll alter Decenz und Etikette gesehen, hier die edle Schlichtheit der Erzherzoge, die steife Morgue des hohen Adels, gestützt auf Spanische Ueberlieferungen; und jetzt lärmte hier die tobende, nur in wenigen Individuen verfeinerte Freiheit einer Wachtstube; Säbel klirrten, Sporen kratzten das Parket auf,

weinnaße Schnauzbärte wurden aufgewickelt, und Gassen- und Kulissenanekdoten von Grisetten und Tänzerinnen zum Besten gegeben. Weiterschweifende Gedanken zeigten mir dieselben Tamerlanschen Horden auch in unsern Gegenden. Aber nein — dort wird ihnen tolle, scythische Raserei begegnen! — Als ich nach Hause kam, fand ich Frau von Specht und die Generalin Emme bei meiner Frau. Ihr Zustand wird sehr beunruhigend. Sie verliert alle Kräfte durch die fortwährende innere Agitation, die sie bemeistern will. — Baron Hornstein besuchte mich späterhin. Er fürchtet sehr für Wien in nahen Tagen, vielleicht heute Nacht. — Napoleon weg aus Schönbrunn, man weiß nicht wohin? viele französische Truppen fort nach Ungarn, das östreichische Heer am linken Ufer der Donau, nah an der Stadt. Käme es zum Kampfe, dürfte Wien leicht zum Abschiede geplündert werden. Ich saß die Nacht hindurch lange am Fenster, sah in den Straßen die Franzosen attroupirt und erwartete mit Ungeduld den Morgen.

17. Mai. Es ist alles ruhig geblieben, und ich hoffe, daß solche schlimme Erwartungen sich nicht wiederholen. Ich ging am Morgen aus, begegnete der Coudenhoven und geleitete sie nach Hause. Dort fand sich ein Kreis von Frauen zusammen, die sich viel frohe Hoffnungen mitzutheilen hatten. Noch immer ist es Sieg des Erzherzogs, Flucht der Franzosen, worauf sie rechnen. — Ich fuhr hierauf nach der Landstraße, in den Garten Angiolini, eine Ananas zu kaufen, und brachte sie meiner armen Kranken. — Am Abend besuchte mich Berkheim, Oberster des 1. französischen Kürassirregiments und mir

von früher her bekannt. Er gestand, daß die Franzosen jetzt überall plündern, wo sie Herren werden, und daß man es den Soldaten nachsieht, um sie bei gutem Willen zu erhalten. Napoleon soll gestern Zinzendorf (damaligen Staatsminister in inländischen Geschäften) gefragt haben: „dites-moi, comment finira tout cela, je n'y comprends rien?“ — Sire, j'espère à l'amiable, antwortete der Graf und Napoleon wandte lächelnd sich von ihm ab. — Vorgestern ist Czernyschew von Petersburg aus in Schönbrunn angekommen und von Napoleon mit Auszeichnung aufgenommen worden. Graf Witt soll in Baden sein.

18. Mai. Lärm und Geschrei auf der Straße weckte mich heute. Wilde Haufen von Menschen drängten sich nach der Mehlgrube. Reitende Polizei wurde von den Pferden geworfen, die Thüren gestürmt. Endlich kam große Mehlzufuhr vom Lande; das war ein Entsatz für die Mehlgrube. Der Auflauf legte sich. Wie er brauste und sich drängte in den engen Straßen, nicht geräumigen Plätzen, der wüthende, drohende Menschenschwall! Er glich einem Drachen, der in ein Faß hineingerathen und durch den Spunt hinauswill. Ein französischer Chasseur war mit ins Gedränge gekommen; was half ihm sein Säbel und alle möglichen französischen Flüche! Er war ein Bestandtheil der Volkskatapulte geworden, und mußte wider Willen mit dazu dienen, die Mehlgrube einzuschlagen. — Die Theurung ist unbeschreiblich und mit Grauen muß der Hausvater in die Zukunft sehen. Meine arme Frau, die nur weißes Fleisch essen darf, ist übel daran. Noch hat ihr die Köchin Hühner und Kalbfleisch, freilich für schmähliges Geld, bis hiezu schaffen können; aber

wenn die Möglichkeit aufhören sollte, und ich der Leidenden nicht einmal die wenige Nahrung, deren sie bedarf, verschaffen könnte! — In der Nacht ist ein großer Theil der Französischen Armee durch die Stadt gezogen; große Bewegungen gehen vor sich. Ein Versuch über die Donau zu setzen, ist mißlungen. — Um 11 Uhr machte ich verschiedene Visiten, war auch bei Berkheim, traf ihn aber nicht. Von dort zu einem Oebstler, wie man hier sagt. Ich war so glücklich einen Korb auserlesener Früchte für meine Frau kaufen zu können: Pfirsiche, Pflaumen und Erdbeeren; eine Ananas nebst gut erhaltenen Weintrauben. Die arme Kranke hatte ihre Freude daran und genoß einiges. Abends bei der Fünfkirchen. Ich fand dort den jungen d'Aspre[8]), der als Parlementair zu Napoleon geschickt ist, und weil dieser eben im Operiren begriffen, so wird dem Aspre die Rückkehr zu seinem Heer vor der Hand nicht gestattet. Aspre gibt zu, daß man bei der Oestreichischen Armee unglückliche Fehler begangen hat, doch zweifelt er nicht, daß alles wieder gut gemacht werden könne, und hofft, daß die Vereinigung Erzherzogs Karls mit Chasteler schon statt gefunden habe. Napoleon ist in Ebersdorf. Oudinot mit seiner Grenadierdivision ist heute fort, und die Division Friant an seine Stelle gerückt. Ich führte die Coudenhoven und die Specht nach Hause, und wir sahen die Straßen voll Soldaten, die auf dem Straßenpflaster lagen und einen weiten Marsch gemacht zu haben schienen.

---

[8]) Später Generalfeldzeugmeister und Haupttheilnehmer an dem Siege bei Novara.

19. Mai. Das Durchrücken der Truppen hat die ganze Nacht gewährt. Den Stephansthurm darf seit gestern niemand besteigen; die Französischen Genieoffiziere haben ihn ganz für sich in Besitz genommen und beobachten von dort die Bewegungen der Oestreicher. — Die Lebensmittel werden immer theurer. Fleisch bekommt man nicht mehr so viel als man will, sondern die Hälfte von dem, was eine Haushaltung braucht. Butter ist gar nicht zu haben. Um 10 Uhr wollte ich ausfahren, um das Gewühl nach Ebersdorf hin zu sehen, aber die Franzosen hatten Kalesche und Pferde requirirt und ich mußte mir die Lust vergehen lassen. Die Requisitionen werden überhaupt ins Unermeßliche getrieben. Es gibt hier Häuser, wo die Unterhaltung der Einquartirung täglich fünf- bis sechshundert Gulden kostet, so z. B. dem Fürsten Lobkowitz, in dessen Palais Massena hamstert. Andere Häuser, wie die von Kinsky, Liechtenstein, des Herzogs Albert sind in ähnlicher Art besteuert. Nur der junge Prinz von Hessen-Darmstadt bezahlt was er braucht.

20. Mai. Heute bekam ich andere Pferde. Meine Frau glaubte Kräfte genug zu haben zu einer Spatzierfahrt, und ich brachte sie in den Augarten. Das schöne Grün nach langem Anblick geschwärzter Mauern machte einen angenehmen Eindruck auf sie. Die Luft war ruhig und mild und sie fühlte sich gestärkt. Ich hatte ein Paar Sesselträger angenommen, und wollte sie eben auf die Terrasse tragen lassen, von wo man die reizende Brigittenau und die Gebirge nach Kobenzl hin überblickt, als plötzlich Schüsse fielen und französische Tirailleurs, kommandirt oder eigenwillig, durch den Garten rannten.

Ich brachte die erschrockene Kranke eilig zurück in den Wagen und dankte Gott, als ich wieder in der kaum verlassenen Stadt war, daß der Schreck keine schlimmern Folgen hatte. Das Geschütz hörte man heute von Zeit zu Zeit lärmen, auch Gewehrfeuer, aber wo etwas vorging, erfuhr ich nicht. Täglich kommen Transporte Verwundeter an, die Lazarethe mehren sich und die Luft füllt sich mit jenem schweren Geruch verwesenden Bluts, den Kriegserfahrene kennen. „Dulce bellum inexpertis“, pflegte Schärtlin, der alte Kriegsoberste, zu sagen.

21. Mai. Um 11 Uhr auf den Burgplatz, die Parade anzuschauen. Sie bestand aus mehreren Bataillonen, die ein Viereck formirt hatten. Eine wohlbesetzte türkische Musik belebte die Scene. Kommandant Razout durchlief die Glieder und theilte die Wachen ein. Während die Mannschaft Gewehr beim Fuß stand, lasen einige die Zeitung, andere spasten; doch wie die Trommel ging, ordnete sich alles ohne viel Lärm, und die Schwenkung, der Abmarsch fiel ganz regelmäßig aus. — Ich besuchte die Gräfin Schönborn, die Großschlag und endlich die Coudenhoven. Ueberall Niedergeschlagenheit. Die Nachrichten vom eigenen Heer, die drohenden Vorbereitungen des Feindes, die nah bevorstehenden schweren Kämpfe, alles erzeugt bange Erwartungen. Indessen raunt man sich auch tröstende Nachrichten ins Ohr: „heute hat man den Franzosen wieder eine Brücke in den Grund gebohrt, das ist nun schon die vierte“ und dergleichen mehr. Der Erzherzog Karl hat der Stadt Wien ein Geschenk von 750 Stück Ochsen gemacht. — Ich stieg, da heute die Kanonade nicht aufhören wollte, auf einen Thurm und

sah deutlich die Oestreichische Armee auf beiden Seiten der Chaussee nach Mähren sich ausbreiten. Es muß in diesen Tagen zu einer Lösung des gespannten Zustandes kommen. — Meine arme Natalie ist sehr schwach; die ewige Unruhe wirkt äußerst nachtheilig. Nur Opiate geben ihr Schlaf. — Wieder bin ich auf einem Schau-dich-um gewesen — es war das Belvedere des Silberarbeiters Würth — und sah nun große Oestreichische Artillerietrains herbeieilen, wahrscheinlich um die Franzosen im Rücken zu nehmen. Zu sehr lärmt das Geschütz, als daß es nicht ein ernsthaftes Gefecht sein sollte. Was wird das Resultat sein? Zahlreiche Verwundete werden hereingebracht, auch gefangene Oestreicher. Unter meinem Fenster bivouaquirt ein Regiment; es blieb die ganze Nacht unterm Gewehr und die Musik spielte.

Vom 22.—27. Mai. Meine Feder lag sechs Tage still und ich im Bette. Kopfgicht, Zahnweh, Zahnausreißen (dreier Zähne!) zerrütteten meine Nerven, warfen mich in einen fieberhaften Zustand. Ich habe die Zeit über nichts gehört und gesehen, auch nichts genossen. Nur auf meine leidende Natalie richteten sich die Blicke, zu ihr wandten sich die Gedanken, wenn ich mich welcher bewußt ward. Es kam der Arzt, es ging der Arzt, dann und wann sprach ein lieber Bekannter vor; draußen wüster Lärm, Aufstoßen der Kolben auf das Pflaster, Rasseln der Trommel, ohrenzerreissendes Schreien der Pfeifen: anderer Sachen erinnere ich mich nicht. Heute am 27. befinde ich mich ungefähr bei Kräften, vernehme die Freunde, die mich besuchen. Die Oestreicher haben einen Vortheil erlangt, ja eine Schlacht gewonnen (bei

Aspern). Zwanzigtausend verwundete Franzosen liegen in Stadt und Vorstadt. — Eben ist Berkheim bei mir gewesen; er sagt, nie einen heißern Tag erlebt zu haben. Sein Regiment ist halb aufgerieben, 18 Offiziere schwer blessirt, 6 todt. Napoleon zieht die Italienische Armee an sich und brütet über neuen Entwürfen. Unterdessen scheint der Erzherzog wieder Zeit zu verlieren, auch soll er seinen Vortheil am Tage selbst lange nicht genug benutzt haben.

28. Mai. Meine arme Natalie hat die Nacht kein Auge zugethan; eine unabläßige Unruhe bewegt sie. Das Gefährliche ihres Zustandes erkennt sie zum Glück nicht im ganzen Umfange. Ich selbst darf noch nicht aus dem Hause und gleiche einem Gespenste oder einem Vampyr, der eben gestorben ist und noch keine frische Lebenskraft in sich gesogen hat. Aber darf ich in jetziger trüber Verwickelung sterben?

29. Mai. Ich fuhr heute zu meinem französischen Zahnbrecher und traf dort auf den Kammerherrn Montesquiou, den ich schon in Rußland gesehen und der mich alsbald wieder erkannte. Er ist Adjutant des Kaisers. Ich gratulirte ihm, aus der Mordaffaire am 22. glücklich davon gekommen zu sein. „Ja, entgegnete er, das ist schon glücklich genug; es gab gar zu viel Möglichkeit, eine Dragée von Eisen oder Blei zu schlucken. Die Oestreicher wissen sich nicht anders zu schlagen als bis an die Zähne verschanzt und hinter vierhundert Feuerschlünden". — Ich halte dafür, daß es einerlei ist, womit man sich schlägt, wenn man nur siegt. Daß die Oestreicher diesmal gesiegt haben, erkennt man aus dem

Depit, mit dem die Franzosen über die Schlacht sprechen. Unterdessen sind die Truppenbewegungen groß, und man arbeitet wieder an einem Uebergange über die Donau. — Meine Ausfahrt ist mir schlecht bekommen, ich bin wieder leidend.

1. Juni. Heute Nacht völlige Schlaflosigkeit; ich hatte alle Muße, die Bewegungen der Truppen in den Straßen zu beobachten. Unzählbare Transporte von Artillerie zogen an meinen Fenstern vorüber, zum Kärnthner-Thor hinaus. Die Brücke ist gestern fertig geworden, und wird von 1200 Matrosen der Garde geschützt, die eine kleine Flottille formirt haben. Marschall Lannes ist gestern gestorben; den Kaiser sagt man sehr bewegt.

Vom 2.—7. Juni. Alle diese Tage waren für mich Tage der Pein und des unbeschreiblichsten Kummers. Mein gutes, theures Weib liegt so hoffnungslos danieder, daß ich mit Angst dem Augenblicke ihrer Auflösung entgegen sehe. Heute nahm sie mich bei der Hand und sagte: „es ist vorüber, ich stehe nicht mehr auf!“ Es war das erstemal, daß sie vom Tode sprach. Ich stürzte aus dem Zimmer, meine Brust wollte springen, ich mußte fern von ihr dem Ausbruche des lauten Schmerzes seinen Lauf lassen. — Zwei Morgen hinter einander hat sie mich gefragt, wo die Briefe ihrer Eltern seien? ich sollte sie ihr zu lesen geben! — Es sind aber keine angekommen und die Frage zeigte, daß sie im Traume sich mit ihren Eltern beschäftigt.

8. Juni. Nur an meiner armen Leidenden hängen die Gedanken. Sie winkte mir heute näher zu kommen, hob ihr schönes blaues Auge zu mir empor, schlug die

Arme um meinen Nacken, küßte mich wiederholt und sprach: „Wie ich Dich liebe, mein Woldemar, und wie Du mir leid thust!“ — Sie sank darauf zurück und schloß die Augen. — Abends saß die Coudenhoven an ihrem Bett. Sie fragte sie nach ihrem Gemahl, freute sich, daß er den gefährlichen Tag überlebt habe und befördert sei.

9. Juni. Heute morgen um drei Uhr erwachend, fuhr ich erschrocken empor, denn ich sah meine Frau auf meinem Bette sitzen. „Du willst also durchaus Dich schlagen“, sprach sie, „aber ich bitte Dich inständig, mein lieber Woldemar, thue es nicht; ich sterbe vor Angst.“ Ich sah, daß sie irre redete, suchte sie zu beruhigen, schloß sie in meine Arme und trug sie in ihr Bett zurück, aus dem sie nur durch die täuschende Stärke des Fiebers sich hatte erheben können. Sie versank alsbald in Schlaf. Am Abend sprach sie zu ihrer Kammerjungfer: „Meine Liebe, besorgen Sie alles, denn der Graf und die Gräfin kommen morgen“; zugleich ließ sie mich rufen und sagte: „meine Eltern sind morgen gewiß schon hier!“ — Später sprach sie zu mir: „Ich werde Dich nicht verlassen, mein Woldemar, gewiß nicht, denn Du verstehst es nicht, ohne mich zu leben.“

10. Juni. Natalie sprach heute morgen: „mit Mama habe ich mich viel unterhalten, auch Papa war hier und legte zwei Rollen Gold auf den Tisch!“ — „Dann hat er mir diese Frau als Wächterin mitgebracht!“ — Sie meinte eine Wartfrau, die ich ihr noch zuletzt, neben den frühern, angenommen. „Die Eltern müssen durchaus bei uns wohnen“, redete sie weiter, „damit ich sie immer

sehe; ausfahren darf ich ja nicht!" — Bald darauf überkam sie ein Husten, und ich bemerkte Blut auf dem äußern Verbande. Sofort sandte ich nach dem Arzt; er kam, sah und erklärte, daß ein Blutgefäß in der Wunde gesprungen sei. Das Blutrinnen wurde gleich gestillt, aber auch der kleine Verlust hatte sie sehr entkräftet. Das Gesicht der Leidenden veränderte sich, das Auge war gebrochen, die Worte wenig verständlich — nur der scheidende, liebe, unvergeßliche Blick redete noch! — — — Um 9 Uhr Abends hatte sie vollendet. —

Diese Auszüge aus meinem Tagebuche, welches, was die Krankheit meiner Natalie betrifft, viel ausführlicher geführt wurde, als es hier erscheint, geben die beiden Potenzen an, welche damals nebeneinander meine Lebensrichtungen bestimmten. Die eine war die Krankheit meiner geliebten Frau, der ich allein zur Seite stand und die ich nicht verlassen durfte; die andere das große Weltdrama, das neben uns ausgespielt wurde und in das wir, wie geringe Atome in den Schwung großer Weltkörper, unaufhaltbar geriethen. Ich habe gedacht, diese Lage und die eigenthümlichen Bewegungen, die ich erlitten, nicht besser darstellen zu können, als wenn ich den jedesmaligen Augenblick selbst aus dem Tagebuche heraus auch hier reden ließe. Jetzt durch das Schicksal auf mich allein zurückgeführt, nehme ich eine mehr historische als chronistische Erzählungsweise wieder auf. Leser jedoch, die jene Tageschronik gar zu breit und geringfügig fänden, können sie leicht überschlagen.

Der junge Leib Nataliens war eingesargt, der evangelische Superintendent Wächter hatte die Segnungen der Kirche über der Todten gesprochen, und sie ward fürs erste in ein Gewölbe beigesetzt, um später, bei ruhigern Zeiten, in die Heimath, wie sie es gewünscht hatte, gebracht und in der Familiengruft beigesetzt zu werden. Mich überkam in der einsam gewordenen Wohnung die schwärzeste Melancholie. Zwar war ich nicht verlassen: es erschienen Besuche und die großmüthigen Freundinnen Nataliens dachten auch an mich; aber mir war es nöthig mich aufzuraffen, nicht in eine schlaffe Zerstreuung, sondern in eine ergreifende Thätigkeit mich zu versenken. Auch dafür sorgte eine gütige Vorsehung.

Unter den Gönnern und Freunden, die mich besuchten, trat eines Morgens, von Schönbrunn kommend, der Fürst Paul Gagarin bei mir ein. Schon vor funfzehn Jahren hatte ich mir in Grodno seine Freundschaft erworben, wo er sich in der Umgebung des Fürsten Repnin befand. Nachmals war er durch seine Verbindung mit der schönen Fürstin Lopuchin, die Kaiser Paul sehr begünstigte, rasch emporgestiegen und war gegenwärtig als Generaladjutant des Kaisers Alexander in Napoleons Hauptquartier gesandt worden. Er schlug mir vor, ihn bei den zu erwartenden Operationen im Hauptquartier des Französischen Heers überall hin, wo es thunlich wäre, zu begleiten und so an den großen Bewegungen des Tags Theil zu nehmen. Der Vorschlag war meinen alten Neigungen angemessen, und was konnte auch mir in jetziger Lage willkommener sein. Als dritter gesellte sich zu uns noch der Graf Witt, der

mit seiner Familie den Sommer in Baden zugebracht hatte.

Den 5. Juli in der ersten Frühe fuhren wir ins Hauptquartier nach Kaisers=Ebersdorf, um in nächster Nähe dem Uebergange über die Donau und einer der merkwürdigsten Schlachten der Neuzeit auf dem Marchfelde beizuwohnen. Schon waren die Kampagnezelte Napoleons seit einigen Tagen auf der Insel Lobau aufgeschlagen und er dahin aufgebrochen; doch wir fanden noch Gewühl genug in Ebersdorf und Fürst Gagarin besonders Protektion genug, um von kaiserlichen Vorräthen ein splendides Frühstück zu erhalten, das durch gute französische Weine, einen Import des Krieges, noch verschönert wurde. So erquickt ritten wir auf die Lobau und von dort aufs linke Donauufer. Was war da nicht alles beisammen! Außer den Franzosen, braunen, blonden und grauen, Portugiesen, Sachsen, Würtemberger, Baiern, das Korps aus Dalmatien, die Armee des Vicekönigs von Italien. Das war alles aus verschiedenen Gegenden, fernen und nahen, in Hast und langsam, zur gesetzten Stunde ohne Fehl eingetroffen und stand da, wohlgerüstet und kampfmuthig. Ein großes militairisches Kunstwerk, bewundernswerth für den, der sich die Reibung deutlich denken kann, dem die Räder und Springfedern einer so zusammengesetzten Maschine, wie das Heer ist, ausgesetzt sind.

Schon in der Nacht (auf den 5. Juli) hatte der Uebergang begonnen und dauerte immer noch fort. Die Nacht war so stürmisch und regnerisch gewesen, wie die ältesten Kampagnemänner sie erlebt zu haben sich nicht

erinnerten. Dennoch hatte die aufgezogene und in Gang gesetzte Maschine funktionirt: mehr als 80 Feuerschlünde hatten in der Richtung auf Eßling zu gebrüllt und gedonnert, und im Sausen des Sturms, im Prasseln des Regens waren Brücken über den Donauarm zwischen Enzersdorf und Mühlleuten geschlagen worden. Auf diesen entleerte sich am frühen Morgen die Pandorabüchse auf der Lobau gegen das linke Donauufer hin. Ihr erster Wurf hinüber waren vierzigtausend Mann, denen unausgesetzt dicke Haufen folgten. Schon seit Anbruch des Tages gab es Kampf nach verschiedenen Seiten hin: um 7 wurden die Verschanzungen gegen die Lobau umgangen; um 8 fiel Enzersdorf, obwohl tapfer vertheidigt: Nordmann und Klenau, welche die Oestreichischen Vortruppen befehligten, mußten sich auf ihre Hauptmacht zurückziehen, was unter fortgesetztem Kampf geschah. — Wir waren in dem Gedränge glücklich hinübergekommen, und mein Auge forschte nach ihm, der die Seele des Ganzen war. Da kam er, ernst, schweigend, aber heiter. Die Ergebnisse, die er um sich sah, mußten ihn zufrieden stellen: der Uebergang glücklich bewerkstelligt; in dem ungeheuern Gewühl die größte Ordnung; zahllose Massen wie an einem Faden von seinem Willen geleitet. Es war wunderbar, dies stille Gesicht in mitten der vielen bewegten zu schauen. Ein incarnirter, fester Gedanke. Als er zu reden begann und gestikulirte (ich konnte nur sehen, nicht hören) und dabei sein Antlitz fast dasselbe unbewegte blieb, gaben mir meine Gedanken einen andern Vergleich. Er erschien mir als ein entschlossener, von der Lust des Spiels unwiderstehlich ergriffener Spieler,

der sich zur Zeit im Besitz unerschöpflicher Geldmittel sieht und meint: „der allerletzte Satz ist doch mein und damit der Gewinn; der intermediäre Verlust ist kein Verlust.“ Dieser Gedanke schien mir laut aus der starren Ruhe zu sprechen.

Adjutanten kamen und flogen dahin; auch Davoust und Massena erschienen, der letztere wegen eines Sturzes mit dem Pferde in einer offenen Kalesche. Napoleon sprach mit ihnen einige Augenblicke, worauf sie zurückeilten. Auch er entfernte sich, blos von Berthier und zwei Bereitern begleitet, in gestrecktem Galopp, um die Stellungen seines Heers zu übersehen und dessen fernere Bewegungen anzuordnen. Das Hauptquartier unter Duroc's Leitung blieb zurück. Es bestand außer den Ministern Champagny, Maret und Daru, aus den Ordonnanzoffizieren des Kaisers, aus Offizieren des Generalstabs und den Adjutanten Berthiers. Es war die Blüthe der französischen Jugend: man sah unter ihnen die Montesquiou, Flahaut, Çanouville, Oudenarde, Montmaur, Pourtalès, Marboeuf, Perigord, Turenne, Mortemart; die Polen Chlapowski, Krasinski, Thomas Lubienski und andere mehr. Als Escorte dienten die Elitengendarmen unter Savary, eine Schwadron reitender Grenadiere und eine Schwadron reitender Jäger.

Unweit Enzersdorf erkletterte ich mit andern die hohen Mauern eines vor kurzem eingeschossenen und abgebrannten Hauses. Von den stellenweise noch rauchenden Ruinen betrachtete ich die sich nord- und westwärts fortwälzenden Massen und gelegenheitlich ein Stückchen Angriff und Vertheidigung. Hier wurde ich auch vom Fürsten Ga-

garin dem Staatssecretair Maret vorgestellt. Er erinnerte sich freundlich, einen Vetter von mir, einen Diplomaten, den Löwenstern von Wolmarshof, gekannt zu haben; hatte auch den Grafen Bray und dessen Gattin, gleichfalls eine Löwenstern, viel in Berlin gesehen, und sprach mir mit Theilnahme von ihnen. Das Gespräch mit ihm hatte zugleich eine materielle, höchst angenehme Seite. Wir waren hinabgestiegen, der Tag war schon vorgerückt und auf dem öden Marchfelde an Stärkung nicht zu denken: da nahm er mich auf die Seite, reichte mir ein Fläschchen Rum und ein Stück Weißbrot, mit der artigen Wendung: „er wolle mit mir theilen, ohne daß die Andern es sähen, denn allen könne man doch nicht genugthun.“ Das war mein Mittagsmahl, das mir nach den Anstrengungen des Tags besser mundete, als heute früh in Ebersdorf die cotelettes à la financière mit Burgunder.

Unterdessen war Befehl an das Hauptquartier gekommen, dem Kaiser zu folgen. Das zeugte von Sieg und Vorwärtsdringen. Graf Witt hatte mir einen schönen, muthigen Tscherkessen gegeben, und ich ritt fort mit dem aufbrechenden Schwalle. Wir fanden den Kaiser auf einer flachen Höhe unweit Raschdorf: er war abgesessen, hielt die Hände auf dem Rücken und schaute in die Gegend hinaus. Etwa in der Entfernung von anderthalb bis zwei Geschützesweiten bewegten sich Massen, und drüber hinaus wieder andere Massen. Das Räderwerk war aufgezogen, gerichtet, und rannte ab; der Meister stand, das Ende erharrend. Wenn er nicht das Fernglas an die Augen brachte, pflückte er Gräser oder Blumen vom Boden, riß die Blätterchen einzeln ab oder schnupfte Tabak;

dann legte er die Hände wieder auf den Rücken. So sah ich ihn eine ganze Weile, bis Meldungen kamen und neue Bewegungen hervorbrachten. Der Angriff am Abend auf die Oestreichische Stellung jenseits des Rußbaches bei Baumersdorf und Wagram fiel nicht glücklich aus. Allmälig verstummte der Kanonendonner; die Nacht dunkelte immer mächtiger herein, aufgehellt nur durch endlos sich erhebende Bivouakfeuer und brennende Dörfer in der Ferne. Die Finsterniß erzeugte manche Verwirrung; man stieß, rief und suchte vergebens seine Bekannten. Jeder aus unserm vornehmen Troß dachte nun daran, wo er für die Nacht sein Plätzchen fände. Diejenigen, die auf keines in der Nähe hoffen konnten, suchten das Weite. Gagarin, Witt, Oberst Gorgolij und ich nebst Napoleons Stallmeister Canizy ritten eilig, obschon nicht ohne allerhand Abenteuer und Gefahr, nach Ebersdorf: denn schwer ward es uns, in der Dunkelheit auf dem weiten Marchfelde den Rückweg zu finden; auf der Lobau ging es schon besser, denn die neu angelegten Wege waren alle trefflich durch Laternen auf Pfählen erleuchtet und bezeichnet. Fürst Gagarin war mit dem Pferde gestürzt, und postirte, da er sich stark beschädigt fühlte, nach Wien; wir andern blieben in Ebersdorf und ließen uns dort im Kaiserlichen Hauptquartier, wo wir als Russen gut aufgenommen wurden, nichts abgehen. Nach kurzer Ruhe und eingenommenen Erfrischungen kehrten wir am verhängnißvollen, weltgeschichtlichen 6. Juli in raschem Trabe auf den Wahlplatz zurück. Indem wir hier zu sehr rechts nahmen, fanden wir den Kaiser nicht gleich, sondern kamen zum Davoustschen Korps, das eben seine umgehenden

Bewegungen um den linken Oestreichischen Flügel begonnen hatte. Es boten uns die militairischen Anstrengungen beider Theile einen merkwürdigen und schönen Anblick dar; indeß da unser Ziel doch immer die Nähe des Rufers im Streit, des allgewaltigen Agamemnons der Heere Europa's, blieb: so eilten wir, so bald es füglich wurde, links ab, den Kaiser aufzusuchen. Er stellte so eben, als ein heftiger Angriff der Oestreicher die Sachsen unter Bernadotte gesprengt und Massena's Truppen bei Adlerklaa zurückgeworfen hatte, die wankende Schlacht wieder her. Es ergab sich dabei ein merkwürdiger Kontrast seiner Kriegsart mit der seines Gegners. Dieser, der seine ersten Feldzüge im beginnenden Revolutionskriege gemacht, hatte die damals herrschende Art der weiten Umgehungen angenommen. Dieser Sucht hatte er schon seine Niederlagen bei Regensburg zu danken; dessen ungeachtet wollte er auch jetzt, obgleich schwächer wie Napoleon, denselben auf beiden Seiten umfassen. Links sollte es durch seinen Bruder, den Erzherzog Johann, der von Preßburg erwartet wurde, geschehen, und rechts sendete er fast die halbe Armee, die Korps von Klenau und Kolowrat mit einem großen Theil der Reserven unter Fürst Johann Liechtenstein, auf weitem Bogen gegen die linke Flanke und den Rücken der Franzosen in der Richtung zwischen Breitenlehe und Aspern vor. Bei dieser übermäßigen Ausdehnung seiner Macht, die um so tadelnswerther als er der Schwächere war, blieb nirgends eine Reserve übrig, und seine weitgereckten Linien kamen in Gefahr, wo der Gegner es wollte, durchbrochen zu werden. Napoleons Verfahren war hier, wie bei Regensburg, ein

ganz entgegengesetztes: er hielt seine Hauptmacht um Raschdorf koncentrirt, bereit, sie, wenn der rechte Augenblick gekommen, auf den entscheidenden Punkt zu schleudern. Man sah dort nicht nur die Garden, sondern auch die Korps von Massena und Marmont und das Heer des Vicekönigs von Italien. Dabei hielt er zwei Zielpunkte fest: zuerst, das feindliche Heer von Ungarn und den von dort erwarteten Verstärkungen abzuschneiden; diese Aufgabe hatte Davoust, er sollte den feindlichen linken Flügel bei Markgraf-Neusiedel umfassen und zurückwerfen, wozu er bedeutend verstärkt wurde. Zum zweiten ging Napoleons Absicht dahin, das weit aus einander gezerrte Heer des Gegners in der Mitte zu durchbrechen, um hernach mit den zertrennten Theilen leichtes Spiel zu haben. Um vorerst den raschen Fortschritten des rechten Oestreichischen Flügels, der ihn von der Lobau abzuschneiden drohte, Einhalt zu thun, warf er ihm Massena mit seinem Korps entgegen, und traf sodann, als Davoust's Angriff sich gut anließ, Anstalt zum Durchbruch der feindlichen Linie. Er ließ die gewaltigen Massen, die er vor und um Raschdorf koncentrirt hielt, links schwenkend, eine Frontveränderung ausführen, und befahl dem General Makdonald, die Divisionen Lamarque und Broussier in Angriffskolonnen zu formiren. Der Vicekönig mit dem Rest der italienischen Armee, die Baiern unter Wrede, endlich die junge Garde, sollten, dieser Bewegung folgend, sie unterstützen. Bessieres mit den Kürassieren Nansouty's und den leichten Gardereitern mußten indeß die Oestreicher aufhalten und beschäftigen. Selbst hielt Napoleon die Augen unverrückt auf Markgrafen-Neusiedel gerichtet. Als

er hier endlich Davoust's Kolonnen über den Ort hinausrücken sah, sprengte er rasch zur Gardeartillerie und rief: „toute l'artillerie de la garde en avant." — Hier nahm ich wahr, wie ungerecht man ihm Mangel an persönlichem Muth vorgeworfen. Indem er mit der gesammten Gardeartillerie von 60 Kanonen unter Drouot und Daboville vorging, und ihr Standpunkt und Richtung anwies, setzte er sich eine Zeitlang dem lebhaftesten Feuer der Oestreicher aus. Er hatte den rechten Muth des Feldherrn, und begab sich dreist überall hin, wo er gut beobachten konnte; war ganz, wie es der Leiter großer Massen sein soll, mit seinem Gegenstand, wenig aber mit feindlichen Kugeln und den ihn bedrohenden Gefahren beschäftigt. Galt es einen höhern Zweck, so scheute er keine, auch die augenscheinlichste Gefahr nicht; sah kalt und ungerührt Menschen und Pferde um sich herum von Kugeln getroffen fallen, ohne daß er darauf geachtet oder seinen Zweck aus den Augen verloren hätte. Es mochte ihn darin vielleicht auch die fatalistische Ansicht bestärken, daß er, ein von Gott ausersehenes Werkzeug, so lange kugelfest und unverwundbar sei, als er die ihm auf Erden gestellte Aufgabe nicht vollbracht habe. — Er verstärkte jene große Batterie hierauf noch durch 40 Kanonen aus der Reserve und gab seinem Generaladjutanten Lauriston den Befehl über das Ganze, 100 Tod und Verderben sprühende Geschütze. Furchtbar war die Kanonade, die sich jetzt entspann. Die Oestreicher, obgleich viel schwächer und mit zerstreuten Batterien, antworteten muthig und wichen lange nicht. Jetzt mußte auch Macdonald, als er mit seiner großen Kolonne herangekommen und man die

gegenseitige Schlachtordnung genug erschüttert glaubte, zum Angriff, in der Richtung von Süßenbrunn, vorgehen. Er litt ungeheuer von den koncentrisch auf ihn gerichteten feindlichen Geschossen, drang aber unverzagt vor. Nach dem tapfersten Widerstande sahen wir zuletzt die Oestreicher weichen, aber langsam, fest, mit Ordnung und selbst im Rückzug noch dem Feinde Achtung gebietend. Was wäre es erst gewesen, bei der bewundernswerthen Tapferkeit, die sie im Verlauf der ganzen Schlacht entwickelten, wenn man ihre Kräfte besser zusammengehalten und ihnen damit den Vortheil starker Reserven gegeben hätte. Diese fehlten überall, und so ward es unmöglich, Makdonalds übermächtig unterstützten Angriff zurückzuweisen. Der Rückzug der Oestreicher ward ein allgemeiner, und ihre weiten Umgehungskolonnen halfen ihnen zu nichts: die eine (Erzherzog Johann) kam gar nicht zum Handeln, und die andere mußte sich eilig davon machen, um nicht selber abgeschnitten und gegen die Donau gedrückt zu werden. Doch hatte der unvermuthete tüchtige Widerstand der Oestreicher so viel gewirkt, daß Napoleon nur mit großer Vorsicht die Weichenden zu verfolgen wagte. Er selbst, umgeben von den Grenadieren zu Pferde und der alten Fußgarde, befahl sein Türkisches Zelt aufzuschlagen, und theilte Befehle für den Rest des Tages aus. Couriere wurden nach Paris und München abgefertigt; nach Petersburg aber sollte die Siegesbotschaft der junge, rasche, glänzende Rittmeister Czernyschew[9]) überbringen, der, nebst Gagarin und Oberst Gorgolij, dem französischen

[9]) Später voller General, Fürst und Kriegsminister.

Hauptquartier Russischer Seits beigegeben, in kurzer Zeit Napoleons Achtung und Wohlwollen in hohem Grade zu gewinnen gewußt hatte. Dann, ehe das Zelt noch aufgerichtet war, stieg Napoleon vom Pferde, sein Mameluk breitete einen kleinen Teppich auf dem Grase aus, und er legte sich darauf nieder. Um ihm Schatten vor den brennenden Sonnenstrahlen (es war zwischen 2 und 3 Uhr) zu verschaffen, wurde von Trommeln eine Pyramide errichtet, und 4 Grenadiere im Viereck um sein Lager gestellt, um ihn vor dem Zertretenwerden zu schützen. Die Minister, Generale, Offiziere lagerten sich umher, alle das tiefste Schweigen beobachtend. Er schlief sofort ein, ward aber nach einer kurzen Weile von Duroc geweckt, der einen gefangenen Oestreichischen Obersten von Oreilly Chevaux legers herbeiführte. Napoleon, sich halb erhebend, unterhielt sich ziemlich lange mit dem Gefangenen, italienisch sprechend, stand dann auf, warf einen Blick auf seine vorschreitende Armee und ging ins Zelt. Berthier, Champagny, Maret folgten. Gleich darauf kam Davoust angeritten und verkündigte die glücklich gewonnene Schlacht — die Schlacht bei Wagram!

Ein großer Haufe von Generalen, Obersten und Adjutanten umstanden das Zelt. Ich, von meinen Bekannten herangezogen, befand mich mitten drinnen. Es ward der Tag besprochen, mannigfach gewitzelt, gelacht und gelärmt, als wenn der Meister nicht ganz nahe gewesen. Da erschien Duroc und gab, wie er sagte, die Marschallstafel ohne Ceremonie. Ein Tischtuch ward über den Rasen ausgebreitet, und was die Vorräthe liefern konnten, wurde herangebracht und preisgegeben. Viele

lagen römisch auf dem grünen Teppich der Erde herum und verzehrten das Mahl. Als es hierauf zu dunkeln anfing, setzten wir Russen uns zu Pferde, um Ebersdorf zu erreichen. Wir hatten noch keine große Strecke zurückgelegt, als wir plötzlich einen Lärm hinter uns hörten und im Rücken des Heers eine große Aufregung und Verwirrung wahrnahmen. Ich hielt an, den Grund zu erkunden, aber Gorgolij und Witt riefen mir zu, etwas Besseres vorzunehmen und ritten fort. Es schien auch in dem Augenblicke, als ob Massen Oestreichischer Kavalerie links von uns den Weg zu den Brücken uns abschnitten. Das wilde, ordnungslose Rennen rund um nahm zugleich so furchtbar zu, daß mein Pferd, ein feuriger Czerkesse, sich nicht mehr zügeln ließ und mich in die rasende Flucht der andern mit fortriß. Dennoch suchte ich es nach einigen Augenblicken zu bemeistern und im Schritt zurückzubringen. Da jagten mir écuyers des Kaisers vorbei und riefen: „Sauvez-vous donc, la cavalerie autrichienne charge les tentes de l'Empereur!“ — So wunderbar es mir auch schien, daß die Oestreichische Kavalerie bei Adlerklaa und auch bei den Brücken sein sollte: so ließ ich doch nun, ohne weitere Untersuchung, meinen raschen Gaul heimwärts ausgreifen und sah unterwegs noch allerhand Scenen der Unordnung. Flüchtige Soldaten plünderten die eigenen Sudlerinnen, Transporte von Gefangenen waren freigegeben und konnten mit sich machen was sie wollten, die rennende Verwirrung nach allen Seiten zeigte auch in diesem Stück die Behendigkeit des Franzosen. Endlich stieß ich auf einen französischen General, der Anstalten traf, die Flucht

aufzuhalten und links und rechts fabriren ließ. Das gab einen Stillstand, von hinten drängte kein Feind, der laufende Knäuel entwirrte sich.

Zu gleicher Zeit, als dieses an den Brücken sich zutrug, ruhete Napoleon seit einer halben Stunde in seinem Zelte, des Sieges zuversichtig und ausgekleidet. Da kamen Reiter mit verhängtem Zügel, laut rufend: „Auf, auf, zu den Waffen, der Feind ist da!“ Dasselbe Geschrei erscholl rund umher. Die um die Zelte bivouakirende Garde ergriff das Gewehr, formirte Vierecke, Napoleon stieg zu Pferde. Doch bald zeigte es sich, daß es nur blinder Lärm gewesen, und die Aufgeschreckten nahmen wieder ihr Lager. Indessen war es ursprünglich nicht ganz haltlos ein blinder Lärm gewesen. Erzherzog Johann, von Preßburg auf das Marchfeld entboten, hatte unter dem Obersten Geramb Streifer auf Erkundigung ausgesandt, die bis Loibersdorf, Neusiedel und selbst weiter vorgingen und französische Marodeurs in panischen Schreck jagten. Die Verwirrung, die dadurch an den Brücken entstand, läßt nicht ohne Begründung darauf schließen, welche Wirkung die durchaus nicht unmögliche Erscheinung des Erzherzogs Johann auf dem Marchfelde hervorgebracht haben würde. Wie der tolle Husar Blücher sechs Jahre später durch seinen athemlosen Angriff Napoleon ein Waterloo erleben ließ: so hätte Johann, auch bei mehr gespartem Athem, der Schlacht bei Wagram eine andere Gestalt geben können. Es geschah nicht, und Napoleon, in sein stilles Zelt zurückgekehrt, mag unter ähnlichen Ueberlegungen eingeschlummert sein, als die waren, die nur drei Jahre später ihn seine damalige Erfahrung in die berühmten

Worte fassen ließ: „Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas!"

Ich konnte zur Zeit, als ich von meinen Gefährten getrennt, von dem wogenden Schwall noch immer umdrängt, meinen Weg zu den Brücken und von da über die Insel vereinzelt fortsetzte, diesen Betrachtungen noch nicht nachhängen, aber schon hatte ich an Johann gedacht, als ich früher im Mitteltreffen der Franzosen seinen Gegner, den Vicekönig, erblickt hatte, und jetzt horchte ich oft linkshin nach Marchegg, ob nichts von dorther kanonirt komme: doch es blieb ruhig, und ich erreichte ungefährdet Ebersdorf, wo ich meine Gefährten, meiner harrend, schon vorfand.

In Wien jauchzte mein Janus frohlockend auf, als er mich gesund und heil ankommen sah. Den guten Menschen hatte das viele Schießen, darin er mich mitten drinnen dachte, erschreckt und sorgenvoll gemacht. Auf mich aber hatte der Pulverdampf, die erregenden, erschütternden Stunden einer Schlacht, dieses ungeheuern Menschen- und Schicksalskonflikts, eine heilsame Wirkung gehabt. Der schwarze Schleier der Melancholie, der über mir gelegen, war zerrissen und verweht im Sturme der Ereignisse. Auch dachte ich an die Fortsetzung meines improvisirten Kampagnelebens. Gagarin fühlte sich durch seinen Sturz so verletzt, daß er Wien nicht mehr verlassen wollte, aber Witt und Gorgolij leisteten mir Gesellschaft. In aller Eile ward ein erträgliches Reitpferd und ein Packpferd angeschafft, was alles unschwer zu erhalten war, weil die französischen Requisitionen den Besitz von Pferden lästig und unsicher machten. Also

equipirt setzte ich mich am 8. Juli in der heiligen Frühe mit meinen Gefährten in Bewegung, und wir erreichten, mit Leidwesen eine schöne aber jetzt zerstörte und verwüstete Gegend durchreitend, am Abend Wolkersdorf, wo das Hauptquartier war. Es hatte die ganze Zeit über geregnet, mein Packpferd, worauf der Diener saß, war lahm geworden, die Nässe wirkte auf mich, nach den langen trockenen Philister- oder Pequinsjahren [10]), etwa wie auf eine Katze, das Quartier war schwer und schlecht zu haben, kurz es gab Ungemach genug am Ende des ersten Tagemarsches; doch wir dachten an keinen Rasttag und setzten am andern Morgen, schon im Gewühl der Kriegsbewegung, den Marsch auf Wülfersdorf fort. Dort erfuhr man, daß der Haupttheil der Oestreichischen Armee sich über Hollabrunn auf Znaim zurückgezogen habe, verfolgt von Massena's Korps, während Marmont die Richtung auf Laa an der Taja genommen hatte. Schnell ward eine Schwenkung links vorgenommen und auf unwegsamen Straßen gegen die Taja marschirt. Auf jedem Schritt fand man abgebrannte Brücken oder eingerissene Dämme, dennoch gelang es Massena, die Oestreichische Nachhut bei Hollabrunn einzuholen, wo es zu einem ernsten Gefechte kam. Die Oestreichische Reiterei wies hier die Angriffe der Französischen Kürassiere entschieden zurück und zeigte überhaupt eine glänzende Ueberlegenheit; doch da der Rückzug einmal beschlossen war, so gab sie

---

[10]) Pequin hieß bekanntlich in Frankreich, während der glänzenden Zeit der Napoleonischen Gewaltherrschaft, jeder der nicht Militair und ungefähr Gegenstand der Mißachtung war.

die errungenen Vortheile auf. Das Korps von Marmont rückte indeß von Laa gegen Znaim in die Flanke der Oestreicher vor, während Massena direkt auf der großen Straße ihnen dahin folgte und ihre Stellung dort forcirte, nachdem man sich zuletzt noch mit der größten Erbitterung geschlagen. Unterdessen war Fürst Johann Liechtenstein, der tapfere, reiche Magnat, der während des ganzen Feldzugs sein Leben so gering geachtet, als hätte er keinen Heller zur Existenz, in Napoleons Hauptquartier gewesen und ein Waffenstillstand war zu Stande gekommen.

Aus der Waffenruh blickte auch schon der Friedensschluß hervor, so schwer es auch den Oestreichern werden mochte, daran zu denken. Mein Kampagneleben war also beendet, ich wandte mich, so gut es ging, nach Wien zurück und beschloß in die Heimath zurück zu kehren. Nach Italien den Weg fortzusetzen, ohne Natalien, nachdem ich diese Reise mit ihr begonnen — das war mir unmöglich. Der Gedanke selbst widerstand mir und ich gab es auf, das Land zu sehen, wo

„die Myrte still und hoch der Lorbeer steht."

Ich sollte es viele Jahre später und von einer andern Seite erreichen.

Meine Freunde in Wien nahmen sich meiner an. Ich erhielt Kourierpässe nebst vielen Empfehlungsbriefen und reisete mitten durch die noch in Waffen stehenden Armeen. In der Gegend von Krakau kam ich an die Russischen Vorposten und wurde in der Stadt selbst vom General Grafen Siewers, meinem alten Freunde und frühern Regimentskameraden, mit offenen Armen em-

pfangen. Auf der Weiterreise von dort sah ich in Tarnow den Befehlshaber des Russischen Hülfskorps in Galizien, Fürsten Sergius Galizin, und erhielt von ihm ein Schreiben an S. M. den Kaiser Alexander. In Lemberg sah ich bei dem General Müller-Zakomelskj den General Bauer, der einst eine merkwürdige Stellung bei dem allmächtigen Fürsten Potemkin eingenommen hatte. Jetzt war er verabschiedet und etwas heruntergekommen und lebte von allerhand Auskünften als eine Art von Sir John Falstaff, ohne jedoch ganz dessen Witz zu besitzen. — In Shitomir restaurirte ich mich bei dem bekannten Gubernator Komburley, an einer proconsularischen üppigen Tafel und setzte meine Kourierfahrt fort. Völlig erschöpft in Petersburg angekommen, meldete ich mich mit der von Galizin empfangenen Depesche nach der geltenden Vorschrift bei dem Grafen Araktschejew. Er nahm sie an, schrieb mit Bleistift meinen Namen und die Stunde der Ankunft auf das Kouvert, und sagte mir in seiner trockenen aber bestimmten Weise: „der Kaiser wird Sie sprechen wollen, also halten Sie sich zu Hause und lassen Sie Ihre Adresse in meiner Kanzelei zurück.“ Ich that's, begab mich in meinen Gasthof und schlief glückliche, ungestörte achtzehn Stunden hinter einander, ohne Erwachen, ohne Traum. Oestreichisches Posthorn, Russische Postschellen, so manche Frage, Verhör auf Vorposten, Wagenstoß auf schlechten Wegen hatten mich vollkommen eingewiegt. Am Ende dieser Zeit weckte mich des Grafen Araktschejew's Feldjäger mit der Botschaft: ich sollte mich um 11 Uhr in den Vorzimmern Sr. Kaiserlichen Majestät einfinden.

In der bestimmten Zeit war ich zur Stelle. Der Graf Araktschejew, damals allmächtiger Minister, kam aus dem Kabinet des Kaisers, und ohne auf die tiefen Bücklinge der Höflinge und Generale zu achten, ging er gerade auf mich zu, nahm mich am Arm und sagte mir: „Gehen Sie in das Zimmer der Generaladjutanten, und sobald der Französische Botschafter (Caulaincourt), der eben bei Sr. Majestät ist, herauskommt, treten Sie, ohne weitern Befehl zu erwarten, gerade in das Gemach des Kaisers.“ — Diese vertrauliche Behandlung von Seiten des wichtigen Mannes zog die verwunderten Blicke aller Anwesenden auf mich, den Unbekannten.

Nicht ohne eine starke innere Befangenheit trat ich in das Kabinet Sr. Majestät; doch die Güte und Milde, die sich im ganzen Wesen des Kaisers kund that, sein ruhiges, würdevolles Benehmen und die Freundlichkeit, mit der er mich anredete, gaben mir bald meine Geistesgegenwart wieder. Nach einigen Nebenfragen, um mir Zeit zur Fassung zu geben, ging er auf den eigentlichen Gegenstand ein, über den er meine Berichte erfahren wollte. „Sie haben, sagte er mir, sehr merkwürdigen Ereignissen beigewohnt?“ — Ich ergriff die Gelegenheit, mich zu entschuldigen, daß ich von den Umständen überwältigend hineingezogen, an auswärtigen Kriegsunternehmungen, ohne vorgängige Erlaubniß, Theil genommen hätte. Der Kaiser bemerkte darauf mit Güte: „daß, weit entfernt, mir das zu verübeln, gerade dieser Umstand seine Aufmerksamkeit auf mich gezogen habe.“ — Er ging hierauf in die nähern Verhältnisse ein, und befragte mich über die Begebenheiten, denen ich beigewohnt: jede seiner

Fragen hatte ihre Absicht, keine war müßig, zwecklos oder nur leerer Neugierde fröhnend. Im Laufe meiner Erzählung erwähnte ich auch des blinden Lärms am Ende der Wagramer Schlacht und der dadurch hervorgebrachten Verwirrung im Rücken des Französischen Heers. Dieser Umstand, der ihm noch nicht bekannt war, schien ihm aufzufallen: „Also haben, bemerkte er, die Franzosen auch ihre schwachen Seiten;" hierauf aber gebot er mir in ernstem Tone, über den Vorfall zu schweigen, bis nähere Aufklärungen gekommen seien. Nachdem die Audienz fast eine Stunde gedauert, hatte der Kaiser zuletzt noch die Gnade hinzuzufügen: „daß er es gern sehen würde, wenn ich durch Wiedereintritt in den Dienst mir künftig die volle Befugniß, Kriegsunternehmungen beizuwohnen, erwerben würde." Ich war überrascht, ungeschickt genug, ja auch mit meiner todten, noch unbegrabenen Natalie unwillkührlich zu sehr beschäftigt, um sogleich auf des Kaisers gnädigsten Ausdruck einzugehen. Er mochte dieß für eine Weigerung nehmen, gab dem Gespräch eine andere Wendung und entließ mich mit einer freundlichen Kopfneigung. So kam ich um die Gelegenheit, mit Vortheil wieder in den Dienst zu treten. Einige Zeit später erfuhr ich vom General Uwarow, der Kaiser hätte ihm gesagt: „Es ist Schade, daß Löwenstern nicht dienen will. Ich hätte ihn in die Chevaliergarde genommen und zu meinem Flügeladjutanten gemacht."

Nachdem ich also aus dem mir zufallenden Gewinn in meiner Unbedachtsamkeit eine Niete gemacht, setzte ich meine Reise nach Reval fort. Dort fand ich meinen würdigen Vater in guter Gesundheit vor, aber betrübt

über den Tod Nataliens, die er herzlich geliebt. Mein lieber Schwager, Graf Paul von Tiesenhausen, kam sogleich in die Stadt und geleitete mich zu meinen trauernden Schwiegereltern. Hier wurden die üblichen Anstalten getroffen und die unterdeß herangebrachten irdischen Ueberreste Nataliens in die Ahnengruft beigesetzt.

Vierter Abschnitt.

1810 und 1811.

Vierter Abschnitt.

Leben in Petersburg. — Rückzug aufs Land.

Die Pein und die Unruhe, in welche mich die häuslichen Verluste und die wenn auch unwillkürliche Theilnahme an großen Ereignissen gestürzt, waren in ihrer Verbindung zu erschütternd gewesen, um mich in der Einförmigkeit des Lebens einer kleinen Stadt oder einer friedlichen Provinz ausdauern zu lassen. Die Eierschale, in der man in solchen Verhältnissen sitzt, lag einmal gewaltsam zerstoßen, und der flügge gewordene Vogel war nicht wieder damit zu bekleiden. Ich strebte ins Freie, ja ich schnappte so zu sagen nach Luft, und hatte die Empfindung fortlaufen zu müssen, um nicht zu ersticken. Dazu kam noch, eben nicht erheiternd und Lebensluft schaffend, die gedrückte Lage, in der sich damals alle Güterbesitzer und also auch ich durch den gesperrten Handel, das Sinken der currenten Geldzeichen und durch das Ueberwältigende einer immer wachsenden Schuldenlast befanden.[1] „Da wirthschafte der Henker!" dachte

---

[1]) Bei meiner Abreise ins Ausland hatte ich eine Schuld von 80,000 Rubel Silber auf meine Güter nachgelassen, was nach dem damaligen Kurs etwa 100,000 R. in Banknoten betrug. Durch

ich in trüben Augenblicken und sann nur immer auf Veränderung und Flucht in andere Verhältnisse.

Nachdem ich hierauf alles wohl bei mir überlegt und die Verwaltung der Güter sichern Händen anvertraut hatte, verkaufte ich das Silberzeug, allen kostbarern Theil der Hauseinrichtung, die Diamanten meiner Frau, und reisete, ein kleines Kapital in Banknoten bei mir führend, nach Petersburg. Meinen Entwürfen nach wollte ich wieder in Dienst treten, doch der Krieg mit Schweden war beendet, und der Krieg in der Türkei, der noch fortdauerte, bot mir keine lockende Aussicht. So beschloß ich in der Residenz zu bleiben und günstigere Zeiten abzuwarten. Zahlreiche Bekanntschaften nahmen mich bald in Anspruch. Ich miethete eine elegante Wohnung, hielt einen Wagen mit vier Pferden, als ein nothwendiges Erforderniß im damaligen Petersburg, und freute mich so gut wie möglich des Lebens und meiner Freiheit. Das Haus der Generalin Kutusow (Gemahlin des nachmaligen berühmten Feldmarschalls) stand mir offen wie einem nahen Angehörigen, und ihre fünf Töchter, bereits alle vermählt, trugen viel zur Annehmlichkeit desselben bei. Auch fand ich freundliche Aufnahme bei der Gräfin Bobrinskoi, von der schon oben die Rede gewesen. Ihr Gemahl, der Graf, gewöhnte sich so sehr an meinen Umgang, daß er bald nicht mehr ohne mich sein konnte. Er hat sich in der Welt durch seine Sonderbarkeiten und

---

das bloße Sinken dieser letztern aber auf den vierten Theil ihres Nennwerths, sah ich mich nach meiner Rückkehr plötzlich mit einer Schuld von 320,000 Rubel B. belastet und dadurch völlig zu Grunde gerichtet.

die ungeheure Verschwendung bekannt gemacht, die seinen Aufenthalt in Paris und London bezeichnete. Die Schulden, die er dort hinterließ, wurden von der Kaiserin Katharina zwar bezahlt, aber er für den Rest der Tage nach Reval verwiesen. Der Aufenthalt in der Residenz wurde ihm erst vom Kaiser Paul wieder gestattet, der ihm auch seine sehr beträchtlichen Güter (30,000 Seelen) zurückgab.

Eines Abends forderte er mich auf, eine Partie Boston mit ihm und der Gräfin Bulgari zu machen, die seine Neigung besaß. Aus Gefälligkeit für die Gräfin spielten wir ein geringes Spiel, und ich quälte mich ab gegen meine Grundsätze, denn da ich in der Regel hoch und mit großer Aufmerksamkeit spielte, brachte ein kleines Spiel mich aus dem Gleichgewichte von Verlust und Gewinn. Meine Gefälligkeit trug mir indeß viele Danksagungen vom Grafen und den Gewinn von 3½ Rubel ein. Da diese Kleinigkeit schwer zu zahlen war, schlug ich dem Grafen vor die Sache zu berichtigen, indem wir auf quitte ou double abzögen. Es geschah und er verlor 350 Rubel.

Er stand auf mir das Geld zu bringen, doch sei es aus Eifersucht, um mich nicht allein mit der artigen Gräfin Bulgari zu lassen, oder weil er plötzlich Lust fühlte, das Spiel am folgenden Tage fortzusetzen: er setzte sich wieder und sagte, er werde mir das Geld morgen bringen. In der That erschien er am nächsten Morgen, zahlte das Geld und begehrte Revanche. Er erhielt sie so vollständig, daß er 6000 Rubel verlor. Wiederum kam er am folgenden Tage, brachte die Summe

und wollte Revanche. Meinerseits gleiche Willfährigkeit und gleiches Glück. Er verlor 10,000 Rubel und nach und nach 70,000 Rubel.

Ein besonderer Umstand war, daß ich zu der Zeit plötzlich erkrankte und das Bett hüten mußte. Der Graf besuchte mich täglich und ich mußte im Bette liegend eine Bank machen. Das dauerte vierzehn Tage, der Graf war jeden Morgen bei mir, spielte und verlor. Zu schwach um aufzustehen, warf ich die gewonnenen Banknoten unter das Kopfkissen; und als ich endlich mich wohl fühlte, hatte ich die angenehme Ueberraschung, 50,000 Rubel vorzufinden.

Mein Arzt, Dr. Stoffregen, war sehr unzufrieden mit solchem Krankenlager; aber der Beschaffenheit meines Leibes muß die Unruhe des Spiels mehr zugesagt haben als die bittere Brauerei der sogenannten lateinischen Küche. Das stockende oder entzündete Blut war mächtig durch Arterien und Venen gejagt worden; ich stand da auf festen Füßen, und hatte eine wohlversehene Tasche, um meiner Lust zum Verthun nun unbehindert nachzuleben.

Das Spiel mit dem Grafen ward darauf noch immer fortgesetzt und, da ihm zuletzt die Baarschaft aber nicht die Lust am Spiel ausging, gab er mir Verschreibungen. So gewann ich von ihm im Lauf von vier Monaten 450,000 Rubel. Jetzt schien es mir weise, die Residenz für einige Zeit zu verlassen und nach meinen Geschäften zu schauen. Ich verweilte ein Paar Wochen in Reval und lebte dann ein Paar Monate in Rasick, beschäftigt mit Jagd und Lektüre. Es waren still frohe Tage, deren

heiteres Gedächtniß sich in mir erhalten hat, trotz ihrer Einförmigkeit.

Gegen den Winter aber zog die Sucht nach Zerstreuung mich wieder in die Residenz. Liebe, wie sie die Gesellschaft gibt und ausbildet, erfaßte mich und hielt mich in ihren losen Banden. Eine junge Dame, Frau von **, nahm es über sich, die Leere in meinem Herzen auszufüllen. Nicht glücklich in ihren ehelichen Verhältnissen, suchte sie auswärts die Befriedigung, die sie daheim nicht finden konnte. Es bedurfte bei dieser ihrer Stimmung eben keines großen Verdienstes, um sie zu fesseln. Bald versagte sie mir nichts. Wir sahen uns fast täglich bei ihrer Mutter oder ihrer Schwester; zuletzt kam sie selbst auf einige Stunden zu mir aufs Zimmer. Ihre Leute waren gewonnen und der Mann erfuhr nie etwas von der Sache. Fast ein Jahr dauerte diese Verbindung. Als sich nun allmälig der Ueberdruß einzustellen begann, schieden wir in aller Freundschaft, um jeder sodann auf seinem besondern Wege andere Anknüpfungspunkte zu suchen. Den Rest der Zeit, den mir diese Liebe übrig ließ, füllten Theater, Coulisse und besonders das Spiel. Ich spielte hohes Spiel und gab das Geld mit beiden Händen aus. Es strömte mir aber reichlich wieder zu. Wir hatten täglich eine Partie de quinze beim Fürsten Iwan Meschtschersky, oder beim alten Grafen Walicki oder bei dem General Hitroff im Marmorpalais. Ein jeu d'enfer, bei dem jedesmal 50,000 Rubel und mehr auf dem grünen Teppich lagen. Indessen nahmen zuletzt gar zu Viele daran Antheil, es mischten sich Spieler von Profession hinein und ich suchte mich loszumachen.

Diese Lebensweise wurde mir auf die Länge lästig und langweilig. Um dem Ueberdruß zu entrinnen, ergriff ich, als die gute Jahreszeit herangerückt war, die Flucht nach Reval. In den engen Straßen und unter den hohen Giebeln der alten Handelsstadt schaut es auch lebendig aus, wenn der Adel zum Johannismarkt vom Lande hereinkommt. Die Väter machen ihre Geschäfte, die Mütter putzen ihre Töchter aus, und die schönen Fräulein blicken gar holdselig umher. Es giebt Theater, Bälle, ein Vauxhall. Wie hatte mich das alles in früherer Zeit entzückt; jetzt rannte ich weiter nach Rasick. Wer in einem Extrem gelebt, kann nur in das entgegengesetzte übergehen. Mich labte nach dem Gedränge in der Residenz nun die volle Oede in Rasick.

Aber der Winter kam, die Schneelandschaft lastete unerträglich; ich reisete wieder nach Petersburg. Allerlei Entwürfe beschäftigten mich unterwegs. Ich wollte der üppigen, zerstreuten Lebensart entsagen, die meinen Karakter zuletzt verderben könnte; die Geldschuld bei dem Grafen Bobrinskoi und auch einiges Geld vom Fürsten Mestschersky wollte ich einkassiren, meine Angelegenheiten in gute Ordnung bringen, einen schönen Reisewagen kaufen und dann — Italien, Frankreich, England! — Indessen es kam anders!

Ich begegnete eines Tages auf dem Admiralitäts-Boulevard dem jungen Fürsten Basil Mestschersky, Bruder des reichen Branntweinlieferanten. Er schaute niedergeschlagen aus. Ich redete ihn an, bezeigte Theilnahme, brachte ihn zum Reden. Er erzählte mir darauf, daß er das Mißgeschick gehabt, an den Grafen Bobrinskoi gegen

eine halbe Million zu verlieren, daß er gänzlich ruinirt sei und nicht wisse, was zu beginnen, da der Graf nicht mehr mit ihm spielen wolle und daher an keinen Wiedergewinn zu denken sei. Mir that sein Zustand leid und ich dachte an die Mittel ihm, wenn auch nur zum Theil, zur Wiedererlangung des Verlustes zu verhelfen. Folgender Entwurf kam zu Stande, der leider ihm keinen Vortheil brachte, mir aber den größten Schaden.

Der Graf hatte seine Gewohnheit fortgesetzt, mich des Morgens zu besuchen und mit mir zu spielen. Meine Thür blieb zu solcher Zeit für andere verschlossen, aber ich hatte meinem Diener gesagt, den Fürsten Mestschersky eintreten zu lassen. So sah ihn denn eines Tages der Graf nicht ohne Erstaunen und auch nicht ohne Unwillen hereinkommen, doch da er mir nichts vorzuschreiben hatte, sich auch gegen mich im Verlust befand, ließ er geschehen was nicht zu hindern war. Bald schützte ich hierauf die Nothwendigkeit einer kurzen Abwesenheit vor, bat den Fürsten, die Karten für ein Weilchen zu übernehmen und machte mich davon. Um den letztern für das Spiel zu interessiren, nahm ich ihn für den dritten Theil zu einem Theilnehmer. Der Graf verlor und wiederum stand der Fürst in Abrechnung mit ihm, und das eben war es, was ich gewünscht hatte. Aber die Maßlosigkeit des Fürsten im Spiel war so unbändig, daß er im Lauf eines Monats dem Grafen wiederum mehrere Hunderttausende verlor und unglücklicherweise fielen davon auf meinen Theil 400,000 Rubel. Welche bittere Vorwürfe machte ich mir, mich mit diesem Wagehals von Spieler in eine Gemeinschaft gethan zu haben. Meine

Gutmüthigkeit hatte mir einen gar schlimmen Streich bereitet. Zu spät sah ich ein, daß in der Art wie er verfuhr, er die Haare von seinem Haupt verspielen würde, und wiederum verschloß ich ihm meine Thür. Ich sammelte nun alle Geduld und möglichst kalte Haltung, um den ungeheuren Verlust, den ich erlitten, nach und nach zu ersetzen, aber vergebliche Hoffnung! Das Glück hatte mir den Rücken gekehrt und ich verlor allmälig alles was ich einst dem Grafen abgewonnen. Von dem Tage an, da ich ihm seinen letzten Wechsel hatte zurückgeben müssen, überschritt er nicht mehr meine Schwelle, und ich überzeugte mich nun völlig von der Thorheit meiner Handlungsweise.

Ein Umstand tröstete mich in meiner Verzweiflung. Es hatte Menschen gegeben, die mein großes Spielglück nicht ohne Verdruß und Eifersucht betrachteten. Sie mochten eine Genugthuung darin finden, bei mir eine das Glück ertrotzende Gewandtheit vorauszusetzen. Jetzt machte mein Unglück die Neidharde schweigen. Das Geld war verloren, aber nicht die Achtung.

Noch hatte ich Reste des frühern Gewinnes übrig; mit diesen hätte ich mich aus Petersburg entfernen sollen und ein anderes Leben beginnen, aber es fehlte mir dazu die Kraft. Ich trieb den Strom hinab. Andere Gelegenheiten zu Spiel und Gewinn boten sich mir dar, und ich ging der Versuchung nicht aus dem Wege, die lockend und günstig sich darzustellen schien, in dem thörichten Wahn, das fliehende Glück wieder an mich zu fesseln.

Im Zusammenhange damit war ich eines Tages bei einem Mittagsmahle, das Alexis O*** in Strelna gab.

Alle renommirten Spieler waren dazu eingeladen. Es fiel gerade in die heißeste Zeit des Sommers und die Luft glühete. Mehrere Pferde wurden todtgejagt, indem einer dem andern zuvorzukommen suchte. Schon das war eine Thorheit, wenn nicht Grausamkeit. Aber wo ist das Mitleid eines Spielers? Was gilt ihm ein Pferd! Er sieht den Kaufpreis desselben in einer kleinsten Fraktion seines Gewinnes. Der Mann, der seinen Nebenmenschen kalten Bluts beraubt, der Verzweiflung und dem Mangel übergibt, wo soll er eine großmüthige Regung, ein Mitleid für irgend etwas außer sich spüren!

Das Mittagsessen, das wir hielten, war ausgesucht. Das Spiel begann und wendete sich günstig für mich. Ich gewann einem Herrn Diakoff, einem Spieler von Profession, 30,000 Rubel ab. Das war, so viel ich mich erinnere, mein letzter Gewinn; von da an erlitt ich nur Verlust. Dieser nämliche Diakoff schlug mir vor, einen Abend bei ihm zuzubringen, brachte mich zum Spiel allein mit ihm, und zog mich total aus. Es war ein grec im vollen Sinn des Worts. Man ließ mich später die Kunstgriffe schauen, die er gegen mich angewandt. Ich war sein Gimpel gewesen. Doch hätte ich ihn auch mit dem Stocke gefaßt und geschüttelt, er würde mir nie mein Geld zurückgegeben haben. Ich folgte also dem weisen Rathschluß, ihn gänzlich zu meiden und für seine Niederträchtigkeit ihm den Weg in die Gesellschaften, die ich besuchte, zu sperren.

Ich besuchte nach wie vor meine Bekanntschaften aber ich spielte nicht mehr. Die Gesellschaft, die ich im Hause des Bairischen Gesandten Grafen de Bray antraf, bot

mir eine heitere und geistreiche Unterhaltung. Die Karten waren dort verbannt. Der Graf machte gewöhnlich eine Partie Trictrac mit dem Spanischen Minister, General Pardo, oder mit dem Sardinischen Gesandten Grafen de Maistre (dem berühmten Verfasser der soirées de St. Pétersbourg); die Damen saßen im Kreise oder machten Musik: man plauderte, scherzte, erzählte, las Neuigkeiten vor, kurz jeder that ohne Zwang, wozu ihn die Neigung trieb, und die Stunden verrannen, ohne daß man es gewahrte. Die Gräfin de Bray, eine Livländerin, hatte zur Zeit ihre ganze Familie um sich versammelt. Ihre Mutter, die Frau von Löwenstern, dem livländischen Zweige unsers Hauses angehörig, hielt sich gerade in Petersburg mit ihren drei Töchtern auf, der Gräfin Lieven und zwei noch unvermählten Fräulein, deren jüngste später den Grafen Bose heirathete. Selten sah man einen so einigen, wie durch Bande der Natur und Gewöhnung, so durch Uebereinstimmung der Gemüther verbundenen Familienkreis. Die Frau vom Hause brachte durch ihre Sanftmuth, die Zartheit und Natürlichkeit ihres Benehmens und ihren vielfach gebildeten Geist eine unbeschreibliche Anmuth in die Unterhaltung. Ihre Schwester, die Gräfin Lieven, war glücklicherweise von ihrem Mann nicht zurückgehalten worden, auch in die Residenz zu kommen, um den liebenswürdigen Kreis zu vervollständigen, den sie durch die Reize ihrer Person, ihre scheinbare Schüchternheit und die pikante Munterkeit ihres Gesprächs auf die angenehmste Weise zu beleben wußte. Früh und gegen ihre Neigung vermählt, kalt von ihrem Gemahl behandelt, war ihr Benehmen trotz einer gewissen

naiven Koketterie, dennoch musterhaft, und sie wußte alle, die es wie ich versuchten, ein Verhältniß mit ihr anzuknüpfen, in die gehörigen Schranken zurückzuweisen. Seitdem lebte ich mit ihr auf dem Fuß eines guten Verwandten, dem man einige kleine unschuldige Freiheiten schon nicht versagt.

Die Männer, die dorthin kamen, waren meist Fremde, Diplomaten jener Zeit, deren Namen seither oft genannt worden sind. Man sah den Sächsischen Gesandten von Watzdorf, den Grafen Hochberg, den Herrn von Lebzeltern, dann den Boten des damaligen Kaiserreichs, den Duc de Vicence (Caulaincourt) und seinen glänzenden Schweif, die Raineval, Lajard, Rumigny u. s. w. Es erschienen aber auch Russen, Czernyschew, Lewaschew, ein tiefer Verehrer der Hausfrau, und andere; dazu viele Livländer als Angehörige des Hauses.

Unter den heitern Abenden, die mir dort verflossen, erinnere ich mich eines derselben, wo die Gesellschaft minder zahlreich war und man auf den Einfall kam, Gespenstergeschichten zu erzählen. Eine davon fiel so fürchterlich aus, daß die Damen mit Beben auf die niedergebrannten Kerzen sahen, deren völliges Verlöschen sie allen Schrecknissen des finstern Geisterreichs hätte überliefern können. Um den Schrecken zu vermehren, warfen wir Männer verstohlene, unheimliche Blicke auf ein anstoßendes dunkeles Kabinet, was den Damen ein solches Grauen einflößte, daß sie immer näher mit uns zusammenrückten und uns nicht eher weglassen wollten, als bis jenes Kabinet durchsucht und erleuchtet und ihre Kammerfrauen herbeigerufen waren, um sie in ihre Zimmer zu

geleiten. Seitdem mußten wir geloben, keine Gespenstergeschichten mehr zu erzählen.

Solches war der angenehme Familienkreis, wo ich meinen Kummer allmälig zu vergessen, und die nöthige Ruhe und Fassung wieder zu gewinnen suchte, um mir einen künftigen festen Lebensplan vorzuzeichnen.

Außer diesem Hause besuchte ich häufig die Generalin Kutusow und mehr noch das Haus des alten Grafen Wladimir Orlow, des jüngsten der aus Katharina's Zeit bekannten fünf Brüder, welcher eine Schwester meiner Schwiegermutter zur Gemahlin hatte. Ich speisete gewöhnlich dort bei früher Zeit zu Abend, war dann um 11 Uhr im Hotel de Baviere, wo ich bis Nachts 2 Uhr verblieb. Bei dem Grafen W. Orlow sah man außer den Töchtern des Hauses, den Frauen von Nowosilzow, Panin, Davydow und der Gräfin Gregor Orlow, meist nur Personen der altrussischen Partei, Sommitäten aus der glorreichen Zeit Katharina's, oder sonstige ausgezeichnete Männer, wie die Admirale Tschitschagoff und Greigh, Alexis Orlow und den General Sacken, damals in Ungnaden, nachmaligen Feldmarschall. Fremde wurden wenig zugelassen, Franzosen gar nicht: denn das Bündniß mit Napoleon ward hier wie eine Demüthigung Rußlands angesehen und verhaßt, und alle Franzosen, selbst die Rheinbündler mußten es entgelten. In diesem Kreise sah ich auch fast täglich die liebenswürdige Gräfin Anna Orlow, Alexis des Tschesmiers Tochter und die reichste Erbin des Reichs, vielleicht Europa's. Selten war so viel persönliche Anmuth mit einem so gänzlichen Mangel an Schönheit vereinigt. Aber über dieser Anmuth, Milde

und Herzensgüte, und dem Edelmuth ihres Karakters vergaß man bald den Mangel äußerer körperlicher Reize; und hunderte von Bewerbern wären gleich zur Hand gewesen, wenn sie ihren Entschluß nicht laut ausgesprochen hätte, sich nie zu vermählen, weil der Gedanke ihr unerträglich war, blos ihres Reichthums wegen gesucht zu werden. Es scheint in dieser alles ausgleichenden Welt wie ein Fluch auf jenen mit Gold und Reichthümern gesegneten Erbinnen zu liegen, ein vergiftender Gedanke, der sie von allem eigentlichen Familienglück, dem höchsten des Lebens, ausschließt und sie einsam auf ihren Goldhaufen dahin welken läßt; sehen wir doch ein anderes Beispiel davon in der neuesten reichen Erbin, der Engländerin Burdett-Coutts.

Wie in dem Hause W. Orlows, so herrschte damals auch in den andern vornehmen Häusern des Russischen Adels große Abneigung gegen die Franzosen und überhaupt gegen alle der Französischen Herrschaft Unterworfenen; vornämlich aber richtete sich diese Abneigung gegen die stolzen Diplomaten des Kaiserreichs. So erinnere ich mich einer ganz eigenthümlichen Manifestation derselben. Der Duc de Vicence gab einen Maskenball. Eine große Anzahl von Gästen ward eingeladen mit dem Bemerken, wenn nicht kostümirt, so doch im Domino oder in dem Venetianischen Mantel zu erscheinen. Das auswärtige diplomatische Korps, die Fremden, unterwarfen sich der Anordnung, aber die Inländer ergriffen mit Wohlgefallen die Gelegenheit, dem hochmüthigen Kaiserboten zu zeigen, daß ihnen nichts daran gelegen, sich ihm gefällig zu erweisen, und alle Russen erschienen im gewöhnlichen Ball-

kostüme ohne Maske. Ich hatte nichts von solcher Verabredung vernommen und kam eben an in einem Venetianermantel, die Maske in der Hand haltend, als, schon auf den Stiegen, ein Freund mich anhielt und mir zuflüsterte: wie sehr eine Abweichung meinerseits von dem, worauf sich alle Inländer das Wort gegeben, auffallen, ja mißgünstig beurtheilt werden würde. Ich schaffte schnell den Venetianischen Ueberwurf und die Maske auf die Seite und trat in die Gemächer im gewöhnlichen Ballkostüme. Als der Botschafter nach und nach alle Russen unmaskirt erscheinen sah, und das Absichtliche darin deutlich wahrnahm, erbebte er voll innerer Wuth, mußte aber äußerlich seine Haltung behaupten, denn zu groß war die Menge, um ihr den Mißmuth blicken zu lassen. Es war ein besonderer Anblick, die Repräsentanten des Kaiserreichs, des Rheinbundes und die tutti quanti des Napoleonischen Europa in buntfarbigen, phantastischen Gewändern einhertreten und den einfach und ernst gekleideten Inländern gleichsam ein Schauspiel geben zu sehen. Anwendungen lagen zu nahe, als daß nicht ein leises Zischeln von Ohr zu Ohr gegangen wäre, aber noch lag fern und dunkel die Zukunft, in der diese Mummerei hinterher als eine ernste Weissagung erscheinen sollte.

So schwärmte ich auf den Höhen der Gesellschaft umher, dabei öfter ins Gefolge schöner Frauen gerathend, von ihnen angezogen und begünstigt, dann wieder verlassen oder selbst loslassend, wie die Befriedigung gegenseitiger Neugierde es mit sich führte. Die Geldkrummen, die mir geblieben, hielt ich vorsichtig zu Rathe, beschränkte meine Ausgaben auf die unumgänglichsten, aber freilich

immer nicht geringen Ausgaben von high life, und spielte gar nicht. Indessen half solches nur einseitig. Das hohe, ungebändigte Spiel, das in der Residenz in Schwung gekommen, hatte manche mißfällige Aeußerung des Kaisers Alexander veranlaßt. Unter den entschlossensten Spielern ward auch ich angeführt, obgleich ich seit einer geraumen Weile aus ihren Reihen geschieden war. Wie sollte ich den Beweis meiner Sinnesänderung führen? welche Art von Rechtfertigung sollte ich wählen? Ich beschloß Petersburg zu verlassen und durch meine Entfernung in die Provinz die Wahrheit meiner Entschließungen zu beurkunden.

Mein stilles Rasick nahm mich auf. Ich fand, daß seine frischen Birkengründe, die ungestörte Beschäftigung mit Lektüre und die heitere Jagdlust mit ihrem Rennen und Treiben dem Zwang des Residenzlebens vorzuziehen sei. So vergingen Monate der Ruhe und des Friedens. Darauf aber zogen Kriegsgerüchte durch meine Einsamkeit; bei der Ahnung der Zeiten, die herannaheten, schwirrte gleichsam Schlachtgetöse durch die Lüfte; über meinen Fichtenwipfeln schien mir der wilde Jäger, kriegverkündend, einherzubrausen, kurz mein Gemüth erbebte wie ein altes Kampfroß beim Ruf der Trompete. Der Reisewagen ward bereitet, ich rannte nach Petersburg.

Fünfter Abschnitt.

Das Jahr 1812.

Fünfter Abschnitt.

Wiedereintritt in das Heer. — Anfang des Feldzugs von 1812. — Sendung an den König von Neapel. — Marsch bis Dorogobusch. — Kourierfahrt nach Moskau und Rückkehr. — Schlacht bei Borodino.

Gediente Kriegsleute wurden gesucht: mein Wunsch ging also bald in Erfüllung, aber dazu mit einer Auszeichnung, die ich nicht erwartet hatte. Ehe ich noch mein Gesuch um Wiederanstellung im Heer angebracht, erhielt ich ein Handbillet vom Kriegsminister Barklai de Tolly, der mir im Auftrage Sr. Majestät des Kaisers in schmeichelhaften Ausdrücken neuen Kriegsdienst anbot. Ich bezeigte eine volle Bereitwilligkeit und trat in meinem frühern Grade als Major ein. Bald darauf erhielt ich den Befehl, mich in das Hauptquartier zu begeben, das sich in Wilna versammelte.

Ich reisete mit meinem werthen Freunde und Landsmanne, dem Obersten Baron von der Pahlen, nachmaligem Generalgouverneur von Livland, ab. In Reval hatten wir Angehörige zu sehen und Haussachen zu ordnen. Ich übergab Rasick &c. meinem guten Vater, der die Güter für mich verwalten wollte und reisete dann mit Pahlen über Riga weiter. In Schawel speiseten wir bei dem

Grafen Wittgenstein, der das 1. Armeekorps befehligte, und kamen nach einer beschwerlichen Reise in der Hauptstadt Litauens an. Bald darauf traf auch Se. Majestät der Kaiser mit einem zahlreichen Generalstabe ein. Ich ward zum ältern Adjutanten der 1. Armee ernannt, eine Funktion, die früher nicht stattgefunden hatte und durch die ich unmittelbar bei der Person des Oberfeldherrn Barklai de Tolly beschäftigt wurde, der mir bald sein volles Vertrauen zuwandte. Als eine Folge desselben ward mir die Ausführung eines schwierigen und weitschichtigen Auftrags zu Theil.

Es war die sichere Kunde eingelaufen, daß von mehrern Gränzorten der Gouvernements Bialystok und Grodno, heimlicher Weise und den eingeschärften Verordnungen zuwider, Zufuhren von Getreide und Lebensmitteln und Zutrieb von Ochsen nach dem Herzogthum Warschau gingen, wo das französische Heer in Kantonnirungen stand. Dem sollte ein schleuniges Ende gesetzt und die Schuldigen zur Rechenschaft gezogen werden. Ich erhielt ausgedehnte Vollmachten und reisete zwei Stunden nach empfangenem Befehle ab. In Grodno besprach ich mich über die zu ergreifenden Maßnahmen mit dem Gouverneur Lanskoi, in Bialystok mit dem Gouverneur Stscherbinin und reisete darauf nach Krinky und Drohiczyn, wo die Gränzzollämter waren und wo ich zuverlässige Nachrichten über die verbotenen Schmuggeleien einzuziehen gedachte, die zur Zeit einem Landesverrath gleich kamen. Zwar hatten die Thäter gesorgt, die Schleichwege verrätherischen Gewinns mit dichter Finsterniß zu umhüllen: indeß der Ernst, der Eifer, die Unerschütterlichkeit, die ich in

die Untersuchungen und Verhandlungen brachte, die diskretionäre Macht, die mir ertheilt war, deckten bald viele heimliche Gänge auf und stellten die Schmuggler der Ahndung heim. Mehrere bloßgestellte Gutsbesitzer, auf die Wechselfälle des verbotenen Umtriebs vorbereitet, entwichen über die Gränze, ihre geringeren Handlanger verfielen der Haft, eine Schaar Juden lag gleichfalls in Banden: da begannen die Versuche zur gütlichen Vergleichung. Verschlagene Mandatare umstrickter Zollbeamten boten mir unter der Hand 5000 holländische Dukaten, wenn ich die Untersuchungen in üblicher Art beenden wollte. Winselnde Judenweiber, standrechtliche Urtheile fürchtend, ließen geschickt die Aussicht auf andere 5000 Golddukaten durchblicken. Groß ward das Geheul der letztern, als ich die Geldsumme mit heftigem Unwillen zurückwies. Sie sahen in meinem Verfahren nur die Darlegung, daß ich das Gebot gesteigert wissen wollte, etwa um das Doppelte, aber sie irrten sich.

Um in der Nähe der Untersuchungen zu bleiben und mich doch von dem Einfluß der Umgebungen zu entfernen, hatte ich meinen Aufenthalt ein Paar Meilen von Litauisch-Bresz in einem der vielen Landpaläste des Fürsten Czartoryski genommen, der, zwar zur Zeit unbewohnt und fast verfallen, dennoch Reste der Pracht und des früheren großartigen Ausbau's bewahrte. Hier wohnte ich nun einsam, von herbeigerufenen Instruktionskommissären und Schreibern umgeben,

„Unter Larven die einzige fühlende Brust,"

und erging mich mit meinem Kummer und meinen Sorgen in den schattigen Gängen des Parks. Zuweilen unterbrach

diese Einsamkeit der Baron von Anstetten, der mich mit seinem Schwager Alfred von Meißner besuchte, welchem das nah gelegene Siemiatycze gehörte. Ich erwiderte von Zeit zu Zeit die Besuche, und brachte dann angenehme Stunden in der Gesellschaft Anstettens und seiner Gemahlin zu. Anstetten, ein Elsaßer von Geburt, hatte als Adjutant des Prinzen von Nassau die vulkanischen Ereignisse auf den schwimmenden Batterien vor Gibraltar durchlebt, war dann seinem abenteuernden General nach Rußland gefolgt und hatte bei Rootzensalm gegen die Schweden mit nicht günstigerem Glück gefochten. Später wurde der Degen von ihm mit der Feder vertauscht. Man kann eben nicht sagen, daß er diese mit Meisterschaft zu führen vermochte, aber er war ein Meister des Worts, besonders des diplomatischen, das die Gedanken verbirgt und die Thatsachen gestaltet.

Meine Untersuchungssache dauerte indeß schon die vierte Woche und ich erhielt Zuschrift über Zuschrift aus dem Hauptquartier, sie ja recht schleunig zu beenden. Solches entsprach meinen eigenen Wünschen, denn der Gerichtszwang, den ich ausüben mußte, erschütterte die innersten Fasern meines Herzens. Ich ließ die Akten schließen und sandte sie mit den 27 Angeklagten, die man zur Haft hatte bringen können, unter militairischer Bedeckung nach Wilna, wohin ich auch selber zurückeilte. Man empfing mich dort mit einiger Kälte und meinte, die Untersuchung hätte rascher geführt werden sollen. Auch Barklai, ähnlicher Untersuchungen und ihrer Ergebnisse gewohnt, sprach in seiner kurzen Art: „Dem Schnautzbart des Feindes gegenüber verfährt man summarisch.“

Ich betrachtete wehmüthig meine Akten, die über 700 Bogen betrugen, an denen Tag und Nacht geschrieben worden war und gerieth auf Erwägungen des Verhältnisses der Schreiberei zur That. Diese fielen nicht günstig für meine Arbeit aus, doch ich richtete mich an dem Gedanken auf, daß das Verfahren, welches überall breite Aufzeichnung verlangt, um durch die nicht auszuwetzende Schrift das Verdecken jeder Willkühr und Eigenmächtigkeit zu verhindern, daß — dieß schriftliche Verfahren ja nicht von meiner Erfindung sei.

Unterdeß ich schrieb oder schreiben ließ, war ein ewig denkwürdiges Ereigniß vorgefallen. Zwei Tage vor meiner Rückkunft nach Wilna hatte Napoleons Heer den Niemen überschritten. So sehr man den Krieg vorausgesehen, so unvermeidlich derselbe auch schien: so war doch der Eindruck von dem wirklichen Beginn ein ungeheurer, erschütternder. Jeder fühlte, was auf dem Spiele stand; niemand verhehlte sich, daß auch mit diesem Uebergange, wie in jenem, von dem das Orakel an Krösus sprach, ein großes Reich zu Grunde gehen würde. Nur welches? das war hier wie da die Frage.

Anfangs hatte man gedacht, einen Kampf bei Wilna anzunehmen und den Truppen zur Koncentrirung Befehl gegeben. Doch bald gab man diesen Gedanken auf, der bei der ungeheuern Uebermacht des Gegners nur verderblich geworden wäre. Der Marsch gewaltiger französischer Kolonnen gegen die Stadt unterlag bald keinem Zweifel, und ihre Lage bot keine Oertlichkeit, um einem überlegenen Feinde mit Vortheil zu widerstehen. So ward es entschieden, sie zu räumen, nachdem man die

wenigen Kriegsmagazine darin weggeführt oder vernichtet hatte. Auch hier bewährte sich die Kraft der vollbrachten Thatsache: früher hätte der Gedanke, Litauens Hauptstadt ohne Schwertstreich aufzugeben, jedem wie Verrath geschienen; als die Räumung geschehen, fand jeder sie nothwendig und unvermeidlich.

Das Hauptquartier des Kaisers Alexander war bereits nach Swenziany verlegt worden, und Barklai wartete nur die Ausführung einiger Befehle ab, um Wilna gleichfalls zu verlassen. Er bot in diesem Augenblick einen anziehenden Anblick: während alles rund umher in Bewegung war, man auf allen Gesichtern die innere Erregung, Unruhe, Erbitterung las, bewahrte er allein den Gleichmuth der Seele, die auf alles gefaßt, zu allem entschlossen ist. Ruhig, gelassen traf er seine Anordnungen, übereilte nichts; aber seine Entwürfe tief im Innersten verschließend, zeigte er sich wenig mittheilsam, selbst gegen seine Vertrautesten nicht.

Am 16/28. Juni in der ersten Nachmittagsstunde verließ er mit seinem Hauptquartier Wilna. Damit begann der lange vorher entworfene, vielfach erwogene, lebhaft bestrittene, mit großen Kosten vorbereitete Rückzug an die Düna, in das berüchtigte Lager von Drissa. Eine starke Hinterhut blieb zurück, um das vorschnelle Nachdrängen des Feindes zu verhüten. Die Gardekosaken, diese auserlesene Reiterschaar, bestanden bei Antokol, einer Vorstadt Wilna's, ein günstiges Einzelgefecht und brachten den Rittmeister Grafen Octave Segur (Bruder des nachmaligen berühmten Geschichtsschreibers dieses Kriegs) gefangen mit sich ein. Mit der vollkommensten Ord-

nung ging der Rückzug auf den verschiedenen Wegen vor sich.

Auf mir begann jetzt ein anziehendes, aber auch beschwerliches Geschäft zu lasten. Der Obergeneral erwählte mich zur Führung der vertraulichen Berichte, die er Sr. Majestät dem Kaiser übersandte. Diese konnten, bei dem Drängen der Ereignisse, zu jeder Tagesstunde sich ereignen; aber auch die Nachtstunden blieben nicht frei. Barklai war unermüdlich: durch die verschiedenartigen Arbeiten des Feldherrn am Tage zerstreut und beschäftigt, widmete er einen großen Theil der Nächte dem Nachdenken über seine Entwürfe, dem Brüten über Karten und Planen. Dann ward ich geweckt und geholt, um seinen Gedanken Ausdruck und Fassung zu geben in Berichten, auf welche der Feldjäger mit schnaubenden Pferden schon wartete. Andere Nächte brachte ich, im voraus die rechte Zeit erharrend, in dem Vorzimmer des Generals auf schlechtem improvisirten Lager zu. Auch Schwierigkeiten eigener Art fehlten bei diesem Geschäfte nicht. Einstmals traf ich in nahen Quartieren mit einem theuern Landsmann, dem Obersten Baron Löwenwolde, zusammen, Kommandeur der Chevaliergarde. Er lud mich auf traulich Gespräch und einen Humpen Champagner in seine wandernde Behausung. Wir saßen beisammen, schwatzten, die Pfropfen knallten. Da kam eine Ordonnanz gerannt, die mich zum Kommandirenden rief. Ich war eben in der rechten Verfassung, um vom Pferde herab Circumflexe und Kommata in die Gesichter verwünschter Franzosen zu kritzeln, aber Feder führen auf glattem Papier! Indessen es mußte sein: ich lief zum Obergeneral, empfing den Auftrag,

vermochte auch noch denselben tohubohu zu Papier zu bringen, aber nun die Reinschrift! Mehrere Versuche mißlangen gleich im Anfange, kostbares Papier lag zerrissen auf dem Boden: da führte ein günstiger Zufall einen gesetzten, nüchternen, verschwiegenen Freund unter das schlechte rußige Dach, darunter ich verzweifelte. Es war der Hauptmann Timroth, Adjutant des Prinzen Georg von Oldenburg, ein vortrefflicher Kalligraph, wie es mir wenigstens dazumal schien. In einer Stunde war die Reinschrift beendet, unterzeichnet und abgesandt.

Indem das Heer seine rückgängige Bewegung verfolgte, kam das Hauptquartier am 22. Juni (4. Juli) nach Widzy. Am folgenden Tage hatte die Nachhut unter General Korf ein scharfes Zusammentreffen bei Daugeliszki mit der Vorhut der Franzosen, die General Sebastiani anführte. Unsere Kavalerie hatte hier ihre erste Affaire mit dem Feind und hielt sich vortrefflich. Der Angriff der Franzosen geschah mit großer Energie und es gewann das Ansehen, als würden sie uns überflügeln. Der General Marquis Paolucci war aber alsobald an den Ort des Gefechts geeilt, hatte Batterien gut postirt und der Andrang des Feindes wurde vom Grafen Kutaissow und seinen tapfern Artilleristen zurückgewiesen. Ich hatte den Marquis Paolucci begleitet, an dem Gefechte Theil genommen und das Glück gehabt, dem Prinzen von Hohenlohe-Kirchberg von besonderm Nutzen zu sein. Dieser junge Fürst, Schwadronchef bei den Würtembergischen leichten Reitern, war bei einem Kavalerieangriff, aus 13 oder 14 Wunden blutend, vom Pferde gesunken und lag hülflos im Gedränge, unter den Hufen der Rosse.

Ich ließ ihn aufheben und sorgte für sein erstes Unterkommen. Der schöne Mann erweckte in unsern Reihen allgemeine Theilnahme durch seine Sanftmuth und durch die Geduld, womit er seine Schmerzen ertrug.

In diesen Tagen war es, wo mißgünstige Gemüther, die mit Neid die gute Meinung des Obergenerals von mir, so wie das Vertrauen sahen, womit er gerade die wichtigsten oder die geheimen Arbeiten mir übertrug, den Plan entwarfen, mich aus seiner Gunst zu verdrängen. Derselbe war geschickt angelegt. Zuvörderst wollte man durch mir gegebene Aufträge und Sendungen außerhalb des Hauptquartiers ihn von meiner Person entwöhnen und nöthigen, die mir vertrauten Arbeiten durch Andere aus ihrem Kreise versehen zu lassen; so hofften sie allmälig dahin zu gelangen, sich seines Vertrauens zu bemächtigen und mich dann ganz zu beseitigen. Gleich zum ersten Versuch erdachten sie einen Auftrag, zu dessen Ausführung sie meine Geschicklichkeit priesen und mich dem Obergeneral ganz besonders empfahlen. Es war die kitzliche Sendung zum französischen Heer in der Eigenschaft eines Parlementairs, ohne offenbare Veranlassung, nur um zu sehen und zu hören. Barklai willigte arglos ein, eben weil er mich auszuzeichnen geneigt war, gab mir seine Instruktionen und ich trat den gefährlichen Ritt an.

Unsere Armee hatte am Abend des 23. Juni (5. Juli) Widzy verlassen und war nach Opsa marschirt, wodurch unser Hauptquartier auf mehr als 50 Werste von den Vorposten der Franzosen, die bei Daugeliszki standen, sich entfernte. Graf Kutaissow, der nunmehr die Hinterhut befehligte, stand auf halbem Wege bei Widzy. Er gab

mir ein frisches Pferd, einen Trompeter nebst zwei Ulanen, und ich ritt fürder. Lange zog ich in die Landschaft hinein, ehe ich etwas von den Franzosen ansichtig ward. Endlich gewahrte ich eine Patrouille von 12 Mann und suchte sie durch Zeichen zu bedeuten, Halt zu machen, aber vergeblich. Ich ließ den Trompeter blasen, aber seine Töne verhallten gleichfalls unbeachtet. Die Reiter wandten ihre Pferde und ritten zurück, ihren Vorposten Kunde von meiner Erscheinung zu geben. Ich näherte mich unterdeß ihren Vedetten: diese sprengten mit eingelegter Lanze und geschwungenem Säbel gegen mich an. Da stieg ich vom Pferde, um ihnen zu zeigen, daß ich in keiner feindlichen Absicht gekommen, und ging auf sie zu. In diesem Augenblick ritt eiligst ein Offizier heran und fragte mich, was ich wolle? Ich zeigte ihm meinen Brief vor; er entgegnete jedoch kein Wort, ließ mich durch die Reiter umzingeln und bewachen, und sprengte zurück seinen Bericht abzustatten.

Es dauerte nicht lange, so sahe ich die Generale Sebastiani und Subervic heranreiten. Sie stiegen gleichfalls von ihren Pferden, fragten mich nach der Absicht meiner Erscheinung und luden mich ein, in einen nahe gelegenen Krug zugleich mit ihnen einzutreten. Hier sollten die Befehle des Königs von Neapel abgewartet werden. Der General Sebastiani ließ unterdeß ein ganz artiges Frühstück kommen und es begann eine zweistündige Unterhaltung über die Tagesereignisse. In meiner Instruktion war es mir aufgegeben worden, sie mit möglichster Gewandtheit glauben zu machen, daß ich vom Grafen Wittgenstein abgeschickt sei; sie auf eine feine Art ins Gespräch zu

verwickeln und aus ihren Reden das für uns Nützliche zu entnehmen. Der General Sebastiani, obschon ein Mann von vielem Geist und angenehmen Wesen, aber etwas eitel und redselig, übertraf meine Erwartung durch vielfache Indiskretion, so daß ich nachmals dem Obergeneral einen sehr zufriedenstellenden Bericht abstatten konnte.

Ungefähr innerhalb des oben bemerkten Zeitraums kam der König von Neapel angeritten, leuchtend in prunkvoller Tracht und schimmernden Farben und umgeben von einem glänzenden Stabe. Er erschien mir als ein ausgezeichnet schöner Mann, seine Gesichtszüge waren wohlgebildet und drückten Geist aus; sein Benehmen war das eines gebornen Königs, und wer seine Herkunft nicht wußte, hielt ihn dafür. Ich wurde ihm vorgestellt und übergab meinen Brief. Er las ihn, befahl sogleich die Antwort aufzusetzen und fragte mich alsdann, wo ich den Kaiser meinen Herrn verlassen hätte. Ich antwortete, daß ich nicht wüßte, wo Se. Majestät sich befänden, indem ich von dem Grafen Wittgenstein abgeschickt sei. „Bah, entgegnete der König, wir wissen es ganz gut, wo der Graf Wittgenstein in diesem Augenblick sich befindet.“ — Ich erwiderte, daß es meine Aufgabe nicht sei, Se. Majestät von der Wahrheit meiner Worte zu überzeugen, und daß ich es ihm überlassen müsse, hierin bei seiner Meinung zu beharren. Nach einer kurzen Pause fuhr er fort: „Sagen Sie, wie kommt es, daß zwei Völker, die ausdrücklich bestimmt zu sein scheinen, sich gegenseitig zu schätzen, nunmehr feindselig sich gegenüber stehen?“ — „Majestät, entgegnete ich, es geschieht, weil die beiden Völker geschaffen sind,

jedes Herr bei sich zu Hause zu sein und sich gegenseitig etwa in Postchaisen zu besuchen und nicht mit so furchtbarem Geleit als das ist, welches ich um Ew. Majestät erblicke." — Der König lächelte und sagte: „Schon sind Provinzen verloren; ihr werdet noch weiter zurückgeworfen werden und des Krieges bald überdrüssig sein." — „Nein, sprach ich, unsere Kriegslust entbrennt durch den Verlust nur um so mehr, und da es uns an Raum nicht gebricht, ziehen wir uns zurück, um die rechte Sprungweite zu gewinnen." — „Bah, versetzte er rasch, ihr werdet schon erfahren, was es heißt Provinzen verlieren, aber die Einsicht wird zu spät kommen." Hierauf wandte er sich zu Sebastiani und befahl ihm, mich mit aller Nothdurft zu versehen, aber nicht eher fortzulassen, als bis die offensive Bewegung, die er unternehmen wolle, ausgeführt sei. Ich machte dagegen Einwendungen und brachte alles das an, was in ähnlichen Fällen üblich ist, doch mein Reden erwies sich vergeblich. Der Trompeter und die Ordonnanzen wurden umgeben und Sebastiani forderte mich auf, zu Pferd zu steigen und ihn zu begleiten.

Eine allgemeine Bewegung fand hierauf statt, voran Sebastiani mit der Brigade Subervic, bestehend aus einem Regiment Polnischer Husaren (dem 10.) und Würtembergischer leichter Reiter nebst zwei Schwadronen Preußischer Ulanen. Ein kleiner Vortrab zog voraus und wir nahmen die Richtung auf Widzy. Kurz vor dem Eintritt in dies Städtchen zog Sebastiani zwei Ordenssterne aus der Tasche und häckelte sie an seiner Uniform fest, um damit vor dem Häuflein schmutziger Juden zu prunken, die allein in dem elenden Neste zurückgeblieben

waren. Ich konnte nicht umhin über die Posse zu lächeln und an diesem Zuge den Höfling von St. Cloud zu erkennen.

Den Tag vorher hatte ich in dem Wirthshaus des Städtchens mit dem General Wsewolodskij, Chef des Elisabethgradschen Husarenregiments zu Abend gegessen. Da Sebastiani seinen Aufenthalt in demselben Hause nahm und den Wirth um allerlei befragen ließ, fiel es mir ein, den Umstand zu benutzen. Ich bat ihn daher, den Wirth fragen zu lassen, ob er mich nicht wiedererkenne und ob ich nicht der nämliche sei, der gestern bei ihm mit dem General Graf Wittgenstein zu Abend gegessen habe? Der Wirth, dem beide Generale unbekannt waren, der sich jedoch meiner erinnerte, versicherte treuherzig: „allerdings hätte ich am gestrigen Abend in seinem Hause mit einem Husarengeneral gespeiset, dessen Name sich mit einem W anfinge, und der ihm reichlich die Bewirthung vergütet hätte.“ Von diesem Augenblick an zweifelte Sebastiani nicht länger an der Wahrheit meiner Aussage, und berichtete es sogleich dem Könige; so hatte ein geringer Zufall mich gut bedient.

Meine Freude über den günstigen Zwischenfall trübte ein anderes Intermezzo. Ich sah einige Russische Ueberläufer einbringen, welche auf die an sie gestellten Fragen aussagten: „sie hätten Reißaus genommen, um nicht Hungers zu sterben.“ Sebastiani hörte ihre Geständnisse mit Wohlgefallen und blickte mit triumphirender Miene auf mich. Später aber erfuhr ich, daß diese Ueberläufer Polen waren. Weil keine Mißgunst des Schicksals allein kommt, so erschien bald darauf mein Trompeter, mir zu

melden, daß der eine der mir als Ordonnanz beigegebenen Ulanen mit Pferd und Lanze davon geritten sei. Er hätte vorgegeben, sein Pferd tränken zu wollen, und sich darauf geflüchtet. Ich forderte auf der Stelle von Sebastiani seine Wiedereinlieferung, der General gab auch sogleich gemessene Befehle, dennoch habe ich den Reiter, der zum Polnischen Ulanenregiment gehörte, in meinem Leben nicht wiedergesehen.

Während meines gezwungenen Aufenthalts bei den Franzosen, der volle 24 Stunden währte, hatte ich noch mehrere Unterredungen mit Sebastiani. Unter andern fragte er mich: aus welcher Gegend des Russischen Reichs ich sei? Ich antwortete, ich wäre aus den Deutschen Provinzen und namentlich aus Ehstland. Er bemerkte darauf, daß ihre Verbindungen bis dahin noch nicht gingen, aber in Kurland hätten sie mehrere Anknüpfungen, das Terrain wäre sondirt und bald würden ihre Adler dahin getragen werden. Hierauf seiner Lust an eigener Rede sich überlassend, entwickelte er mir die phantastischen Entwürfe der Franzosen, den Marsch des Gewalthaufens gegen das innere Rußland, die starke Entsendung an die Düna, den unfehlbaren Erfolg, die Wiederherstellung des Polenreichs, die Errichtung eines Großherzogthums Kurland mit breiten Gränzen jenseits der Düna; ich glaube, es war auch von einem Großhetman der Kosaken die Rede. Eingedenk meiner Instruktion, hemmte ich keinesweges den Erguß seiner Worte und war nur darauf bedacht, hin und wieder durch einen geringen Zweifel irgend eine gegenwärtige mir dienliche Einzelnheit zu meiner Kenntniß zu bringen. Als er immer in seinen Theilungs-

plänen fortfuhr und die großen Vortheile, Aufklärung, Freiheit u. s. w. pries, die Napoleon dem Russischen Volke bringen werde, konnte ich mich nicht enthalten, ihn zu fragen: „was denn aus Petersburg werden solle?“ — „O Petersburg wird eine Kommerzniederlage, und damit gut.“ Der Unwille übermannte mich und ich erwiederte ihm trocken: „General, Petersburg wird trotz aller ihrer Anstrengungen Rußlands Hauptstadt bleiben: wir wollen lieber Asien sein mit Rußland, als Europa mit Ihnen oder wer es sonst sei.“ — Ich glaubte nun genug in der Haft gesteckt, so wie genug gehört und gesehen zu haben und verlangte dringend meine Abfertigung. Sie ward mir ertheilt: ich ritt unter französischer Bedeckung fort und kam todesmatt bei unsern Vorposten an. Die Kosaken hatten alle Brücken zerstört, so daß ich einen Fluß durchschwimmen mußte und dabei bald ertrunken wäre. Glücklicherweise ritt ich eines der vortrefflichen Pferde des Prinzen von Hohenlohe, das der König von Neapel mit der übrigen Equipage des Prinzen mir hatte verabfolgen lassen. Es war ein großer starker Renner, der mich glücklich durch die Fluth trug.

Einmal der Franzosen los, beeilte ich mich, das Hauptquartier zu erreichen. Graf Kutaissow erquickte mich am Abend in seinem Bivouak, der Oberst Potemkin gab mir seine Droschke und ich jagte mit aller Hast die ganze Nacht hindurch. Ich kam in Belmonte, einem Schloß des Grafen Manuzzi, in dem Augenblicke an, als das Hauptquartier des Kommandirenden es so eben verlassen hatte. Der liebenswürdige Klinger, Sohn des bekannten Generals und Adjutant bei Barklai, der noch mit einer

kleinen Truppe zurückgeblieben war, gab mir eins seiner Pferde, um das im Marsch begriffene Hauptquartier zu erreichen. Das war bald geschehen und Barklai nahm meine Berichte und Reden mit vieler Zufriedenheit entgegen.

Die Armee setzte indeß ihren Rückzug immer weiter fort bis in das famose Lager von Drissa, das auf die Inspiration des Generals Phull angelegt worden war. Phull ein eigenes Compositum von Menschen: Grübler, Grillenfänger, Pedant, völliger Neuling in der wirklichen Welt und nur in einer imaginären Welt lebend, daher auch über jeden Strohhalm stolpernd, der ihm auf seinem Wege in die Quere kam. Da sein Genie ziemlich begränzt, so waren auch die Pläne seiner ideellen Welt nicht weit her. Er statuirte nur zwei große Feldherrn, Cäsar und Friedrich: alle andern kamen bei ihm nicht weiter in Betracht; und zumal hielt er alles, was seit Friedrichs Tode geschehen, für Rückgang und Verderb der Kriegskunst. Daher hatte er sich auch keine Mühe gegeben, sich näher mit den neuern Feldzügen bekannt zu machen, sondern verdammte sie von vorn herein in Bausch und Bogen. Bei solchen Prämissen konnte es denn nicht anders sein, als daß er von Napoleon und dessen Kriegsart nicht den mindesten Begriff hatte, und an dessen kolossale Entwürfe und Unternehmungen den engen beschränkten Maßstab des siebenjährigen Kriegs anlegte. Er wollte den Strom von Napoleons Riesenmacht mit den kleinen Mittelchen dieses Kriegs aufhalten, mit kleinen

Diversionen von ein Paar Tausend Mann, mit Flankenstellungen, mit Demonstrationen und Bedrohungen, und endlich als Gipfel mit verschanzten Lagern à la Bunzelwitz. In dieser Art war denn auch sein Plan für den Feldzug von 1812.

Es ist merkwürdig und nur aus der Zeit zu erklären, daß dieser Mann mit den engen Ansichten doch einer großen Reputation genoß. Er verdankte sie vielleicht folgenden Umständen: zuerst daß er, in Preußen lebend, einen Preußischen Helden als das non plus ultra militairischer Vollkommenheit aufstellte; das gewann ihm also gleich von vorn weg alle Preußischen Militairs; sodann daß er über alles was man nur irgend wie that, den Stab brach und es mit sarkastischem Tadel verfolgte. Das gab ihm denn das Ansehen von geistiger Ueberlegenheit, von Tiefe und militairischer Weisheit. Seine erste Versicherung war stets: daß wenn man die Sachen nicht besser anfinge, nichts Gescheidtes herauskommen könnte; wie es aber besser anzufangen, das behielt er weislich für sich. Da er sich überdieß mit einem gewissen Geheimniß umgab und von der Welt zurückhielt, und nur einigen vertrauten Jüngern, jungen Offizieren, die außer Stande waren, ihn nach seinem wahren Werth zu beurtheilen, offenbarte und ihnen Vorlesungen über die Kriegskunst hielt, die eigentlich nur Vorlesungen über den siebenjährigen Krieg waren: so verfolgte ihn der Ruf eines in das innerste Wesen des Kriegs tief eingeweihten Meisters. Mit diesem Ruf kam er nach Rußland in einer Sendung seines Herrn, des Königs von Preußen; und durch diesen Ruf bewogen, bot ihm der

Kaiser Alexander bei sich Kriegsdienste an. Obwohl er sich nun auf einer Sendung befand, so war er so ungeschickt, auf dieser selbst in den fremden Dienst überzutreten. Durch Phulls glänzenden Ruf bewogen, ließ sich der Kaiser von ihm Vorlesungen über die Kriegskunst halten, und forderte ihn auf, als die Aussichten zu einem Krieg mit Napoleon immer drohender wurden, einen Vertheidigungsplan zu entwerfen. Das that nun Phull, und diesem Vertheidigungsplan gemäß waren die ersten Vorkehrungen zum Feldzug gemacht worden. Nach der allgemeinen Ansicht, die auch die Ansicht der bewährtesten Kriegsmeister in Rußland, war man darüber einig, dem ersten ungestümen Andrang der Franzosen auszuweichen, den Krieg in die Länge zu ziehen, und nur erst später, wenn der Feind weiter vorgedrungen und durch Mangel an Lebensmitteln und die Schwierigkeit, alle seine Bedürfnisse in dem verwüsteten Lande mit sich zu schleppen, durch Märsche, Beschwerden und den kleinen Krieg allmälich geschwächt worden, mit Ernst und Nachdruck gegen ihn aufzutreten. Diese große allgemeine Ansicht schnitt nun Phull zu einem kleinlichen engen Plane zu. Statt durch ein weiteres Ausweichen Mangel, Entbehrungen und vergebliche Anstrengungen gehörig auf das feindliche Heer wirken zu lassen, wollte er nur einige wenige Märsche, bis an die Düna, zurückgehen. Hier wollte er eine Art Bunzelwitzer Lager errichten, dem nur das wesentlichste Erforderniß, eine Festung in der Nähe, auf die es sich stützen könnte, abging, und Napoleon davor (wie Buturlin und Laudon vor Bunzelwitz) festbannen; indeß sollte Graf Wittgenstein mit seinen 20,000 Mann

Demonstrationen und Diversionen rechts von Dünaburg her, und Fürst Bagration und Platow Diversionen und Demonstrationen links von Minsk her gegen die Franzosen machen: solchergestalt sollten diese in dem erschöpften Lande vor dem unüberwindlichen Lager festgehalten, immerfort beunruhigt, hin und her gezogen und zuletzt allmälig aufgerieben werden. Das war der weise Plan mit dem Lager von Drissa. Alle klügern Generale, Barklai, Bennigsen und wer sonst ein Wort mitzusprechen hatte, sahen die Unzulänglichkeit, das Fehlerhafte und Kleinliche dieser Mittel ein: jedoch der Plan war einmal gemacht, alle Vorkehrungen nach demselben getroffen, die Magazine in der von Phull bezeichneten Richtung angelegt worden: die Zeit war zu kurz, um alles in die Wege eines andern Operationsplans einzuleiten; überdieß mochte der Kommandirende denken, später, wenn durch Napoleons erste Operationen dessen Entwürfe aufgedeckt worden, die nöthigen Abänderungen treffen zu können. Aber wie in einer Partie Schach es schwer wird, wenn die ersten Eröffnungszüge falsch waren, nachmals wieder eine gute Stellung seiner Steine zu gewinnen: eben so ist's im vergrößerten Maßstabe auch im Kriege, und oft reichen da die größten Anstrengungen nicht hin, um, was im Anfang verdorben worden, hernach wieder gut zu machen. — Aus den erwähnten Gründen nun ward die unglückliche Richtung auf Drissa eingeschlagen, die das Russische Heer zwei Finger seinem Verderben nahe brachte. Die Folge war, daß Napoleon sich mit seiner ganzen ungeheuren Uebermacht zwischen die beiden getrennten Armeen der Russen warf, sie überflügelte und jeder einzelnen den Untergang

bereitete, dem sie nur durch Fehler seiner Untergenerale und durch eigene gewaltige Märsche und Anstrengungen entgingen.

Am 29. Juni (11. Juli) waren wir in das Lager von Drissa eingezogen. Aber kaum darin, so erhob sich ein allgemeiner Schrei des Unwillens dagegen, weil auch der kurzsichtigste einsah, daß man hier von den südlichern, reichern Provinzen abgeschnitten und gegen den unfruchtbaren Norden, ja vielleicht gegen das Meer gedrückt werden würde. Den Vorstellungen gewichtiger und einsichtsvoller Personen in einem beim Kaiser gehaltenen Kriegsrath gelang es endlich, die gänzliche Beseitigung des Phullschen Plans durchzusetzen und Barklai erhielt freie Hand, nach eigener Einsicht zu handeln. Er gedachte nun die erste Armee in Eilmärschen, ehe es zu spät würde, denn schon hatte Napoleon einen großen Theil seiner Heermassen gegen Witebsk gerichtet, nach dieser Stadt zu führen und von da aus die Vereinigung mit dem Heere von Bagration zu suchen. Den 2./14. Juli, also nur drei Tage, nachdem man eingezogen, zog man wieder aus; und auch diese drei verlorenen Tage wären beinahe zu viel gewesen, und nur mit genauer Noth gewann man dem Feinde in Witebsk den Vorsprung ab. Es war fast ein Wettlauf, den wir auf dem rechten, die Franzosen auf dem linken Dünaufer nach dieser Stadt hin rannten. Die Entscheidung des Feldzugs, das Schicksal Rußlands und Europens hing hier von dem Siege der Beine ab. Die Russischen waren die schnellern und Rußland und Europa wurden gerettet.

Von jetzt trat gewissermaßen eine neue Wendung in

den Operationen ein; die Leiter, mit Ausnahme des Obergenerals, wurden meist verändert. Zuerst hatte der alte gebrechliche General Lawrow als Generalstabschef fungirt, ein braver Mann, dem jedoch nur der Umstand, daß er unter Suworow in Italien einem höhern Geschäftskreis vorgestanden, jenen Posten verschafft hatte, dem er in keiner Rücksicht gewachsen war. Er war alt, gelähmt, konnte kaum gehen und mit Mühe zu Pferde steigen; und seine geistige Befähigung war nicht viel größer als die körperliche. Da die Umstände zu gefährlich, um eine unzeitige Schonung walten zu lassen, so ward auf Barklai's Vorstellung Lawrow durch den General Markese Paolucci ersetzt, der, vor einigen Jahren aus Oestreichischem in Russischen Dienst übergetreten, sich in Finnland und gegen die Perser ausgezeichnet hatte; — ein Mann von Verdienst, aber ehrgeizig, sich selbst überschätzend, und jenem Posten wohl auch nicht ganz gewachsen. Er ward daher schon nach wenigen Tagen durch den General Jermolow in demselben abgelöset. Dieser hatte gewiß alle Befähigung dazu, war tüchtig, kenntnißreich, von energischer Willenskraft, aber sein Karakter flößte wenig Vertrauen ein; er war hart, verstellt und jedes Mittel zu seinen Zwecken war ihm recht. — Eben so wie der Generalstabschef ward auch der Generalquartiermeister verändert. Bisher war es der General Muchin gewesen, ein geschickter Planzeichner, der aber, jeder fremden Sprache unkundig, eben nicht sehr helle Begriffe über den höhern Krieg besaß. Ihn ersetzte der Oberst Baron Toll, ein junger tüchtiger Offizier, von entschiedenem Karakter, großer Thätigkeit und unerschütter-

lichem Muthe, der sich hauptsächlich durch das Studium von Jomini's Werken für den höhern Krieg vorbereitet hatte. Auch muß man sagen, daß von jetzt an die Sachen besser gingen.

Da außer dem eigentlichen militairischen Hauptquartier des kommandirenden Generals noch das Hauptquartier des Kaisers die Armee begleitete, und in diesem sich eine Anzahl vornehmer, einflußreicher Personen befand, die sich für berechtigt hielten, auch ihre Meinung über die Kriegsoperationen abzugeben, so fehlte es nicht an mancherlei Dissonanzen. Besonders war Barklai, der Sohn eigenen Verdienstes, dem der Kaiser viel Vertrauen bezeigte, ein Gegenstand vielfacher Intriguen; er sollte gestürzt, und vorläufig ihm der Oberbefehl durch hunderterlei Verdrießlichkeiten und Neckereien verleidet werden. Verschiedene Zusammenkünfte der Unzufriedenen fanden zu diesem Zwecke statt. Einer der thätigsten bei diesen Umtrieben war der General Armfeld, der seine Schule in der Intrigue längst gemacht hatte. Paolucci nahm indirekten Antheil. Von brennendem Ehrgeiz verzehrt, tadelte er, unter dem Schein sich über alles lustig zu machen, laut die Operationen des Oberfeldherrn. — Der Herzog Alexander von Würtemberg, der Prinz August von Oldenburg, General Bennigsen, dem sein Preußischer Feldzug ein übergroßes Selbstgefühl gegeben, erörterten ohne Zurückhaltung und vor jedermann die angeblichen Fehler, die man begangen, und deuteten versteckt auf die Unfähigkeit dessen, der Urheber derselben gewesen. Jermolow, der Barklai im Grund der Seele haßte, obgleich er äußerlich sich ihm ergeben stellte, schürte unter der

Hand das Feuer. Aus den höhern Kreisen verbreitete sich die Unzufriedenheit unter die andern Generale und weiter in die niedern Kreise hinab.

Der Kaiser Alexander, dem diese Umtriebe nicht entgingen, beschloß ihnen kurz ein Ende zu machen, indem er die Armee verließ und Barklai die unbeschränkteste Vollmacht über das Heer ertheilte. Wie durch einen Zauberschlag verwandelte sich auf einmal alles: Barklai's Vorzimmer, seit einiger Zeit verödet, füllten sich auf einmal wieder mit denselben Personen, die ihn eben noch so bitter getadelt. Er aber, wie immer kalt und ruhig, zeigte nicht die mindeste Veränderung in seinem Benehmen, und behandelte seine Mißgönner mit derselben Höflichkeit wie vorher.

Ehe der Kaiser die Armee verließ, um nach Moskau abzugehen, sprach er bei Barklai vor. Er fand ihn in einer elenden Scheune untergebracht, denn so groß war die Verachtung aller persönlichen Bequemlichkeit bei dem General, daß ihm jede Unterkunft gleich war, wenn sie nur in der Nähe der Armee sich befand. Der Kaiser blieb über eine Stunde bei ihm, umarmte ihn beim Abschied zärtlich, und sich in den Wagen setzend, rief er ihm mit einem Händedruck die Worte zu: „Leben Sie wohl, General, und noch einmal leben Sie wohl. Ich empfehle Ihnen meine Armee, und vergessen Sie nie, daß ich nur diese Armee habe.“ — Diese von den Umstehenden gehörten Worte des Monarchen mögen, außer andern Gründen, auch Barklai's bisweilen ängstlich vorsichtiges Benehmen erklären, z. B. bei Rudnia, das seine Neider ihm als nicht zusammenstimmend mit der Tapfer-

keit der Armee so bitter vorwarfen. Und diese Vorsicht rettete sie nicht die Armee und Rußland, indem sie jene bis zuletzt intakt erhielt? Moskau's Brand und alle Unbilden der Witterung wären spurlos vorübergegangen, wenn nicht eine Armee dagewesen wäre, sie entscheidend zu machen.

Kaum war der Kaiser weg, als Barklai wo möglich noch ruhiger, noch fester und entschiedener in seinem Auftreten ward. Mit seinen Karten allein im Kabinet erwog er die Verhältnisse, die Glücksfälle des Kriegs, kombinirte er seine Plane und faßte darnach seine Entschlüsse. Seine Lage war, Dank der falschen Richtung, welche der Armee durch Phulls Plan gegeben worden, eine der schwierigsten, und auf Stunden und Minuten stand oft das Heil vieler Tausende. Von Anfang an Gegner der Trennung der beiden Heere, war seine ganze Sorge gegenwärtig auf ihre Vereinigung gerichtet; und da beklagte er sich lebhaft über das Zaudern und den Mangel an gutem Willen, den Bagration und Platow dieser Vereinigung entgegenstellten, und erwähnte dabei mit Lob und Dankbarkeit Dochturows und des Grafen Peter Pahlen, die, obwohl der Feind alles daran gesetzt hatte, auch sie abzuschneiden, doch durch Entschiedenheit des Handelns und anstrengende Gewaltmärsche sich glücklich den Weg zur Armee gebahnt hätten.

Am 11./23. Juli gelangten wir mit dem Heere nach Witebsk. Zwischen hier und Orscha sollte die Vereinigung mit Bagration, den man von Mohilew her direkt im Anmarsch glaubte, statt haben. Da aber auch der Feind schon nahe war und zu besorgen stand, er möchte

die Vereinigung hindern wollen: so faßte Barklai den überkühnen Entschluß, um sie zu bewirken, selbst einer Schlacht nicht auszuweichen. Weil auch das Dochturowsche Korps, welches die Hinterhut gebildet, noch auf dem rechten Dünaufer zurück war, warf er das Korps von Ostermann-Tolstoi, und zu dessen Unterstützung Kanownizün mit der 3. Division auf dem linken Ufer dem Feinde entgegen. So kam es am 14./25. und 15./26. Juli zu den scharfen Gefechten bei Ostrowno und Kukowiacz, in denen sich Ostermann durch seine Standhaftigkeit, Kanownizün durch seine Energie auszeichneten. Mich sandte Barklai am Morgen des 13./25. zu diesem vorgeschobenen Korps, um ihm von halber zu halber Stunde Nachricht über die Vorfälle daselbst zu geben. Auf meinem Ritt zu Ostermann forderte ich Kanownizün, der sich noch zurückbefand, auf, eiligst zu dessen Unterstützung vorzurücken. Bei Ostrowno fand ich das Gefecht in vollem Gange und Ostermann bemüht, des Feindes Angriffe standhaft abzuwehren. Im tapfern Standhalten lag überhaupt sein Talent, sein Verdienst. Geschickt, eine Position hartnäckig zu vertheidigen, mangelte ihm die Kunst, ein isolirtes Korps zu leiten und zweckmäßige Maßregeln den Verhältnissen gemäß zu nehmen. Ich fand seine Generale, die beiden Bachmetiews und Okulow, der später getödtet wurde, beschäftigt, auf ihn einzureden, welche Manöver er machen solle, ihn aber taub gegen ihre Vorschläge; etwas geneigter zeigte er sich denjenigen, die wir, ich und Seslawin, beide Adjutanten des kommandirenden Generals, in Hinsicht der Vertheidigung ihm machten. So ward die Stellung bis zum späten Abend ausdauernd

behauptet, und bei dieser Gelegenheit von Ostermann herbeieilenden Adjutanten, die anfragten, was man thun solle, da man dem feindlichen Andrang nicht länger zu widerstehen vermöge, die bekannte Antwort gegeben: „Was zu thun? — zu stehen und zu sterben!“ — So standen und starben sie bis zum Abend, wo der Rückzug angetreten ward, auf Kanownizün, der, statt wie er sollte, den Kämpfenden zu Hülfe zu kommen, bei Kukowiacz geblieben war, wo er ein Repli bildete, um Ostermann aufzunehmen. Ich machte ihm Vorwürfe und drohete sein Versäumniß, wenn es eins war, dem kommandirenden General zu melden, dessen Befehle bestimmt genug gelautet hätten. — Doch Kanownizün war einer der Braven der Armee, ein Löwe vor dem Feinde, ängstlich nur bei dem Gedanken an Verantwortung. Sein Untergeneral, Fürst Schachowskoi, brav wie er, nahm mich auf die Seite, und bat, die Sache auf sich beruhen zu lassen, da keine böswillige Absicht, nur Mißverständniß im Spiele sei. Ich versprach es und erwarb mir dadurch des wackern Kanownizün Wohlwollen für immer: später noch als Kriegsminister hat er mir Beweise davon gegeben.

Barklai hatte indeß mit dem Heere bei Witebsk hinter der Lutschesa eine Stellung genommen, und wollte hier ausharren selbst bis zur Schlacht, um Bagration, von dem er ohne nähere Nachrichten war, ihn aber im Anmarsch glaubte, nicht durch sein Zurückweichen in Gefahr zu bringen. Graf Peter Pahlen, der jetzt die Hinterhut befehligte, sollte den Feind Schritt vor Schritt auf die Stellung führen. Bei aller ausgezeichneten Tapferkeit des Heers hätte dieser Entschluß leicht dessen Untergang

im Kampfe mit dem doppelt überlegenen Gegner herbeiführen können; glücklicherweise langte aber im Lauf des 15./27. ein Adjutant von Bagration an, der die Meldung brachte: „sein General habe nicht bei Mohilew durchdringen können und daher einen Umweg über Mstislaw auf Smolensk eingeschlagen". Diese Nachricht erfüllte Barklai mit Freude und bestimmte seinen Entschluß. Um Bagration zu retten, hatte er sich selber in die größte Gefahr stürzen wollen; dieses Opfer war nun nicht mehr nöthig, die Aussicht auf die so lang ersehnte Vereinigung war geöffnet, und noch an demselben Tage gab der General den Befehl zum Abmarsch über Poretschje und Liosna auf Smolensk. Die schwierigste Aufgabe aber blieb dem Grafen Pahlen: den vordringenden und zur Schlacht sich anschickenden Feind aufzuhalten. Er entledigte sich derselben auf eine meisterhafte Weise, schlug sich den ganzen Tag mit den feindlichen Vortruppen, vertheidigte jeden Zollbreit Landes und gewann dadurch für die Armee die nöthige Zeit zu ihrem Abmarsch. Der Rückzug derselben ward mit der größten Ordnung vollbracht, so daß am folgenden Morgen der Feind, als er zur Schlacht heranrückte, das Russische Heer spurlos verschwunden fand und lange nicht darüber ins Reine kommen konnte, wohin es sich gewandt habe. Wer weiß was es heißt, vor einem dicht gegenüberstehenden Feinde einen Rückzug machen, wird erkennen, welch' ein großes Lob in dieser Ungewißheit lag.

Ich war vom Kommandirenden zu dem Grafen Pahlen gesendet worden, um ihm dessen Zufriedenheit über seine geschickte Vertheidigung zu bezeugen: ich fand ihn

schon leidend an der Krankheit, die ihn bald darauf niederwarf und seine Mitwirkung auf längere Zeit dem Heer entzog. Kaum konnte er sich noch zu Pferde halten; aber der Gedanke an die Pflicht, an die Gefahr der Armee, stählte seine moralische Kraft und ließ ihn das physische Leiden standhaft überwinden. Während des Rückzugs verließ ich ihn keinen Augenblick und lief selbst in der Nacht Gefahr gefangen zu werden: aber erfreute mich an dem thätigen Nachhutleben, wo man den Feind stets vor Augen hat und dem Tod ins Angesicht schauen lernt.

Ins Hauptquartier zurückgekehrt, fand ich meine Erholung im Umgange mit den ausgezeichneteren meiner Kameraden. Zu diesen Adjutanten des Oberbefehlshabers gehörten außer mir: der Oberst Zakrewskij (gegenwärtig Generalgouverneur von Moskau), Major Reitz; die Kapitaine Seslawin, Weljaminoff, Kramin; die Stabskapitaine Klinger, Gurko, Narischkin, Kaver, Kashinzow; die Lieutenants Lamsdorf, Bock, Rostopschin, Barklai de Tolly, Sievers. — Außerdem standen bei ihm noch als Ordonnanzoffiziere die Adjutanten des Prinzen Georg von Oldenburg: Bartholomei, Timroth, Wardenburg; ferner die Adjutanten des Generals Lieven: Orlow und Peterson; endlich Tschichatschew, Adjutant von Araktschejew. — Vorzüglich hielt ich mich an den Flügeladjutanten Oberst Wolzogen, einen ausgezeichneten, selbst gelehrten Offizier, der damals eine angesehene Stellung bei der Armee hatte, die er theils seinem persönlichen Verdienst, theils dem Vertrauen des Obergenerals, der sich in schwierigen Umständen häufig seines Raths bediente, verdankte. Ja

er leitete eine Zeitlang unter der Hand selbst die Geschäfte des Generalquartiermeisterwesens; auch schrieb man ihm einen großen Antheil an dem Phullschen Plane zu. Die Gunst des Kommandirenden erregte Neid, seine Eigenschaft als Fremder Mißtrauen: Ursache genug für die Partei der Mißgünstigen, an deren Spitze leider der sonst so verdienstvolle Jermolow stand, heimlich an seiner Entfernung von den Geschäften zu arbeiten, und sie wußten ihre Pläne so fein anzulegen, daß Wolzogen eben so gut wie ich beseitigt und die Kabinetsarbeiten ihm entzogen wurden. Mein Geschäft des geheimen Briefwechsels mit dem Kaiser ward dem jungen Barklai de Tolly, einem Neffen des Obergenerals, übertragen, der, kürzlich erst von der Schule gekommen, jung und unerfahren, keinerlei Art von Eifersucht einflößte. Indeß nicht zufrieden, uns um die Verwendung bei den vertrauteren Geschäften gebracht zu haben, suchte jene Partei uns, oder besser gesagt, mich, da man sich an Wolzogen wegen des Schutzes, den er bei der Kaiserin-Mutter genoß, nicht geradezu wagte, ganz von der Person des Obergenerals zu entfernen, und leider, wie wir gleich sehen werden, gelang es ihr nur zu gut.

In Smolensk hatte bisher nur ein kleines neuformirtes Korps unter dem General Baron Winzigerode gestanden; am 20. Juli (1. Aug.) traf auch Barklai mit der Ersten Armee ein und nahm eine Stellung auf dem rechten Dnieprufer. Wolzogen ward hierauf dem anrückenden Fürsten Bagration entgegengesandt und die so gewünschte, ersehnte, kaum mehr gehoffte Vereinigung der beiden Heere fand am 22/3. statt, trotz aller Hindernisse, die Napoleon in den Weg gelegt hatte.

Als Bagration den ersten Besuch bei Barklai machte und von seinem ganzen Generalstabe, den Generalen Rajewskij, Borosdin, Wassiltschikow, Paskewitsch, dem Grafen Woronzow begleitet wurde, vermochte ich den Kommandirenden, ihm mit dem Hute in der Hand entgegen zu gehen und zu sagen: „er sei eben im Begriff gewesen, sich zu ihm zu begeben.“ Dieß Benehmen machte einen sehr guten Eindruck. Bagration war ein älterer General als Barklai, und sah sich nicht ohne Leid unter den Befehl des jüngern gestellt. Doch zum Glück trat nun, gleich vom Beginn an, ein gutes Vernehmen ein, und Bagration gab das Beispiel einer edeln Fassung und Nachgiebigkeit.

Jetzt kam es auf eine Zeitlang zum Stillstand. Napoleon, der in der Aussicht auf eine entscheidende Schlacht seine Truppen rasch vorwärts getrieben hatte, sah durch Barklai's Ausweichen und die nicht mehr zu hindernde Vereinigung der beiden Russischen Heere seinen Wunsch nicht erfüllt, und beschloß nun, seinen Truppen einige Ruhe und Erholung zu geben. In weitläufigen Stellungen von Surash bis Smolensk sollten sie Kräfte zu neuen Anstrengungen sammeln. Da das Russische Heer bei geregelter Verpflegung weniger gelitten hatte und munter und kampflustig war, so kam jetzt in häufigen Berathungen der Vorschlag zur Sprache, den Feind in seinen weitläufigen Stellungen anzugreifen und wo möglich vereinzelt zu schlagen. Vorzüglich war es der Generalquartiermeister der Ersten Armee, Oberst Toll, der, jung, muthig, unternehmend, darauf drang, die Zerstreuung der feindlichen Armee zu einem kühnen Schlag gegen sie zu benutzen

und mit vereinigter Macht ihre Mitte bei Rudnia zu sprengen. Nie habe ich Barklai in einer größern innern Bewegung gesehen, weil er mit sich selbst nicht im Reinen war. Einerseits sah er alle Vortheile der vorgeschlagenen Bewegung ein, aber andererseits auch die Gefahren, mit einem minderstarken Heer ein weit überlegenes und von Napoleon geführtes anzugreifen, gewissermaßen mit diesem Meister einen Wettkampf im Manövriren zu unternehmen. „Man würde anfangs, sagte er, einige Vortheile erlangen, dann aber plötzlich von dem sich gesammelten Feinde mit Uebermacht angefallen und unter nachtheiligen Umständen in eine Schlacht verwickelt werden.“ Indem er so mit halbem Willen und schwankenden Entschluß vorrückte, ungewiß ob er schlagen solle oder nicht, brachte er nichts zu Wege als die Ermüdung und Unzufriedenheit seines Heers durch zwecklose Hin- und Hermärsche. Nichts verdrießt den Soldaten so sehr, als vergebliche Bewegung und Anstrengung. Die Vorhut unter Platow und Pahlen hatte am 27. Juli (8. Aug.) sogar schon ein äußerst glänzendes Reitergefecht mit der Division Sebastiani bei Inkowo bestanden, als er doch wieder auf die Nachricht, der Feind verstärke sich bei Poretschje, für Flanke und Rücken besorgt, zurückwich.

Der Kampf bei Inkowo war sehr rühmlich für die Kosaken gewesen: die feindliche Reiterei ward vollständig geworfen, viele Gefangene wurden genommen, sogar Sebastiani's eigener Wagen mit allen seinen Papieren erbeutet. Als ich zuerst davon hörte, dachte ich nicht daran, wie betrübend, ja fast vernichtend dieser Umstand auf mein Verhängniß wirken sollte!

Ich ward um diese Zeit von einem heftigen intermittirenden Fieber befallen und schleppte mich mühsam dem Hauptquartier nach, ohne deshalb das Heer verlassen zu wollen. Doch hier suchten meine Gegner nachzuhelfen. Eines Morgens erhielt ich vom General Jermolow ein Schreiben, darin er mir ganz unerwartet anzeigte, der Kommandirende willige in Rücksicht auf meine Krankheit in eine zeitweilige Entfernung vom Heer, und demnach hätte ich mich, ohne irgend einen weitern Aufenthalt in Smolensk zu machen, geradeswegs nach Wiasma zu begeben. Ich fiel, als ich solches las, figürlich zu sprechen, aus den Wolken, blieb aber ohne Figur trotzig im Hauptquartier, schleppte mich nach Smolensk und fand hier ein Unterkommen im Quartier des Artilleriegenerals von Löwenstern, der es freundlich mit mir theilen wollte. Dieses Quartier war bei einem Schweizer Konditor, in dessen Laden ich allerlei kühlende und stärkende Mixturen fand, die mein Fieberleiden glücklich beschwichtigten, als wäre der Konditor ein Apotheker gewesen. Ich glaube, es war die Brownianische Kurmethode, die, nebst der Ruhe, mir wieder auf die Beine half.

In Tagen halber Genesung hatte ich Gelegenheit, dem wackern Tettenborn nützlich zu werden. Er war eben im Hauptquartier angelangt und suchte Anstellung. Ich führte ihn bei Barklai ein, gab ihm aber zugleich den Rath, vor der Hand auf jede Verwendung im Heere zu verzichten: der Wind ginge nicht so, daß Ausländer damit segeln könnten; er sollte sich auf und nach Petersburg machen, um dort günstigeren Wind abzuwarten. Tettenborn folgte meiner Weisung und hat späterhin sein Ziel

unerwartet schnell erreicht. Ich aber fuhr fort, meine geringen Dienste zu leisten, wo und wie mir eine Gelegenheit geboten wurde. So kam in diesen Tagen der Englische General Wilson bei uns an und mir ward von Barklai der Auftrag, sein Führer im Hauptquartier zu sein, was ich denn auch bestmöglichst ausführte.

Kaum von seiner ersten Bewegung nach Rudnia zurückgekommen, hatte Barklai, als er erfuhr, der Feind habe seine Posten von Poretschje zurückgezogen, eine zweite Bewegung dahin angetreten, dießmal fest entschlossen, den entworfenen Angriff auszuführen. Aber noch hatte er nicht die Gegend von Inkowo erreicht, als fern hallender Kanonendonner vom linken Dnieprufer her am 2/14. August Abends ihn wieder stutzig machte. Bald kamen Boten über Boten und riefen ihn nach Smolensk. Während er nämlich auf dem rechten Ufer Hin- und Hermärsche machte, hatte Napoleon ganz still hinter dem Wald von Babinowitschi seine Armeekorps an den Dniepr geführt, war bei Rasasna und Dubrowna über den Fluß gegangen und rückte in Eilmärschen auf Smolensk, um dem Russischen Feldherrn dort zuvorzukommen und ihm abermals in seiner linken Flanke den Weg nach Moskau abzugewinnen. Hier machte General Newerowskij, der mit seiner Division von ungefähr 8000 Mann bei Krasnoi aufgestellt war, um das linke Dnieprufer zu bewachen, als er plötzlich von zahllosen Reiterschaaren unter Murats Befehl angefallen ward, seinen Löwenrückzug und gab die erste Kunde von der drohenden Gefahr. Bagration, der näher an Smolensk sich befand als Barklai, warf das Korps von Rajewskij in die Stadt und Barklai eilte selbst

in Eilmärschen herbei. Je näher wir der Stadt kamen, desto stärkern Kanonendonner vernahmen wir: endlich am am 4/16. August Abends langte Barklai mit dem gesammten Heere auf dem rechten Ufer an, stellte sich auf den umliegenden Höhen auf und übertrug dem Korps von Dochturow und der Division Kanownizün, wozu später noch die Division des Prinzen Eugen von Würtemberg kam, die Vertheidigung der Stadt, während Bagration, um die Straße nach Moskau zu sichern, mit seiner Armee auf derselben, 8 Werst von Smolensk, eine Stellung nahm. Smolensk ward den ganzen Tag des 5/17. bis zum Abend tapfer behauptet, in der Nacht aber, als die Flammen darin immer weiter um sich griffen, freiwillig geräumt.

Mein Antheil an den Gefechten dieses Tages konnte nicht groß sein, da ich an der Seite des Kommandirenden auf der andern Seite blieb; doch hatte ich Gelegenheit, einen kleinen Dienst zu leisten. Barklai hatte während des Kampfs in der Stadt seinen Posten auf dem linken Flügel des Heers bei einer Kirche genommen, die eine 12-Pfünder-Batterie unter Oberst Nilus verbarg. Da der Feind, um unsere Brücken zusammenzuschießen, gleichfalls eine starke Batterie am gegenüberliegenden Ufer aufführte, so entspann sich zwischen diesen beiden Batterien eine furchtbare Kanonade, während welcher Barklai ruhig im dichtesten Feuer hielt und seine Befehle ertheilte. Der Fluß ist hier sehr seicht, der Feind sandte daher einige Reiter hinüber, um unsere Batterie, die ohne Bedeckung war, wegzunehmen. Ich war der erste, der diese Bewegung gewahrte, warf mich mit der Eskorte des Ober-

generals und einigen freiwilligen Offizieren den feindlichen Reitern entgegen und trieb sie wieder über den Fluß. Gregor Orlow mußte hierauf ein Ulanenregiment herbeiführen, womit die Batterie gedeckt ward.

Den ganzen folgenden Tag (den 6/18.) ruheten die Heere; am späten Abend ward unsere weitere rückgängige Bewegung angetreten, auf Nebenwegen in einem großen Bogen von der Petersburger Straße auf die Moskauer, die man nicht geradezu einschlagen konnte, da sie mehrere Werst am Dniepr hinlief und vom andern Ufer beherrscht ward. Die Nacht brachte einigen Irrthum und Fehlgehen in diese Bewegung, die General Korf und Prinz Eugen von Würtemberg zu decken hatten. Am frühen Morgen angegriffen, hatten sie einen schweren Stand. Bei dieser Gelegenheit ward ein großer Artillerietrain hart bedrängt und gerieth in Gefahr, vom Feinde genommen zu werden. Der Kommandirende trug mir auf, diese 60 Stück Geschütz auf kaum zugänglichen Wegen weiter zu schaffen und die große Straße auf Moskau damit zu gewinnen. Mir gelang es über tiefen Sumpf hinüber, auf eilig gelegten Faschinen, eine um 10 Werst nähere Richtung aufzufinden und das Geschütz zu retten. Das Wladimirkreuz lohnte die gelungene Anstrengung.

Bald darauf galt es in eiligster Eile auf der Moskauer Straße neben der vorhandenen eine zweite Brücke zu bauen. Der Herzog Alexander von Würtemberg begab sich selbst zur Stelle, und, der Russischen Sprache nicht sehr kundig, nahm er mich mit. Ich ließ eine Schwadron Gardehusaren absitzen, Bauernhäuser durch sie abtragen und die Balken zum Fluß schaffen. Ein Pionnierkommando

unter den Befehlen des noch jungen aber thätigen und geschickten Ingenieuroffiziers, Baron Saltza, den ich später Brücken über Elbe, Main und Rhein werfen sah, stand uns Kavaleristen bei, und wie man die Hand umdreht, hatten wir die zweite Brücke fertig, und unsern Kolonnen ward der Uebergang erleichtert.

Ich war hierauf zum linken Flügel gesandt worden, der um diese Zeit vom Feinde stark bedroht ward: es war das ganze Korps von Junot, das sich dort zeigte. Ich forderte General Uwarow, der das Erste Kavaleriekorps befehligte, auf, eine beherrschende Anhöhe mit seiner leichten Reiterei zu besetzen. Er verweigerte es, weil das Terrain ungünstig sei, indem man nur durch einen Sumpfgrund hingelangen konnte. Ich in Karriere zum Obergeneral, machte ihn auf die Gefahr aufmerksam, und brachte von ihm einen bestimmten Befehl an Uwarow, sich auf der Höhe aufzustellen. Es geschah, und die später versuchten Angriffe des Feindes auf dieser Seite wurden glücklich abgewiesen.

Bei dem Kampf am heutigen Tage kam es hauptsächlich darauf an, die Moskauer Straße gleich hinter dem Straganbach zu behaupten, weil unmittelbar dahinter die Querwege, auf welchen das Heer sich von der Petersburger auf die Moskauer Straße bewegte, in dieselbe einmündeten. Wir hatten anfangs nur wenige Bataillone unter General Tutschkow III. hier, die aber allmälig, als die Truppen dahinter von der Petersburger Straße anlangten, verstärkt wurden. Das Gefecht ward Nachmittags sehr heftig, als Ney mit seiner ganzen Macht auf Tutschkow zu drücken begann. Dieser eilte selber zu Barklai und

meldete: daß er dem überlegenen feindlichen Andringen nicht länger zu widerstehen vermöge. Der sonst so ruhige Barklai, verstimmt durch die Irrungen des Nachtmarsches, fuhr den braven Tutschkow hart an: „Kehren Sie auf Ihren Posten zurück und sterben Sie dort; denn kommen Sie noch einmal wieder, so lasse ich Sie erschießen.“ — Tutschkow kam nicht wieder. Zurückgekehrt auf seinen Posten, leistete er das Unmögliche, schlug sich bis zum späten Abend, wo er mitten in der Schützenkette verwundet und gefangen ward. Die Position aber ward behauptet und der Rückzug und die Rettung des Heers unter den schwierigsten Umständen glücklich ausgeführt.

Napoleon hatte geglaubt, es handele sich bloß um ein Nachhutgefecht und hatte daher nicht mit jenem Nachdruck gehandelt, den die Umstände erforderten. Wie erstaunte er, als er am folgenden Morgen die Berichte seiner Generale vernahm. „Ihr habt also eine Schlacht geliefert,“ sagte er ihnen ganz verwundert. Ja, es war eine Schlacht, blutiger wie viele andere, und eine Schlacht, die bei größerer Kraftanstrengung von seiner Seite leicht zum Verderben des Russischen Heers hätte ausschlagen können. Er hatte auf der Sehne, die Russen auf weitem Kreisbogen zu marschiren; er auf der breiten geräumigen Moskauer Heerstraße, sie auf engen, beschwerlichen Nebenwegen, Berg auf und Berg ab, durch Wald und Morast, wo das Geschütz kaum fortzubringen war: kam er ihnen mit Macht auf den einmündenden Wegen zuvor, so nöthigte er sie zu immer neuen weitern schwierigen Seitenbewegungen, und konnte dann leicht seinen Zweck, sie vom Süden abzuschneiden, erreichen.

Barklai hatte sich in dieser schwierigen Lage als tüchtigen Feldherrn gezeigt und bewährte Festigkeit, Ruhe, Gegenwart des Geistes unter den beunruhigendsten Umständen, z. B. als seine rechte Kolonne irre geführt, nach langem Nachtmarsch am Morgen des 7/19. dicht vor Smolensk, fast auf demselben Platz, von wo sie ausmarschirt war, wieder zum Vorschein kam. Er hielt bei ihr aus, theilte ihre Gefahren und verließ sie nur, als seine Gegenwart an dem entgegengesetzten Punkte bei Tutschkow auf der Moskauer Heerstraße nothwendig ward. Hier unterhielt er den Kampf mit unerschütterlicher Standhaftigkeit, bis die ganze Armee sich dahinter weggezogen. Er that an diesem Tage im vollsten Sinne seine Pflicht, und doch, wie ward er von seinen Gegnern gerade wegen der Begebenheiten bei Smolensk angefochten und verläumdet.

Mancherlei hätte ich noch zu erzählen von erfüllten Aufträgen und den schweren Ritten, die ein Adjutant auszuführen hat, wenn er von Korps zu Korps, von einer im Marsch begriffenen Kolonne zur andern gesandt wird und ungeheure Strecken, nicht mit gewechselten Pferden, sondern auf einem und demselben, endlich todesmatten Gaul zurückzulegen hat. Ich lasse es indeß, die Ritte sehen sich ähnlich, mögen sie gefahrvoll sein, weil unter feindlichem Kugelregen gemacht, oder blos ermüdend, weil große Räume über Landstraße und Dorfwege zurückzulegen gewesen. Dazu kam, daß der Kommandirende, bei aller seiner Herzensgüte, bisweilen doch zu wenig Rücksicht nahm auf das, was Mensch oder Thier leisten können. Er hielt sich in seinen Aufträgen fast immer an dieselben Personen,

denen er einmal sein Zutrauen geschenkt, und schickte sie, kaum von einem Ritt zurück, gleich wieder auf einen andern aus, während ein Schwarm junger Offiziere ihn umgab, die nichts besseres gewünscht hätten, als gleichfalls zu solchen Sendungen verwendet zu werden. Ja eines Tages ärgerte er sich über sie, weil sie nicht thätig genug seien, ohne zu bedenken, daß die Schuld nicht an ihnen lag, und verdammte sie in Bausch und Bogen, einen Marsch von 25 Werst unter Aufsicht des Kommandanten vom Hauptquartier zu Fuß zu machen. Nur Zakrewskij, Seslawin und mich nahm er von dieser Strafe aus, weil wir noch am Morgen zu Aufträgen waren verschickt gewesen. Die jungen Herren mußten bongré, malgré an den ungewohnten Fußmarsch; waren aber mehr noch ergrimmt über die Schande, und wußten nicht, wie sie ihren Unwillen dem Kommandirenden beweisen sollten, bis die Vernünftigeren unter ihnen, Orlow, Peterson und Klinger, den andern begreiflich machten, daß auf einen Vorgesetzten zu grollen, nicht weit führt.

Als wir bei Uswiät angelangt waren, besichtigte Barklai, begleitet von Bagration, dem Herzog Alexander von Würtemberg, dem Prinzen August von Oldenburg und vielen andern Generalen die Stellung, welche der Generalquartiermeister Oberst Toll dort für die Armee zur verlangten Schlacht ausgesucht hatte. Sie gefiel nicht, besonders hatte Bagration viel gegen sie einzuwenden. Barklai machte Toll Vorwürfe über die schlechte Wahl, und dieser, von lebhaftem Karakter und nicht gewohnt, seine Worte immer abzumessen, antwortete trotzig: „er könne keine Positionen machen, wo die Natur sie nicht

geschaffen, und nehme sie so wie er sie fände." Barklai achtete nicht weiter auf die etwas barsche Weise, in der sich der Oberst ausgedrückt hatte, aber Bagration nahm die Sache auf einen höhern Fuß und ergoß nun seinen ganzen Zorn über Toll. „Wüßte er keine bessere Stellung zu wählen, sagte er ihm, so hieße das noch nicht, daß auch ein anderer es nicht vermöchte; daß er übrigens in einem andern Ton mit einem Vorgesetzten zu sprechen hätte, der die größte Achtung verdiente; von dem das Heer, ja ganz Rußland seine Rettung erwarte." Er wies auf sich selber hin, wie er, obschon älterer Anführer, dennoch das Beispiel des Gehorsams gebe, wie sechs mit blauen Bändern gezierte Generale sich folgsam den Befehlen des Oberfeldherrn schmiegten, indem sie die ehrenwerthen Eigenschaften desselben anerkenneten und verehrten. Toll möge sein Geschick preisen, daß er einen so milden Vorgesetzten habe; hätte er ihm, Bagration, eine solche Antwort gegeben, er würde ihm weiße Bänder anlegen (das Riemenzeug der Soldaten) und die Flinte auf die Schulter geben lassen (d. h. ihn zum Soldaten degradiren)". Toll schwieg; auch Barklai schwieg. Er erkannte wohl, daß Toll in der Hauptsache Recht hätte und nur in der Form gefehlt habe. Die Stellung wurde verlassen, um eine andere bei Dorogobusch, die Bagration angerühmt hatte, zu beziehen, die jedoch auch nicht probehaltig befunden ward.

Hier will ich zum Beleg dessen, was ich oben vom Adjutantendienst gesagt, eines Ritts gedenken, den ich am heutigen Tage zu machen hatte. Wir waren eben nach einem Nachtmarsch von 20 Werst in die Position von

Dorogobusch gerückt: da sandte mich Barklai rückwärts zur Hinterhut, um Jermolow zu sagen, daß er seine rückgängige Bewegung antreten könne. Da hatte ich abermals 30 Werst zu machen und eben so viel zurück, zusammen also 80 Werst zu übertragen, ehe mich und den Gaul kärgliche Ruhe erfreute.

Es war eben auch in Dorogobusch, am andern Tage nach diesem Ritt von 80 Werst, als ich, schon wieder zu Pferde und den Obergeneral auf einer Erkundigung begleitend, von dem unerwarteten schweren Schicksalsstreich getroffen wurde, dessen ich oben beim Gefecht von Rudnia im Allgemeinen gedacht. Mein wohlwollender, immer sich gleich bleibender Freund Baron Wolzogen, nahm mich auf die Seite und sagte: „Wissen Sie schon, daß Sie als Kourier nach Moskau gesandt werden sollen?" Ich starrte ihn befremdet an, und er versicherte mich darauf, daß er den schon unterzeichneten Paß und die fertigen Depeschen, deren Träger ich sein würde, bei dem Chef des Generalstabs, General Jermolow, gesehen habe. Meinem Gaul die Sporen in die Seite setzen und mich darauf in der Nähe Jermolows befinden, war das Werk eines Augenblicks. Doch dieser versicherte mir auf meine Anfrage mit seinem gewöhnlichen arglistigen Lächeln, daß ihm nichts von der Sache bekannt sei. „Wie, General, platzte ich aus, wie können Sie nichts darüber wissen, da Papiere und Abfertigung bei Ihnen bereit liegen!" — „Ach, entgegnete er, jetzt besinne ich mich, daß im Kriegsrath gestern wirklich die Rede davon war, einen unterrichteten und gewandten höhern Offizier nach Moskau zu senden, um die allarmirte Stadt über die Räumung

von Smolensk zu beruhigen. Die Meinung aller Beisitzenden fiel dahin aus, daß niemand besser als Sie den wichtigen Auftrag ausführen würde. Ihnen sind alle Umstände bekannt, Sie haben in der Nähe der Begebenheiten gestanden und zugleich auf der Höhe, von wo alles richtig übersehen werden kann. Daher fiel die Wahl wirklich ganz ausschließlich auf Sie." — Ich antwortete: „Herr General, da meine Sendung eine bereits abgemachte Sache zu sein scheint, so darf ich nicht remonstriren; dennoch werde ich bei dem General Barklai den Weg der Bitte versuchen. Mein Wunsch ist im Felde, dem Feinde gegenüber zu bleiben, aber es werden sich andere Offiziere finden, die den Auftrag gern übernehmen, z. B. der junge Graf Rostopschin, dem es recht sein würde, am Vorabende wichtiger Begebenheiten seine Eltern in Moskau zu sehen." — Jermolow lächelte bedeutungsvoll (ich habe später oft an dieß sein Lächeln gedacht) und erwiederte: „ich könnte handeln wie es mir gut dünkte."

Bald stand ich vor Barklai; hatte mit bewegter Stimme und bewegter Seele geredet. Er hatte mir auch in einer offenbar bewegten Stimmung zugehört und sprach dann: „Lieber Löwenstern, Sie müssen reisen; die Papiere sind geschrieben. Die Sendung ist nothwendig. Ich hoffe, Sie werden bald zurückkommen, und ich denke, daß in der Zwischenzeit kein Haupttreffen sich ereignen wird. Sie werden nichts versäumen. Reisen Sie glücklich."

Es war nichts mehr zu machen; ich beruhigte mich, empfing die Depeschen und rannte in dem üblichen Kourierwägelchen vorwärts. Bald war ich an dem Schlagbaum

Moskau's. Von der Außenwache brachte mich eine Ordonnanz zum Kommandanten, und von diesem ein Platzadjutant zu dem Generalgouverneur Rostopschin. Der Graf befand sich auf seinem schönen Landsitze wenige Werst von der Stadt; er nahm meine Depeschen in Empfang, überlief sie und unterhielt sich lange mit mir über das Heer und dessen Operationen. Es ward Thee gebracht, ein Theil des Abends verging im Gespräch, dann empfahl mir der Graf für meine Ruhe zu sorgen und lud mich auf den folgenden Tag zum Mittagsessen ein. Ich trat in einem Gasthof ab und machte noch an demselben Abend einen Besuch beim alten Grafen Wladimir Orlow. Ich traf bei ihm auf die Grafen Markow und Panin und andere Männer von Auszeichnung. Alle hörten mir mit Aufmerksamkeit zu, und es gelang mir, sie über den Lauf der Kriegsbegebenheiten und über die Erwartungen, die die wahrscheinlichsten wären, zu beruhigen. An Artigkeiten, die man mir dagegen erwies, fehlte es nicht und mein Debut in Moskau gestaltete sich ganz gut.

Als ich den Grafen Rostopschin wiedersah, benahm er sich gegen mich mit der frühern Artigkeit, sagte mir baldige Abfertigung zu, und die Gräfin sprach viel mit mir über ihren Sohn, dessen ich schon früher gedacht, und der als Adjutant von Barklai mir nahe stand. Ich machte in dem Hause die Bekanntschaft Karamsins, der zur Zeit schon ein beliebter Schriftsteller war und gerade an seiner Geschichte des Russischen Staats arbeitete. Dieser hochgewachsene, ansehnliche, freundliche Mann, Tatarischer Herkunft, wie solches auch sein Name bezeugt,

drückte einen lebhaften Wunsch aus, zur Armee reisen zu können, Kriegshandlungen und Schlachten in der Nähe zu sehen, um sie dann desto lebendiger und treuer schildern zu können. In demselben Hause lernte ich endlich auch den Major Barnekow kennen, den der Graf bei sich aufgenommen, um ihn in Ruh' und Gemächlichkeit von seinen Wunden genesen zu lassen.

Obgleich ich in dem gastfreundlichen Moskau vielfache Aufnahme fand, so drehete sich doch mein Verkehr und meine Gedanken fast unausgesetzt und vorzüglich um das Haus des Grafen Rostopschin. Des Morgens ging ich hin, um frische Nachrichten von der Armee zu erhalten; dann des Mittags, weil ich ein für allemal eingeladen war; und endlich des Abends, um dem Grafen oder der Gräfin gelegenheitlich zu sagen, wie gern ich abgefertigt und auf dem Wege ins Hauptquartier wäre. Doch der Graf gab ausweichende Antworten und vertröstete mich von Tag zu Tag. Also vergingen derselben eine ganze Reihe und ich ward ungeduldig. In meinem Unmuthe band ich eines Morgens mit Obreskow, dem Adjutanten des Grafen, in dessen Vorzimmer an, und sprach mit überlauter Stimme folgende geflügelte Worte: „Sagen Sie dem Grafen, daß meine Geduld zu Ende ist; ich muß aus der Haut fahren, wenn ich noch länger hier den Badaud machen soll. Mein Pflichtgefühl, meine Ehre, jeder Pulsschlag ruft mich ins Feld. Was der Graf noch dem Kommandirenden zu schreiben haben sollte, kann jeder Dragoner ins Hauptquartier tragen. Ich aber bin nicht im Stande länger zu warten; ich renne zu Fuß davon, wenn es nicht anders geschehen kann."

Diese Worte wurden absichtlich so laut gesprochen, damit der Graf sie durch die Thür hindurch vernehmen könnte. Er öffnete sie und winkte mir zu ihm hereinzutreten. Hier nahm er mich bei der Hand und ohne weitere Einleitung sprach er wie folgt: „Herr Major, ich kann ihre Ungeduld nur loben; Sie sind Militair und haben das Ehr- und Pflichtgefühl Ihres Standes. Aber es thut mir leid, Ihnen eröffnen zu müssen, daß die Depesche, die Sie brachten, Ihr eigener Verhaftsbefehl war. Der Kommandirende schrieb mir, Sie unter irgend einem Vorwande in Moskau zurückzuhalten, Sie beobachten zu lassen. Bei der Armee sind Sie verdächtig geworden, man glaubt vermuthen zu müssen, daß Sie — — — — ich mag das Ende nicht sagen. Genug, ich soll Ihre Rückkehr verhindern. Ihre Unbefangenheit, Ihr ganzes Wesen, das nicht das eines Verräthers ist, hat mich indeß für Sie eingenommen. Ich ersuche Sie mein Haus auch ferner als ein Ihnen offenstehendes zu betrachten, und es wird mich freuen, wenn Sie es täglich besuchen. Ihre Unschuld wird ohne Zweifel an den Tag kommen und ich stelle es Ihnen frei, sich mit einem Gesuch an den Monarchen zu wenden. Ich werde Ihr Schreiben mit dem meinigen befördern."

Der Graf konnte die lange Rede ruhig vollenden, denn ich war schon seit dem Anfange derselben sprachlos geworden. Die Gesichtsmuskeln, der verbissene Mund mochten indeß den Sturm andeuten, der in mir tobte. Rostopschin faßte mich wieder bei der Hand und sprach: „Ich bedarf Ihrer Erklärungen nicht, aber ich nehme Ihnen das Ehrenwort ab, daß Sie keine finstern Ent-

schließungen fassen werden. Bleiben Sie hier im Zimmer; beruhigen Sie sich; Sie können hier auch schreiben." — Nach diesen Worten verließ mich der Graf; ich aber durcheilte das Gemach mit raschen Schritten, Thränen brachen aus den Augen, verworrene Schmerzenslaute entfuhren der gepreßten Brust; dann drängte es mich zum Schreibtische hin und ich warf Worte der Angst, des Schmerzes und der Entrüstung auf das Papier. Es wurde daraus ein Schreiben an Barklai und ein Gesuch an den Monarchen.

Des Kommandirenden heimliches Verfahren mir gegenüber schmerzte mich tief. Doch begann ich mich zu entsinnen, wie bewegt er zuletzt mit mir gesprochen; wie kurz und abgebrochen, ja geheimnißvoll seine Phrasen gegen mich waren. Ich sagte mir nach und nach: „Stand Barklai vielleicht nicht selbst unter dem Einfluß einer ihn bewältigenden Macht; war er nicht selbst nach einer zur Zeit im Volk und Heer verbreiteten Meinung ein Verräther? — Durfte er gegen eine feindselige Verläumdung sich meiner annehmen, ohne das wenige Vertrauen, das er noch bewahrte, bloßzustellen?" Ich befand mich über die Anklage, die man gegen mich geführt, über die Schuld, die man auf mich gewälzt, in vollkommener Unwissenheit, aber in die Finsterniß, in der ich tappte, brach doch der Strahl unerschütterten Vertrauens zu der Geradheit und dem Edelmuth Barklai's. Später erfuhr ich, daß ich mich darin nicht geirrt. In einem Brief an seine Frau, die eine geborene von Smitten war und zu einer in Livland sehr verbreiteten Familie gehörte, schrieb er mit inniger Theilnahme über mich und die unglückliche

Anklage, vor deren Folgen er mich in seiner Lage nicht hatte schützen können. Er bedauerte mich und drückte die sichere Hoffnung aus, daß meine völlige Unschuld bald an den Tag kommen würde.

Der Verdacht, dessen Opfer ich wurde, war aus folgendem Ereigniß entsprungen. Es ist schon oben erzählt, daß bei einer glücklichen Affaire in der Gegend von Rudnia die Papiere des Generals Sebastiani ergriffen worden waren. Unter denselben fand sich ein Brief, darin dem General Nachricht über die bevorstehende Bewegung der Russischen Truppen gegeben wurde. Von wem war er geschrieben? — Man rieth hin und her, und die Vermuthungen blieben endlich bei mir stehen. Erstens waren mir die Maßnahmen beim Heer bekannt; zweitens hatte ich 1809 in Wien und bei der Napoleonischen Armee viel mit Franzosen verkehrt, endlich noch vor kurzem, bei Gelegenheit der Sendung an Murat, 24 Stunden mit Sebastiani zugebracht. Also ich war der Schreiber — das hatten meine Gegner scharfsinnig herausgeklügelt. Ich habe später nähere Kenntniß von dem mir so verhängnißvollen Briefe erlangt. Er konnte sehr gut innerhalb der französischen Armee von einem vorgeschobenen Posten aus geschrieben worden sein. Um die Nachrichten, die darin enthalten waren, zu geben, brauchte man nicht im Russischen Kriegsrath gesessen oder dessen Berathungen in der Nähe behorcht zu haben. Hunderte von Juden und allerlei Polnisches Kramvolk trieben sich zwischen uns herum. Ein Operationsplan blieb ihnen ein Geheimniß, aber der Marsch vieler Tausende nach der einen oder andern Richtung, den sahen

sie, davon konnten sie unterrichtet sein. Weiß es doch jeder Sudler und jede Marketenderin, wohin eine Truppe zieht und schafft die Erquickungen zum voraus dahin. Welches Wunder ist es denn, daß irgend ein französischer Offizier polnischer Nation oder sonst ein Angehöriger, vorwärts stehend und der Oertlichkeit kundig, Landvolk und Juden ausforschend, den General Sebastiani über den Marsch großer Kriegshaufen unterrichten konnte? Zur rechten Zeit kam die warnende Nachricht doch nicht an oder es wurde wenig Werth auf sie gelegt: denn Sebastiani ward überrascht und geschlagen. — Daß ich den Brief nicht abgefaßt, leuchtete schon aus dem Umstande hervor, daß ich zu der Zeit krank in Smolensk lag. Aber was ging das meine Gegner an, weshalb sollten sie ihren Scharfsinn zu meiner Rechtfertigung in Anwendung bringen?

Obgleich ich in meinem eigenen Bewußtsein makellos dastand und in dem Grafen Rostopschin einen edeln und zartsinnigen Richter gefunden hatte, so blieb doch meine Stellung in Moskau eine sehr niederschlagende. Eines gemeinen Verraths und des Einverständnisses mit dem Feinde angeklagt und verdächtig! Oft war ich versucht, nachdem die Gedanken an Selbstmord vorübergegangen, zur Armee zu rennen und auf ein Gottesurtheil zu provociren, meine Ankläger vor die Klinge, den Lauf der Pistole zu fordern. Eine erste Erleichterung der gepreßten Brust brachte jedoch die Ankunft von Unglücksgefährten, die in ein ähnliches Verhängniß verwickelt wurden. Es waren Polen von ausgezeichneter Stellung, die meisten Adjutanten des Kaisers und den ersten Familie angehörig.

Man hatte geglaubt, sie aus dem Hauptquartier entfernen und unter die Aufsicht Rostopschins stellen zu müssen. Es waren darunter der Graf Stanislaus Potocki, der Graf Branicki, der Fürst Lubomirski und der Oberst Wlodek. Wir suchten uns gegenseitig zu trösten, und da die Meinung, die uns entgegenstand, eine unüberwindliche war, so vertrauten wir voll Resignation den Aufklärungen der Zukunft und beschlossen unterdeß ruhige Zuschauer abzugeben. Die nächste Bühne, die aufgeregte, konvulsivisch zitternde Stadt Moskau selbst, bot zur Zeit ein tägliches merkwürdiges Schauspiel.

Eines Morgens, als ich in den Vorzimmern des Grafen Rostopschin mich eingefunden hatte, kam ein staubbedeckter Kourier von der Armee an. Man umgab ihn, erkundigte sich nach den letzten Ereignissen. Er gab sich als den Oberstlieutenant Graf de Lezair, Adjutanten Bagrations, zu erkennen und trat mit seinen Depeschen in das Kabinet des Grafen. Es dauerte nicht lange, so entstand ein gewisses Rennen, der Polizeimeister wurde gerufen, es erschienen Ordonnanzen, und bald hieß es, der eben angekommene Kourier würde im Geleit eines Dragoners weiter nach Perm gebracht werden. Auch sah ich den Lezair gebeugten Haupts und bestürzten Blicks aus dem Kabinet schreiten, Ordonnanzen folgten ihm, und so ging er ab. Den Verhaftsbefehl hatte er, gleich mir, selbst überbracht, doch weiß ich nicht, weshalb sein Schicksal ein strengeres war als das meinige. Es gestaltete sich vollends viel härter, wie ich später erfuhr, denn er erhielt seine Freiheit erst 1815, nach Beendigung des ganzen Krieges.

Wenn die Vorzimmer Rostopschin's solche Ereignisse darboten, so war seine Tafel eine heitere Vereinigung geistreicher Unterhaltung. Er gehörte seiner Bildung nach dem ältern, dem königlichen Frankreich an. Sein natürlicher Scharfsinn war früh zu witziger Aeußerung und zu beißenden Antworten geübt worden. Die Energie seines Karakters verlieh den Witzfunken seiner Rede, besonders wenn er gereizt ward, die Heftigkeit eines tödtlichen Geschoßes. Es war wohl ein Genuß, seinen Tischreden zuzuhören, wenn die Pfeile, die er abschoß, bei einem vorbei, feldein flogen. Aber dahin waren sie auch meistentheils gerichtet; besonders waren es unter den jetzigen Umständen die Emporkömmlinge der Revolution, die sein Witz verfolgte. Als einst auf Murat die Rede kam, dessen Besuch man nachgerade anfing in Moskau zu erwarten, sagte der Graf: „Wenn man dem König von Neapel seine schöne Kleidung abnimmt und ihm eine schäbige Infanterieuniform anzieht, dazu statt des kecken, freien Sinnes eines Husaren die lauernde Zähigkeit eines Douaniers zutheilt, so hat man den Kronprinzen von Schweden. Er meinte Bernadotte. Ein anderesmal als das Gespräch Geschichte und Geschichtschreibung berührte und Karamsin die historische Wahrheit als den Genius der Geschichte pries, sprach Rostopschin lachend: „Geht, lieber Landsmann, mit euerm Genius. Wenn der sich von der Wahrheit in der Geschichtschreibung nähren sollte, er würde bald an der Schwindsucht oder gar vor Hunger sterben. Der Mann des wunderbaren Geschicks, der jetzt kanonirend gegen uns heranzieht, hat zu den vielen ruhmvollen Thaten, die er wirklich vollbracht, dennoch auch

manche erlogene fügen wollen. Daher nennt er die Geschichte in richtigem Selbstbewußtsein eine Fabel, über die man übereingekommen ist. — Als ein Tatarischer Chan, einer meiner Vorfahren, die aufgeschriebene Geschichte seines Lebens „Tausend und Eine Wahrheit" benannte, schlug ihm sein Spaßmacher eine richtigere Benennung vor: „Tausend und eine Lüge". Er erhielt dafür „Tausend und Einen Streich" auf die Fußsohlen und konnte sich diese Wahrheit merken. — Alles ist eitel in der Welt, sagte Salomo. Ich bin sicher, daß man bald über mein jetziges Thun und Lassen allhier hundert und eine Lüge verbreiten wird und nie die rechte Wahrheit". [1])

Funfzehn Tage hatte meine Verbannung nach Moskau gedauert; ich hatte Stunden und Viertelstunden dieses Zeitraums gezählt, als eines Morgens eine athemlose Ordonnanz mich zu dem Grafen beschied. Er kam mir

---

[1]) Viele Jahre später erhielt ich von einer Russischen Dame in Italien ein Paar beschriebene Blätter, betitelt: „Meine Memoiren." Es war ein scherzhafter Aufsatz, von Rostopschin französisch abgefaßt, in vierzehn kurze Kapitel eingetheilt und einer Dame als Geschenk übergeben. Französische und deutsche Witzblätter haben unterschiedentlich Auszüge daraus mitgetheilt; daher ist das kleine Schriftchen nicht ganz unbekannt. Die Abschrift, die ich davon besaß, hat sich verloren und ich erinnere mich nur, daß ein Kapitel, welches zur Ueberschrift führte: „meine Thaten" ungefähr folgenden Inhalts war: „Ich habe verschiedene Rollen gespielt, den zärtlichen Liebhaber, den Mann von Anstand, den großmüthigen Vater, aber nie den Bedienten." — Das 14. Kapitel war überschrieben: „meine Grabschrift" und lautete: „Ici on a déposé pour se réposer, avec une ame blasée, un coeur épuisé et un corps usé, un vieux diable trépassé. Mesdames et Messieurs, passez!"

mit frohem Gesicht entgegen und sagte: „Glück auf! Ihre Sache hat eine gute Wendung genommen; Sie haben die Erlaubniß zur Armee zurückzukehren. So eben habe ich das Papier darüber erhalten und eile Ihnen die Nachricht zu geben.“ Er drückte mir dabei herzlich und theilnehmend die Hand. Ich dankte ihm aus der Fülle des Herzens, froh über die Rehabilitation und in der tiefsten Seele erkenntlich für sein mildes und edles Walten mir gegenüber.

Eine Stunde später lagen die Schlagbäume Moskau's hinter mir und ein flüchtiges Dreigespann führte mich dem Heer entgegen. Unterwegs begegnete ich dem Grafen Peter Pahlen und meinem Bruder Eduard, beide auf den Tod krank. Ihr Anblick flößte mir Schrecken ein. Mit sterbender Stimme sagte mir noch Pahlen: „er habe sich bei Jermolow mit seinem Kopf dafür verbürgt, daß man mich einem ungerechten Verdachte geopfert habe, indem er mich von Jugend auf genau kenne; und habe ihn aufgefordert, sein Möglichstes zu meiner Zurückberufung zu thun.“ — So trennten wir uns. Bald traf ich beim Heere ein, das unterdeß immer näher gerückt war. Wichtige Veränderungen waren bei demselben vorgegangen, die ich in der Kürze berühren muß, obschon ich keine Kriegsgeschichte schreibe und mich darauf beschränke, nur desjenigen Antheils zu gedenken, den meine Stellung und mein Geschick mich an den Begebenheiten haben nehmen lassen. Die Mehrzahl im Heere hatte kampfbegierig in der Meinung gestanden, daß bei Smolensk, an der Grenze des alten Rußlands und nach der Vereinigung der beiden bis dahin getrennten Armeen, man endlich festen Fuß

fassen und den übermüthigen Feind mit Ernst zurückweisen würde. Diese Meinung bildete sich im Heere bald zu einer Stimmung und Ueberzeugung aus. Dennoch sahen seine Führer, die numerische Ueberlegenheit des Gegners kennend, in Smolensk nur eine vortheilhafte Position, die man eine Zeitlang zu vertheidigen und dabei die Kampflust des Heeres zu unterhalten hätte. So wurden die alten morschen Mauern und Thore, sonst von Blyden und Petarden überwältigt, Zeugen und Stützen eines erhitzten und grauenvollen Kampfs neuerer Zeit und Kriegskunst, der den Franzosen vielleicht das Doppelte unseres Verlustes kostete. Indessen blieb ihnen noch immer die Ueberlegenheit der Zahl und unsere weitere rückgängige Bewegung eine Nothwendigkeit. Das Heer, seiner Anstrengungen und des bis zur höchsten Gluth entbrannten immer bereiten Willens sich bewußt, dachte nur an Stand halten, mißtraute den Plänen des Führers und wurde in dieser Ansicht von den nunmehr leicht herüberschallenden Stimmen der näher gerückten Heimath bestärkt. Die Menge, tieferen Kombinationen unzugänglich, betrachtete das Zurückweichen Barklai's als Feigheit oder Ungeschick: es bedurfte wahrlich einer ungemeinen Stärke der Seele, um bei diesem wüthigen Geschrei sich nicht irre machen und vom wohl erwogenen Plane abführen zu lassen. Die einzige Stütze, auf die Barklai rechnen konnte, war der Kaiser; doch auch dieser ward unruhig, als er immer mehr des Landes preisgegeben sah. Barklai versicherte wiederholt: „der Verlust sei nur ein vorübergehender und werde bald durch den Ruin des Feindes aufgewogen werden“; und, während wir noch unter der

brennenden Hitze des Sommers uns beugten, berechnete er schon die Wirkungen des Frostes und weissagte das wahrscheinliche Schicksal des feindlichen Heeres, im Fall es sich tiefer ins Land hineinwagen sollte [2]). Ich erinnere mich, daß als in Dorogobusch die Rede darauf kam, der Feind könne bis Moskau vordringen, er erwiederte: „Moskau gelte ihm hier, wo es auf das Heil Rußlands, ja vielleicht Europens ankomme, nicht mehr wie jede andere Stadt; es ginge hier nicht um das Wohl von Städten und Provinzen, sondern um Rettung und Erhaltung von Königreichen und Kaiserthümern." — Solche Aeußerungen gewannen ihm eben nicht die Neigung der Vornehmen und Einflußreichen, die in den Hauptstädten ihre Paläste hatten; und ihre Meinungen bestimmten die des Landes. So kam es, daß die allgemeine Stimme

---

[2]) Daß Barklai diesem Rückzugsplane schon seit längerer Zeit nachgehangen, beweiset ein unverdächtiges Zeugniß. Matthieu Dumas, dieser Intendant des Napoleonischen Heeres, erzählt (Souvenirs III. 416.), „daß noch vor Beginn des Feldzugs Niebuhr in Berlin ihm von Barklai's Plane gesprochen habe. Niebuhr hatte 1807 drei Monate in Memel in vertrautem Umgange mit Barklai gelebt, der sich hier von seinen bei Eilau erhaltenen Wunden heilen ließ, und hatte von ihm seine Ansichten auf den Fall, wenn Napoleon Rußland selbst angriffe, mitgetheilt erhalten. Diese hatten darin bestanden: durch fortgesetzten Rückzug das französische Heer ins Innere Rußlands zu locken, es zu ermüden, von seiner Operationsbasis zu entfernen, es seine Mittel erschöpfen zu lassen, und alsdann mit dem durch frische Kräfte verstärkten und von der Strenge der Jahreszeit unterstützten Russischen Heere in den Angriff überzugehen und dem Feinde ein neues Pultawa zu bereiten." Dumas sprach darüber mit Berthier, der gewiß nicht unterlassen hat, Napoleon davon zu unterrichten. Der Herausgeber.

einen andern Feldherrn an Barklai's Stelle verlangte, wo möglich einen aus der glorreichen Zeit Katharina's, und unter diesen wurden Kutusow, Bennigsen und der ältere Pahlen (Vater des Grafen Peter) bezeichnet; der letztere, obgleich er nie an der Spitze eines Heeres gestanden, wegen seines energischen Karakters, seiner Weltklugheit und sonstigen Kriegstüchtigkeit. Mit schwerem Herzen gab der Kaiser der Volksstimme nach und ernannte Kutusow, den seine kürzlich über den Großvezier erfochtenen Siege, die Einschließung und Gefangennahme des türkischen Heeres, mehr aber noch das von Suworow über ihn geäußerte Wort empfahl: „daß an Schlauheit ihn auch der Schlaueste nicht übertreffe."

Gränzenlos war das Entzücken des Landes und des Heeres, als des Kaisers Wahl bekannt ward: alle Wünsche, alle Hoffnungen klammerten sich an des Mannes großen Ruf. Zum Fürsten ernannt, erhielt er den Oberbefehl nicht nur über die beiden vereinigten Heere von Barklai und Bagration, sondern auch über die gesammte Streitmacht des Landes. Er brachte Bennigsen als Generalstabschef mit sich und beschloß, kundig wie keiner des Geistes, der Heer und Volk belebte, die gewünschte Schlacht um Moskau's Rettung zu schlagen. Barklai mit der Kraft einer großen Seele und voll edler Resignation, trat freudigen Willens in eine untergeordnete Stellung zurück.

In Zarewo Saimistsche (Zaren-Weiler), eben als Barklai in einer günstigen Stellung dem Feinde eine Schlacht anbieten wollte, gelangte Kutusow zum Heer, um einige Märsche rückwärts bei dem Dorfe Borodino,

durch welches die große Heerstraße nach Moskau geht, in einer von Bennigsen gewählten Stellung den heranrückenden Gegner endlich festen Fußes zu erwarten. Schanzen hielten hier den linken Flügel geschützt, der rechte lehnte sich an nahe, verhauene Wälder, einen Theil der Fronte deckte das Flüßchen Kolotscha. Die Saaten der vorliegenden weiten Ebene wurden abgemähet, das Dorf Semenowskoje meist abgetragen, und so das Schlachtfeld, wie die Schranken eines erbitterten Zweikampfs, abgemessen und eingerichtet. Ein geringeres Gefecht am 24. Aug. (5. Sept.) hatte, da keine rückgängige Bewegung der Russischen Hauptmassen mehr statt fand, die beiden Heere nahe an einander geführt und sie standen sich nunmehr erreichbar gegenüber. Am 26. Aug. (7. Sept.) sollte der ungeheure Stoß großer Kräfte, die feindlich gegen einander strebten, statt haben.

Gerade in dieser Zwischenzeit, in der Gewitterschwüle vor dem herannahenden, entscheidenden Kampfe, am 24. Aug. gegen Abend brachte mich ein Kourierwägelchen in gestrecktem Galopp der Pferde aus Moskau heran. Bestaubt von der eiligen Reise trat ich vor Barklai, eben als er, auch über und über bestaubt, aber vom Schlachtenstaub, aus der Nähe des blutigen Gefechtes um die Schanze bei Schewardino auf dem linken Flügel zurückkehrte. Man hatte kräftig des Feindes Angriffe zurückgewiesen, die entfernte und zu sehr ausgesetzte Schanze ihm jedoch überlassen müssen. Barklai war ermüdet, Sorgen lagen auf seiner Stirne, aber er reichte mir freundlich die Hand, hieß mich willkommen. Es war nicht der Augenblick, Fragen an ihn zu richten, Beschwerden vorzubringen,

obgleich mir diese schwer auf dem Herzen lagen. Wo die Kanonen eben geschrieen, der Pulverdampf dick durch die Ebene zog, Hunderte hingestreckt in ihrem Blute lagen, Gewühl und Geschrei vielfacher Art uns umgab, schien es mir nicht die rechte Zeit, der Beschwerde eines Einzelnen halsstarrig Raum zu schaffen. Ich vertröstete mich auf eine gelegenere Zeit. Aber sie kam nicht in den nächsten Tagen. Am folgenden Morgen sagte mir zwar Barklai, gleichsam mir Gelegenheit gebend: „Lieber Löwenstern, Sie haben mir noch nichts von Moskau erzählt;" — aber eben wie ich mich sammelte und erwiedern wollte, kamen Ordonnanzen und Adjutanten gesprengt, und meine Stimme erstarb in dem Gewühl. Weltbegebenheiten schritten über mein Drangsal hin.

Der 25. Aug. (6. Sept.) verging still unter den Vorbereitungen zum verzweifelten Kampfe. Die Streitlust, der Todesmuth, die Begeisterung des Heers war unbeschreiblich. Kutusow zeigte sich wenig: Barklai, Bennigsen, Bagration und Toll besorgten alles mit der größten Thätigkeit.

Ich hatte meine Pferde und übrige Ausrüstung durch die Mühen der Diener und die Vorsorge der Kameraden wohlbehütet und in guter Ordnung wiedergefunden. Am 26. Aug. (7. Sept.) in grauender Frühe saß ich auf einem tüchtigen Schlachtengaul und hatte noch ein anderes gutes Pferd in der Nähe zur Ablösung. Um 6 Uhr erdröhnte auf dem rechten französischen Flügel der Geschützdonner und die Angriffskolonnen setzten sich in Bewegung. Zu gleicher Zeit rückte General Delzons, vom linken Flügel aus, gegen das Dorf Borodino an, welches die

Gardejäger besetzt hielten. Barklai war zur selben Stunde mit seiner Umgebung den Hügel bei dem Dorfe Gorki emporgeritten und hielt bei der dort postirten Batterie. Ein dichter Nebel lag noch auf der Ebene. Als die Luft sich etwas aufklärte, sah der General die feindlichen Kolonnen auf Borodino anrücken, ermaß sogleich die Gefahr, in der sich die Gardejäger befinden würden und sandte mich auf der Stelle an den sie kommandirenden Oberst Bistram mit dem Befehle, sich zurückzuziehen und die Brücke hinter sich zu zerstören. Bistram schritt auch unverzüglich zur Ausführung, aber schon drang Delzons längs der Heerstraße in das Dorf stürmend ein, während eine andere Kolonne, vom Nebel eine Zeitlang verdeckt, längs der Kolotscha vorgerückt war und die über die Brücke sich zurückziehenden Jäger aus naher Schußweite bedrängte. Bald gelangte die auf der Heerstraße vorrückende Kolonne gleichfalls zur Brücke und richtete ihr Gewehrfeuer in ganzen Lagen gegen die Brücke und ihre Zu- und Ausgänge. Verwirrung, Gedränge war unserer Seits davon die nothwendige Folge. Ich befand mich zu Pferde mitten darin und erinnere mich leider nur zu genau, daß kaum eine französische Kugel verloren ging. Es blieb den tapfern Jägern nichts übrig, als rasch die Fläche zu durcheilen, eine Niederung zu gewinnen und hier im Schutz des wackern Obersten Karpenko, der mit vier Geschützen und dem 1. Jägerregimente herbeigeeilt war, sich wieder zu sammeln. Dieß Gefecht hatte nur 10 bis 15 Minuten gedauert, aber es war eine heiße kleine Viertelstunde, ich kann es bezeugen! Das Gardejägerregiment verlor innerhalb derselben dreißig

Offiziere, die kampfunfähig wurden, und die Hälfte seiner Mannschaft.

Das Dorf Borodino blieb den Franzosen, doch hörte es von dem Augenblick an auf wichtig zu sein und in den Ereignissen des großen Tagesdrama eine Stelle einzunehmen. Barklai sagte mir gleich darauf, daß es gegen seinen Willen gewesen, das Dorf in seiner ganz bloßgestellten und für die Schlachtordnung unwichtigen Lage mit einem Elitenregiment zu besetzen, ein bloßer Beobachtungsposten hätte genügt; und er beschuldigte den General J....... es dahin gebracht zu haben, den tapfern Bistram als eine verlorene Schildwache hinzustellen.

Ein Rittmeister von den Gardehusaren, von Bock, war so entzückt über meine Anstrengungeu zur Wiederherstellung der Ordnung, daß er mitten im Gewühl auf mich zusprengte, um mir seine Freundschaft anzutragen. Obgleich mir seine hohe Einbildung von sich ein Lächeln ablockte, nahm ich seinen Handschlag an. Es war ein braver Junge, der sich zu Außerordentlichem bestimmt glaubte; dieser Wahn, der in Thathandlung überging, brachte ihn einige Jahre später auf die Festung nach Schlüsselburg. Hierauf in Freiheit gesetzt, jagte er sich, in allen seinen Erwartungen getäuscht, seiner Hoffnungen baar, eine Kugel der Verzweiflung durchs Hirn.

Der glückliche Anfang meiner Thätigkeit in dieser Schlacht, das Lob Barklai's, der mich seinen übrigen Adjutanten zum Vorbild aufstellte, entflammten mich so sehr, daß ich von diesem Augenblick an die Gefahren recht eigentlich aufsuchte.

Barklai verließ erst, nachdem er meinen Bericht er-

halten, den Hügel bei Gorki, und unterzog die getroffenen Dispositionen zur Schlacht, die eben ihre Ausführung erhielten, einer vergleichenden Uebersicht. Als solche hierauf von dem Oberkommandirenden die nochmalige Genehmigung erhalten, erkrachte der Kanonendonner mit verdoppelter Wuth: aus dem Rollen des Geschützes ward gleichsam ein Kleingewehrfeuer, das unabläßig anhielt, und wodurch damals mit Recht der Ausruf veranlaßt ward: „Hier ist auch nicht ein Fußbreit Erde, darauf ein Feiger sich zu bergen vermöchte."

Es war etwa 9 Uhr als Barklai mit dem Adlerblick, der ihm an einem Schlachttage eigen war — und niemand wird es ihm streitig machen wollen, daß er ein großer Bataillengeneral zu nennen sei — als er also mit dem ihm eigenen Adlerblick in die Richtung der ragenden Schanze im Centrum, die auch nach dem dort aufgestellten Korps Rajewskij's die Rajewskij-Schanze genannt ward, Verwirrung, Rauch, Staubwirbel bemerkte. Er sandte mich ab zu erkunden, was dort vorginge. Unterwegs traf ich auf den Lieutenant Wardenburg[3]), Adju-

---

[3]) Später Generallieutenant in Großherzoglich-Oldenburgischen Diensten und zugleich Oberkommandirender des Hanseatischen Bundeskontingents. Er starb 1838. — Es ist zu bedauern, daß in dem später von dem Bruder herausgegebenen „Leben Wardenburgs (Oldenburg 1842)" dessen Erzählungen nicht unverkürzt und unverändert wiedergegeben sind. Der Herausgeber, der nach eigenem Geständniß vom Kriege nicht viel versteht, hat die Sachen durcheinander geworfen, verwechselt, vieles weggelassen, anderes vom Eigenen hinzugethan, und dadurch sein Werk für den historischen Forscher unbrauchbar gemacht. Der Herausgeber.

tanten des Prinzen Georg von Oldenburg, der bei der Abwesenheit seines Chefs vom Heere ohne eigentliche Verwendung war und zufälligen Volontairdienst verrichtete. Ich bat ihn mich zu begleiten, um im Fall ich verwundet oder getödtet würde, dem General Barklai meinen also behinderten Bericht hinterbringen zu können. Wir sprengten demnach zusammen vorwärts und sahen, bei der Schanze angelangt, mit Bestürzung, daß sich dieselbe bereits in den Händen der Franzosen befand. Es war auch nicht ein Augenblick zu verlieren, wollte man sich ihrer wieder bemeistern. Da machte mich der wackere Wardenburg, dem das Herz immer auf dem rechten Fleck saß, in der rundum herrschenden Verwirrung auf ein Bataillon aufmerksam, das rechts von der Schanzkehle geschlossenen Gliedes in fester Haltung da stand. Ich ersuchte ihn, sogleich mit verhängtem Zügel zu Barklai zu sprengen, um ihm über das Vorgefallene zu berichten; ich selbst aber bemächtigte mich, noch in Wardenburgs Beisein, des Bataillons, bei dessen Chef ich meine Eigenschaft als Adjutant Barklai's geltend machte. Es gehörte zum Regimente Tomsk und der Bataillonschef war von dem besten Willen beseelt. So geschah es, daß ich mich alsbald an der Spitze des mir folgenden Bataillons befand und wir mit gefälltem Bajonnet auf die Batterie losrannten, jedoch ohne ein Hurrahgeschrei, das ich untersagte, bis ich das Zeichen dazu gegeben. Als Kavalerist war ich es ungewohnt, einen Infanterieangriff zu führen und befand mich, einen schönen Grauschimmel reitend, wohl an funfzig Schritt meiner Kolonne voran. So sah mich General Jermolow, der eben von der linken Seite mit Kutaissow,

Kikin und einem zahlreichen Generalstabe herankam und gleichfalls ein Bataillon (von Ufa) herbeiführte. Als dieses den Schweif des von mir angeführten erreicht hatte, begann es ein furchtbares Hurrahgeschrei, welches nachzuahmen ich mein Bataillon auch jetzt noch abhielt, der Meinung, daß die Truppe bei dem jähen Aufgange zur Schanze ihren Athem zu schonen habe. Der General Jermolow billigte meine Ansicht, und erst als ich dem Feinde so nahe war, daß ich das Weiße im Auge unterschied, befahl ich den Bajonnetangriff unter lautem Hurrahruf. Dieser erfolgte mit Ungestüm und bald wechselten die Bajonnetstöße mit Kolbenschlägen. Der französische General Bonami mit dem 30. Infanterieregiment wehrte sich gegen den Andrang wie ein Verzweifelter und erhielt von mir einen Säbelhieb, eben als er durch einen der Einschnitte sich ins Freie retten wollte, aber in demselben Augenblick streifte auch mich ein Schuß am rechten Arme. Die Schanze ward indeß glücklich wiedergenommen, obgleich nicht ohne blutige Anstrengung und schweren Verlust, denn der tapfere und talentvolle General Graf Kutaissow büßte dabei sein Leben ein und Jermolow ward verwundet.

Ich hatte zu der Wiedergewinnung der wichtigen Schanze einen guten Theil beigetragen, war mit meinem Bataillon zuerst ins Handgemenge gekommen, das so siegreich endete; Jermolow hatte mich in der Schanze selbst umarmt und gebeten: „alles zwischen uns Vorgefallene zu vergessen; ich hätte an der Spitze meines Degens den Georgsorden gewonnen und er würde dafür sorgen, daß ich ihn bekäme.“ Doch der Glanz, der aus

der glücklichen Waffenthat hervorbrach, die wir gemeinschaftlich vollbracht, schien für gewisse Leute so groß und schimmernd, daß das Licht, in dem ich billig hätte leuchten sollen, gänzlich überstrahlt ward und in ihrem größern Lichtscheine unterging. Mir ward nichts als die eigene Erinnerung und das Kreuz einer zwar nicht schweren, aber quälenden Wunde [4]).

General Barklai war während der blutigen Rauferei um die Schanze herangekommen und hatte die nöthigen Anordnungen getroffen, um ihren Besitz fortan zu sichern. Die ganze Division des Generals Lichatschew wurde dazu verwendet. Als er mich darauf verwundet erblickte, gab er mir eine seiner Ordonnanzen, um mich zu dem Ver-

---

[4]) Bald nach dem Erscheinen des Werks des Prinzen Eugen von Würtemberg über den Russischen Feldzug hatte Löwenstern auf die Aufforderung des Generals Wachten, ehemaligen Adjutanten des Prinzen, demselben einige Anmerkungen über sein Werk zugeschickt und darin auch seinen Antheil an der Wiedereinnahme der Rajewskijschanze vindicirt. Der edle Prinz bemerkte hierauf in seiner Antwort an Wachten: „Schon bald nach der Schlacht sprach mir Wolzogen von der Gegenwart und von dem Einfluß des Obersten von Löwenstern bei der Wiedereroberung der Redoute. Ich kann betheuern, daß ich diesen Umstand nie vergaß, aber trotz aller Nachfragen dann durchaus nichts weiter über den Gegenstand erfuhr, und mich demnach bei einem Vorgang, bei dem ich nicht Augenzeuge war, an die allgemeine Meinung binden mußte. Uebrigens liegt in Löwensterns Berichte die Wahrheit so, als wenn sie mir vor Augen läge, denn eigene Erfahrungen haben mich gelehrt, diese Verhältnisse zu durchschauen". — Der edle Prinz hatte ganz ähnliche Erfahrungen bei dem Rückzug der großen Armee von Dresden nach Kulm gemacht, wo sein Antheil, der gerade der rettende war, auch in dem Glanze anderer Namen unterging; kein Wort sprach von ihm, bis die Neuzeit die Wahrheit aufdeckte. Der Herausgeber.

bandorte zu geleiten. Dort traf ich den General Jermolow bereits angelangt, und auch hier wiederholte er, was er mir schon in der Schanze gesagt, daß ich auf meinem grauen Pferde wie ein Ritter St. Georg der Vorkämpfer und er nur der Rufer im Streit gewesen; doch nachher verschoben sich wieder die Stellungen und in den offiziellen Berichten war von mir nirgends die Rede.

Dort fand ich auch mit tiefem Leid in einer Gruppe von Aerzten und Adjutanten den tapfern Bagration verwundet auf dem Grase sitzen. Willie, der bekannte Leibarzt des Kaisers, an diesem Tage unzählbarer Blessuren thätig und eifrig in wunderbarer Ausdauer, war beschäftigt, ihm die im Knochen festsitzende Kugel aus dem Schienbein zu ziehen. Der Fürst litt viel aber standhaft wie ein Held. Als er mich erblickte, fragte er nach Barklai. Auf meine Antwort versetzte er mit erlöschender Stimme: „Sagen Sie ihm, das Heil des Heeres liege jetzt in seinen Händen. Noch steht alles gut. Gott erhalte ihn." — Ich sah ihn zum letztenmale; seine sonst nicht tödtliche Wunde, durch Kummer und Unruhe verschlimmert, entriß ihn einige Wochen später für immer dem Heer und dem Vaterlande.

Außer ihm wimmelte es dort von verwundeten Offizieren und Generalen; vornämlich bemerkte ich unter den letztern Bagrations Stabschef, den Grafen St. Priest, der später bei Rheims blieb, und den edlen Grafen Woronzow, mit dem mich mein Schicksal nachmals so nahe zusammenführen sollte.

Nachdem Willie jene Generale verbunden, wandte er sich mir zu, legte mir in der Eile einen Verband an,

und versicherte: dieser sei vor der Hand sein letzter. Da ich in mir noch hinlängliche Kraft spürte, so kehrte ich sofort auf meinen Posten zurück, den verbundenen Arm in der um den Hals hängenden Schärpe tragend. Einen Säbelhieb konnte ich nicht mehr führen, aber noch immer einen rennenden, entschlossenen Boten darstellen. Eine Gelegenheit hierzu ergab sich auch bald.

Ich war schon mehrmals von Barklai zu Kutusow gesandt worden, der, von einem glänzenden Stabe umgeben, sich an einem Ort befand, wo er freilich von der Schlacht nicht viel sehen konnte, aber dafür auch nichts von ihren Kugeln zu befürchten hatte. Er verließ sich in Hinsicht der Anordnungen ganz auf Barklai, Bagration und Bennigsen, und griff nicht durch eigene Befehle störend ein; nur einmal und zwar jetzt geschah es, zum außersten Mißvergnügen Barklai's. Dieser hatte das Gardekorps in Reserve aufgestellt, mit dem Befehl an Lawrow, der es kommandirte, nichts davon zu entsenden, um am Abend, wenn die Entscheidung nahete, dieses Elitenkorps zu seiner Verfügung zu haben. Als mich nun Barklai um diese Zeit wieder zu Lawrow schickte, um ihm jene Weisung nochmals einzuschärfen, vernahm ich mit Verwunderung aus dessen Munde: „daß auf Kutusows Befehl der Oberst Toll ihm 2 Regimenter zu Fuß und 2 zu Pferd von der Garde entführt habe, um sie zur Unterstützung des linken Flügels, der den heftigsten Anfällen der Franzosen ausgesetzt sei, zu verwenden."

Als ich diese Meldung dem General Barklai brachte, gerieth dieser sonst so gelassene und in seinem Benehmen

gemessene Mann außer sich; seine scheinbare Leidenschaftslosigkeit schien ganz von ihm gewichen, und er spie Feuer und Flammen. „Wie, rief er, betrachtet man denn schon um 10 Uhr Morgens die Schlacht als verloren, daß man die Reserven, die nur zuletzt auftreten dürfen, ins Feuer führt und sich damit der Mittel zum Siege beraubt.“ — Und hierauf seinem Pferde die Sporen in den Leib schlagend, jagte er zu Kutusow hin, indem er mir befahl, ihm zu folgen. Er beschwor den Fürsten, den Rest der Garden, und besonders die Reiterei, unangerührt zu lassen, da er voraussehe, daß man ihrer nächstens nothwendig bedürfen würde. Und diese schöne Kavalerie war es auch, die nachmals durch ihre kräftigen Chargen alle die feindlichen Reiterangriffe vereitelte.

Es war 1 Uhr. Pulverdampf und Staub lagerte, Geschrei und Getöse mancherlei Art dröhnte längs der ganzen Linie. Dem General Barklai ward es schwer sich eine deutliche Vorstellung von dem zu machen, was in dem Korps des Grafen Ostermann vorginge. Er schickte mich hin. Ich fand den Grafen, nach einer Wunde, die er im Schenkel erhalten und sich hatte verbinden lassen, wieder an der Spitze seiner Truppen, eifrig bemüht, sie ins Feuer zu führen und allseits mit dem Feinde anzubinden. Daran war es ihm hauptsächlich gelegen. Wenn man sich nur tüchtig herumschlug; das gedeihliche Ende dazu mochte der Gott der Schlachten fügen. Solche Kampfordnung rechtfertigte er hinlänglich in seinen eigenen Augen dadurch, daß er dabei sich selbst mit stoischer Gelassenheit der größten Gefahr aussetzte. Was konnte mehr verlangt werden. Während der 8 bis

10 Minuten, die ich mich in seiner Nähe befand, fielen die Kugeln in solcher Menge ein, daß in der kleinen Gruppe, die wir bildeten, mehrere getödtet, andere verwundet oder vom Pferde geworfen, wir alle mit Erde überschüttet wurden. Ostermanns Adjutant, der junge Walujew, der eben neben mir hielt, wurde getödtet, der Fürst Michael Galizün durch eine Kugel schwer verwundet, dem General Bachmetjeff ward ein Bein abgerissen.

Nachdem ich einen Ueberblick von der Lage der Sachen hier gewonnen, in so weit ein solcher möglich war, überzeugte ich mich, daß von diesem Korps zwar keine besonderen Erfolge zu erwarten seien, die Truppen jedoch ihren Platz mit Ehren ausfüllen und ihr Führer sich wie ein Löwe wehren würde. Als ich solches Barklai hinterbrachte, bezeigte er eben keine große Freude über dergleichen Erwartungen, aber da er nicht die Mittel hatte, dem Gange der Dinge hier eine andere Wendung zu geben, mußte er sie gehen lassen wie sie gingen, der Tapferkeit und Ausdauer der Truppen vertrauend.

Bald hierauf, es war zwischen 2 und 3 Uhr Nachmittags, gewahrte Barklai, daß starke, feindliche Kavaleriekolonnen sich vorbereiteten, einen entscheidenden Schlag auf den linken Flügel unserer Ersten Armee auszuführen, welcher gewissermaßen das Centrum der vereinten beiden Armeen bildete. Er entsandte mich demnach zum General Schewitsch, der die Gardekavalerie befehligte, mit der Weisung, dieselbe so nah vorzubringen, daß sie zwar gedeckt vor dem Schusse, jedoch so dicht heran sei, um unverweilt gegen den Feind verwendet werden zu können.

Meine geflügelten Worte wurden von der trefflichen Truppe mit lauter Freudenbezeigung vernommen. Die braven Krieger brannten vor Begierde mit dem Feinde handgemein zu werden und die Bewegung vorwärts erfüllte ihre heißesten Wünsche.

Unter den kampfentbrannten Männern, die dem Feinde jetzt entgegentrabten, war auch mein tapferer, ritterlicher Löwenwolde, Oberst des Chevaliergarde-Regiments. Er dankte mir für den Ruf, der ihm durch mich geworden, und als die Regimenter einen Augenblick hielten, reichte er mir ein Glas Rum, gewohnt die Erquickungen heißer Märsche mit mir zu theilen. Es war das letzte Glas, das ich von ihm entgegennahm! Nicht eine volle Viertelstunde nachher lag er todt unter den Hufen seiner und fremder Rosse. Dichte feindliche Kavaleriemassen waren herangestürmt, alles vor sich niederwerfend. General Korf mit den Dragonern, Kreutz mit den leichten Reitern, hatten wiederholte Chargen gemacht, bald glückliche, bald minder glückliche: ihre Truppen bildeten zuletzt nur einen verworrenen Haufen, wie es nach wiederholten Reiterangriffen zu geschehen pflegt. Man mußte ihnen einige Zeit zu verschaffen suchen, um sich ordnen zu können, und die Gardereiter erhielten nun zur Aufgabe, die feindlichen Kavaleriemassen, die unser Centrum sprengen und die beiden Armeen trennen wollten, im Zaum zu halten. Barklai führte sie selber vor. Der Anprall der zwei schönen Elitenregimenter, der Chevaliergarden und der Garde zu Pferde, war furchtbar und unwiderstehlich: die vorgedrungene feindliche Reiterei ward vollkommen geworfen, niedergehauen, zu Grunde gerich-

tet.[5]) Zwar geschahen durch andere Regimenter noch wiederholte Angriffe, doch wurden die Gegner immerfort zurückgeschlagen und verfolgt. Der entbrannte Kampf lösete sich zuletzt in unzählbare größere und kleinere Einzelgefechte auf. Wie wogte das sichtbare Kampffeld und wie glich es einem der schönen Gemälde alter Meister, nur ins Riesenhafte gestaltet. Vierecke unsers Fußvolks feuerten nach allen vier Seiten und wurden rund herum von feindlichen Reitern umschwärmt, die vergebens einzubrechen suchten:

Dicht an dem wogenden Kampf, ihn entwirrend, meisternd und lenkend, hielt ernst und ruhig Barklai. Er saß ragend zu Pferde, in voller Uniform, drei Sterne auf der Brust, den Generalshut mit der schwarzen Feder auf dem Haupt. Mir erschien er um mehrere Zoll gewachsen, als er so unerschüttert in der allgemeinen Er-

[5]) Um hier die Worte eines andern Augenzeugen über diesen Kampf der beiderseitigen Reitereien anzuführen, so sagt Wardenburg (Leben S. 185): „Nun ließ der General auch die beiden Kürassierregimenter unter General Schewitsch vorrücken, indem er ihnen den Feind zeigte. Diese Kavalerie, die in dem ganzen Feldzuge nicht das Mindeste gethan noch gelitten hatte, machte den schönsten Angriff, den ich je gesehen habe (und Wardenburg hatte bei Marengo, Austerlitz, Eilau gefochten), auf die französischen und baierschen Kürassiere, die einzige Kavalerie, die noch nicht zersprengt war. Die Sache war in einem Augenblick entschieden; man hörte nur Einen Hieb von den Russen auf die feindlichen Kürasse, und alles war, wie Spreu, aus einander. Der Rest der französischen Kavalerie ergriff nun die Flucht ohne Vertheidigung, verfolgt von der Russischen bis an ihre Linie. Dieser herzhafte Angriff war der Ruin der französischen Kavalerie, die auch in dem ganzen Feldzuge nicht wieder auftrat.“ Der Herausgeber.

schütterung, davon weit umher der Boden erdröhnte, das Loos der Schlacht durch heldenmüthige Besonnenheit zu sichern suchte. Neben ihm waren zwei seiner Adjutanten hingestürzt: Klinger, dem eine Kanonenkugel beide Beine wegriß und der an der Wunde starb, und Graf Lamsdorf, den gleichfalls eine Geschützkugel tödtlich traf. Von den übrigen Adjutanten waren fast alle, mehr oder minder schwer, verwundet, andere hatten ihre Pferde verloren, Bartholemei sogar drei; selbst Barklai's Pferd ward durch einen Schuß getroffen, doch über ihn selber waltete ein schützendes Geschick.

Jener wüthende Angriff großer feindlicher Reitermassen war zwar durch die beiden Garderegimenter und andere Reiterschaaren gebrochen, indeß wogte die Schlacht zweifelhaft und es gab noch manchen schwierigen Augenblick. Barklai erkannte die Gefahr und sprengte entschlossen in die entstehende Verwirrung. Doch da sein Pferd eben verwundet worden und sich mühsam bewegte, gerieth er selbst in augenscheinliche Noth. Einige polnische Lanzenreiter warfen sich auf ihn, und er schien ihnen eine leichte Beute, denn das Gefolge war sehr geschmolzen. Nur die Adjutanten Zakrewskij, Kashinzow, Sievers[6]), Timroth[7]) und ich befanden sich in seiner Nähe; ich war dazu, wie bereits gedacht, in den rechten Arm verwundet und halb unbrauchbar. Indeß gelang es unsern eiligen Anstrengungen einen Haufen Reiter von verschiedenen Regimentern zusammen zu bringen, mit dem wir uns

---

6) Später General von der Kavalerie.

7) Später General, blieb beim Sturm auf Brailow 1828.

auf die verwegenen Ulanen warfen und sie sabrirten oder in die Flucht jagten.

Der kleine Erfolg zog einen größern nach sich, denn ein bedeutender Theil unserer leichten Reiterei ward von dieser Bewegung hingerissen und warf sich mit solcher Heftigkeit auf den Feind, daß eine schon von ihm umzingelte reitende Batterie des Oberstlieutenants Semange wieder herausgehauen wurde. Eine noch hinterlassene Kanone holte ich mit Hülfe einiger Mariupolscher Husaren und Dragoner vom Sibirischen Regiment aus Feindes Händen zurück, erhielt aber dabei einen Pistolenschuß in denselben Arm, der schon verletzt in der Schärpe hing.

Während der großen Kavalerieangriffe war die Rajewskijschanze verloren gegangen; die sie vertheidigende Division Lichatschew ward fast vernichtet oder zurückgeworfen, und ihr tapferer Führer, der nicht von seinem Posten wich, blieb verwundet in Feindes Händen. Barklai sandte mich abermals ab, den nähern Zustand an Ort und Stelle zu erkunden. Ich sah die Schanze überwältigt und diejenigen ihrer Vertheidiger, die dem Blutbad entronnen, in einer Niederung sich vor den Kugeln und Kartätschen bergen, die unausgesetzt über sie hinstrichen. Die Truppe war zerstreut und entmuthigt und keine Möglichkeit vorhanden, die Ueberreste der Division zu einem erneuerten Kampfe zu führen. Ich überbrachte diese traurige Wahrnehmung meinem General. Er nahm sie mit Fassung auf und sagte: „Wir nehmen die Schanze morgen wieder, oder der Feind verläßt sie in der Nacht von selbst.“ Barklai's feste Seele war unerschüttert und sein kalter Muth vollkommen ungebeugt.

Es war jetzt gegen 5 Uhr und der General ritt zu Kutusow. Nachdem er eine Viertelstunde mit ihm gesprochen, begab er sich auf die Schanze bei Gorki, dieselbe von der er dem Anfang der Schlacht zugesehen hatte. Nur drei Adjutanten befanden sich in dem Augenblicke bei ihm, Zakrewskij, Seslawin und ich, die andern waren todt, schwer verwundet oder auf Absendungen. Jetzt erst stieg Barklai vom Pferde und da er den ganzen Tag über nichts genossen, ließ er sich ein Glas Rum gefallen, das ich ihm anbot. Dabei fuhr er fort die Bewegungen und Absichten des Feindes mit Ruhe und scharfen Blicks zu beobachten, ohne sich an die Kugeln zu kehren, die dann und wann zu uns herüberreichten.

Nach und nach schwieg das Geschütz, Rauch und Nebel bedeckte das Schlachtfeld, eine vollkommene Stille lagerte sich umher und ließ uns die Ereignisse des verhängnißvollen Tages überdenken. Noch war der erlittene Verlust nicht in Zahlen zu fassen, aber man hatte das ungefähre Bewußtsein seiner furchtbaren Größe. Jedoch man durfte sich eingestehen, nicht unterlegen, sondern, alles gegen einander gerechnet, wenigstens in gleichem Vortheil mit dem Feinde geblieben zu sein. Waren auch einige hundert Schritte Raumes verloren gegangen, so standen wir doch noch immer auf dem Kampfplatz, hatten keine Gefangene, keine Trophäen eingebüßt, der Muth und die Kraft des Heeres waren ungebrochen, und alles was noch aufrecht stand, verlangte und hoffte für den folgenden Tag die Erneuerung des Kampfes. Doch im Rathe der Führer ward es anders beschlossen. Die Erwägung der großen erlittenen Verluste, der Nothwendig-

keit, einen Kern rüstiger Krieger verfügbar zu erhalten, um den sich zur künftigen Befreiung des Landes andere Schaaren reihen könnten, überwog und der weitere Rückzug für den nächsten Morgen ward festgesetzt. Um 8 Uhr Abends ward Barklai zu Kutusow berufen; mir untersagte er es, ihn zu begleiten, ich sollte an meine Wunden denken. So war der strenggebietende und doch freundliche Barklai. In den entscheidenden Augenblicken der Schlacht, das Auge auf das Ganze gerichtet, achtete er nicht der Kugeln, die um ihn einschlugen und seine nächste Umgebung tödtlich oder schwerverletzend trafen. Aber waren jene Augenblicke vorüber, so war er ganz der theilnehmende Freund, der hülfreiche Vorgesetzte, dem die Leiden seiner Untergebenen und Dienstbefohlenen gerade zum Herzen gingen.

Ich ließ demnach nach meinen Wunden sehen, von denen die zweite zum Glück ganz unbedeutend war, und suchte darauf einen Bund Stroh auf, um von den Tagesmühen auszuruhen. Bevor aber dieß geschah, ließ ich noch die jugendliche Leiche meines guten, milden Lamsdorf der Erde übergeben, damit das Rasen der morgenden Schlacht allenfalls über seinen Hügel, aber nicht, ihn entweihend, über den Leib ihm ginge. Nach solcher letzten Mühe schlief ich denn endlich kriegsmüde ein und ein wirrer Traum entsprach dem Tage. Es war der kriegerische Himmel der alten Germanen, in dem ich erwachte. Die Walhallahelden hatten sich den ganzen Morgen gerauft und sich Wunden geschlagen, aber diese gesundeten wie immer zum Mittagsmahl, und sie saßen beisammen über dem erjagten und jetzt gerösteten Eber

und erfreuten ihre Seelen an Wein, Meth und Schlachtgesängen. So saß auch ich mit meinem treuen, ritterlichen Löwenwolde, und er, von der schweren Hiebwunde, die den Schädel gespalten, völlig gesundet, goß mir und Lamsdorf perlenden Champagner ein. Ach, es war nur ein Traum!

Sechster Abschnitt.

Sechster Abschnitt.

Rückzug bis Moskau. — Seitenmarsch. — Rücktritt Barklai's und meine Stellung bei Kutusow. — Gefecht bei Tarutino. — Rückzug des Feindes. — Verschiedene Kriegsscenen. — Erbeutungen. — Marsch bis Wilna.

Die große Schlacht war geschlagen, mit Ehren geschlagen; doch zu früh, denn des Feindes Ueberlegenheit war noch nicht so vermindert, um es mit sicherm Erfolg mit ihm aufnehmen zu können. Die Schlacht war ein Opfer der Ehre gebracht, theils als Versuch zur Rettung Moskau's, theils um zu zeigen, daß nicht Furcht oder Mangel an Muth das Heer bis dahin zurückgehalten, sondern Klugheit, Berechnung, Ueberlegung. Man konnte jetzt getrost wieder die alten Kombinationen aufnehmen und mit Erfolg durchführen, ungestört von der ungestümen Kampfslust, welcher ihr Theil geworden war. Man beschloß daher fürs erste bis Moskau zurückzugehen und dort nach den Umständen zu handeln: zu schlagen, wenn man ein gutes Kampffeld und Verstärkungen fände, oder weiter auszuweichen, wenn die Verhältnisse es so geböten.

Am grauenden Morgen des 27. August (8. Septbr.) sprang ich auf vom Lager, kampffertig und auch den

Kampf erwartend; doch bald erfuhr ich, daß die Führer in ihrem Rath Anderes beschlossen hätten, und daß der Rückzug fortgesetzt werden sollte. Derselbe ging in größter Ordnung vor sich und wo ich hinblickte, sah ich nur trotzige Männer, die den Streit gern erneuert hätten. Erst nach zehn Uhr bewegten sich hinter uns französische Reitermassen, aber lau, langsam und unsicher, und wenn unsere Nachhut irgendwo zu verweilen gut fand, hielt auch die feindliche Reiterei an. Ihr verwegener Muth schien gebrochen; auch wurde sie, wo sie es versuchte durchzudringen, ernst zurückgewiesen.

Ich hatte mich gleich am Morgen bei Barklai eingestellt und sah ihn überwacht, sichtlich müde, aber mit den Anordnungen des Rückzugs lebhaft beschäftigt. Von den Ordonnanzen hörte ich, daß der General die Nacht hindurch auch nicht einen Augenblick der Ruhe gegönnt. Die Augen, die von gestern früh an die erschütternde Schlacht beobachtet und gelenkt, hatten sich noch nicht, auch für die kürzeste Zeit nicht, geschlossen. Wir ritten auf der Moskauer Heerstraße vorwärts und ich betrachtete die ungebeugte Gestalt des Feldherrn mit Ehrfurcht. Die Nachhut wurde zuerst dem tapfern Kanownizün anvertraut, der später von dem General Rosen, von Platow und Jermolow abgelöset wurde.

In einer der Affairen der Nachhut nahm eine Geschützkugel dem Prinzen von Hessen-Philippsthal das Bein. Er war kurze Zeit vor diesem Unglücksfall im Hauptquartier gewesen, war bei mir angetreten und hatte sich ein Glas glühenden Weins gefallen lassen. Da ich ihn sehr ermüdet sah, bat ich ihn die Nacht über in

meiner Baracke zu ruhen, und erst am Morgen sich zu Platow zu begeben, bei dessen leichter Reiterei er stand. Sein feuriger Muth ließ ihn solches ausschlagen: er ritt fort und wenige Stunden nachher sah ich ihn wieder heranführen, bleich und fast ohne Bewußtsein, auf eine Laffette gelegt, von der man die Kanone herabgenommen. Er wurde in eine Bauerhütte gebracht, und Wundärzte unter Willie's Leitung schritten sogleich zur Amputation. Mit festem Sinn ergab sich der Prinz darein; ich stand ihm bei der Operation zur Seite, indem ich ihm die eine Hand hielt, mit der er wiederum die meinige so krampfhaft umfaßte und drückte, daß ich, nachdem ihm der Verband umgelegt war, längere Zeit hindurch meine Hand nicht gebrauchen konnte.

Der Prinz hat mir seit der Zeit immer seine Dankbarkeit bezeugt, ihm in seinem Unglücksfall ein Beistand gewesen zu sein. Er wurde nach Moskau gebracht, vollkommen hergestellt, und machte darauf eine Reise nach London, wo man ihm ein hölzernes Bein anpaßte, welches so gut gerathen ist, daß er auf seinem künstlichen Gestell fast besser geht als ich auf meinem natürlichen. Er hat seinen Dienst fortgesetzt und stand später als Generalmajor bei der leichten Gardekavalerie, erst vor wenigen Jahren zog er sich zurück.

Von Gefecht zu Gefecht, von Stellung zu Stellung, befanden wir uns am 1./13. September endlich auf den Höhen vor Moskau. Hier war wieder einen Augenblick davon die Rede, dem Feinde eine Schlacht zu liefern, und Kutusow besprach sich mit Barklai über die von Bennigsen gewählte Stellung. Der Fürst ließ sich dabei mitten auf

den grünen Höhen, die auf Moskau niederschauen, in seinen Tragsessel nieder: der General Dochturow, dessen Truppen zunächst umherstanden, befahl ein Frühstück heranzubringen und gedachte in der Eile den gefälligen Wirth zu machen. Aber der strenge Barklai, dem ein schwarzer, spartanischer Brei genügte, setzte sich stracks zu Pferde und begann seine Stellungsschau. Als er bemerkte, daß Dochturow ihm nicht folge, schickte er mich nach ihm zurück, sprechend: „Bringen Sie mir den Dochturow her, wenn auch mit der Kotelette zwischen Zahn und Backe. — So sind die Herren, fuhr er dann fort, das Geschäft immer mit Vergnügen überzuckert. Der Dienst allein zu trocken; auch die Kourmacherei muß ihre Zeit finden.“ — Als Kutusow mich zurücksprengen sah, fragte er um die Ursache; ich sagte sie. Er wandte sich alsbald zu Dochturow und sprach: „Reitet, lieber General, der Barklai darf nicht warten; ich werde mit dem Frühstücke schon allein fertig.“ — Dochturow, übrigens ein Freund Barklai's und von ihm sehr geachtet, kam an und sie setzten nun zusammen die Prüfung des Terrains fort. Nach einer Stunde kamen sie zu Kutusow zurück und Barklai berichtete, wie die Position nur eine durchaus ungünstige sei.

Es ward darauf bei Kutusow ein Kriegsrath der ausgezeichnetsten Generale der Armee, wie Bennigsen, Barklai, Dochturow, Ostermann, Kanownizün, Jermolow und Oberst Toll, berufen, dessen Ergebniß vor der Hand uns andern ein Geheimniß blieb. Graf Rostopschin, der an dem Tage bei Barklai speisete, blickte ernst und etwas verstimmt; gegen mich benahm er sich indeß freundlich und

lud mich in die nahe Stadt. Ich erhielt dazu auch vom General die Erlaubniß und sah noch einmal das unzerstörte Moskau. Es schaute darin sehr öde aus, nur die Gasthöfe waren gefüllt; jedoch ohne daß Jubel zu vernehmen. Die Stimmung zeigte sich überall ernst, und in den Mienen des gemeinen bärtigen Mannes ein bewegtes Spiel, wie Erwartung, Mißtrauen und finstere Entschlossenheit, wozu das Auge oft in trotziger Kühnheit erglänzte.

Als ich aus der Stadt wieder im Hauptquartier war, hatte ich die unerwartete Freude, dort meinen Bruder Georg vorzufinden. Offizier in einem Husarenregiment, und Adjutant [1]) des Generals von Essen, Kriegsgouverneurs von Riga, hatte er nach der Einäscherung der Vorstädte dieser Stadt, seine bisherige Stellung verlassen. Ich schlug ihm vor, bei uns zu bleiben, und stellte ihn dem General Barklai mit der Bitte vor, ihn in sein militairisches Gefolge aufzunehmen. Barklai, der, wie oben gedacht, mehrere seiner Adjutanten durch den Tod oder schwere Verwundungen eingebüßt hatte, willigte um so lieber ein, als er meinen Bruder kannte und ihm eine persönliche Verpflichtung schuldete, denn als Barklai in der Schlacht bei Eilau und in dieser Stadt selbst schwer verwundet wurde, ließ ihn mein Bruder aus dem blutigen Gedränge tragen, ja trug ihn fast auf seinen eigenen

[1]) Später Dänischer General, Kammerherr und Gesandter in Wien; auch durch seine Gemahlin, eine geborne Gräfin Schimmelmann, Gutsbesitzer im Holsteinschen. Er wird im Verlauf der Erzählung noch öfterer genannt werden.

Schultern hinaus. Barklai erinnerte sich des Umstandes mit Liebe und erzählte den Vorfall zuweilen selbst.

Am folgenden Tage, den 2./14. Sept., war es kein Geheimniß mehr, daß Moskau nicht werde vertheidigt werden. Miloradowitsch befehligte die Nachhut und alle Maßregeln wurden genommen, den Rückzug des Heeres durch die Defileen der unermeßlichen Stadt ohne Nachtheil ins Werk zu richten. Barklai blieb 18 Stunden zu Pferde, in den Straßen den complicirten Marsch überwachend und den Stockungen vorbeugend. Seine Adjutanten vertheilte er hierzu in den verschiedenen Quartieren; ich hatte meinen Posten beim Paschkowschen Palast. Dem Ausscheiden von Nachzüglern in Wirthshäuser und Quergäßchen hin wurde überall durch Kosaken gesteuert, Zusammenstoß oder Stockung schleunigst geordnet, gleichmäßiger Zug und Bewegung allseits überwacht, und so ward es Barklai's ernster und unermüdeter Bemühung möglich, das Heer durch Moskau's zerstückelnde Straßen schleunigst und in guter Ordnung zu führen, wo ein guter Theil desselben sich leicht zu seinem Verderben hätte festrennen können. Dankbare Erwähnung verdient hierbei auch die gewandte Entschlossenheit von Miloradowitsch, womit er von Murat einen mehrstündigen Waffenstillstand, bis zur gänzlichen Räumung Moskau's, zu erzwingen wußte. Dem König von Neapel mochte es lockend scheinen, ohne Streit und Schwertstreich in die Stadt einzuziehen; er dachte sie sich als einen Ort üppiger Ruhe und jeder Art von Erquickung, und nicht als einen dem Verderben geweih'ten Steinhaufen, über den wüthende Flammen der Vernichtung bald zusammenschlagen sollten. Hätte er das

ihm vorliegende, stolze, widerstrebende und nächstens emporlodernde Ilium sich ausreichend denken können, er hätte die gefährlichen Stadtdefileen wohl anders benutzt als es geschah.

Außerhalb der Stadt harrte Barklai noch eine ganze Stunde, bis gegen 9 Uhr alles hinaus war, was zum Heer gehörte, einige schwer Verwundete ausgenommen. Dann ritt er auf Panki zu, wo Kutusows Hauptquartier war, und das wir in der Nacht erreichten, als dort schon alles schlief. Von hier aus wurde am folgenden und in den nächsten Tagen der berühmte Flankenmarsch beschlossen und ausgeführt, der aus jeder Kriegsgeschichte des Jahres 1812 hinlänglich bekannt ist.

Unterdessen trat das große Ereigniß ein, von dem die neueste Geschichte den Umschwung in den Geschicken der Welt datirt: Moskau's Opfer im Feuer. — —

Trübe und niedergeschlagen war die Stimmung des Heeres bei der Räumung. Dazu mischte sich Erbitterung, man glaubte Verrath mit im Spiel, wittert doch der Niedere, der Ungebildete bei jedem Unfall Verrath; man sah auf die Nicht-National-Russen mit Mißtrauen, und diesem entging, trotz der vielfachen Beweise seiner Hingebung für die Sache des Vaterlandes, auch Barklai nicht; ja manche nannten ihn in ihrem Grimme laut einen Verräther. Unter den vornehmern Offizieren waren noch andere Beweggründe zur Trauer; einige beklagten ihre zurückgelassenen Paläste; andere das Schicksal ihrer Verwandten und Freunde; die Mehrheit, man möchte sagen, die Gesammtheit kränkte und bewegte die Schmach, des Reiches Hauptstadt, die uralte, die Mutter Moskwa, dem

Feinde haben einräumen zu müssen. Wuth und Rachegefühl wechselten ab, und damals riefen schon Einige: nur durch einen Einzug in Paris könne diese Schmach abgewaschen werden. Es waren noch Stimmen in der Wüste, denn welche Aussicht, den Unüberwindlichen, vor dem Europa und jetzt eben auch Moskau gefallen, bis zu dem Ursprung seiner Macht, bis Frankreich, bis Paris zu treiben! — und doch ging das Verlangen in Erfüllung. — Der Feind hatte gewähnt, Moskau's Besitznahme würde Schrecken, Entmuthigung, Wunsch nach Ausgleichung und in Folge dessen einen für ihn glorreichen Frieden herbeiführen: gerade das Gegentheil, wie es im Leben mit den sichersten Erwartungen immer geschieht, trat ein; und wer damals den Marsch im Umkreise um die brennende Stadt, deren Flammen den nächtlichen Himmel weithin aufhellten, mitgemacht, wird sich erinnern, welche Gefühle jenes Heer trotziger, ergrimmter Männer beseelten. Statt auf Unterwerfung sannen die Russen auf Mittel der Vergeltung und Rache; statt Entmuthigung sah man Aufschwung, Begeisterung; Begeisterung für die Sache des Vaterlandes, Begeisterung alle Opfer zu bringen, selbst die höchsten, um die Schmach zu tilgen, und der Nationalehre, durch Regenten wie Peter und Katharina, durch Feldherren wie Rumänzow und Suworow, aufs höchste gesteigert, genug zu thun. Das erste dieser Opfer war die herrlich prangende, hoch- und vielthürmige Moskwa, Moskwa die weißummauerte, Moskwa die Mutter der Russischen Städte, gewesen: hinfort, nachdem dieses schwere gebracht, schienen alle andern leicht. Jetzt kam ein anderer Geist über Heer

und Volk, ein ernster, düstrer, Sühnung fordernder. Zugleich fand man sich in der Vertheidigung weniger gebunden: als noch eine Hauptrücksicht auf Moskau zu nehmen war, fühlte man sich in den Operationen wie gelähmt: einmal gefallen, hatte man nicht weiter daran zu denken eine Stadt, sondern das Reich zu retten, und von dem Augenblick an sagte sich jeder: jetzt beginnt für uns der Krieg erst recht! Alsofort kam eine neue Thätigkeit in alle Maßregeln der Behörden, der Regierung, in das Volk: alles wollte dazu beitragen, den Boden des Vaterlandes recht bald vom Feinde zu säubern, der, nebst den patriotischen auch alle religiösen Gefühle verletzte, die Kirchen plünderte und sie in Ställe verwandelte, das Kirchensilber in Barren einschmolz; die Bilder der Heiligen ihres Schmucks entkleidete und als Bretter, als Tische und sonstiges niederes Geräth gebrauchte, kurz der Russen religiöses Gefühl auf alle Art höhnte und beleidigte. Grimm und Haß gegen die Tempelschänder verbreitete sich durch Erzählung ihrer wirklichen und angeblichen Unthaten immer weiter und entflammte das Volk zur blutigsten Rache. Wehe dem Unglücklichen, der in die Hände der Erbitterten fiel! — Unterdessen arbeitete Kutusow im Stillen, um den Feind in der Falle, in die er gerathen, recht lange festzuhalten.

So fand sich Napoleon in seinen Berechnungen vollkommen getäuscht. Moskau war das Ziel seiner Anstrengungen gewesen; dort hoffte er was er wünschte und brauchte zu finden, Lebensmittel, Erholung, Winterquartiere, Frieden; alles hatte er daran gesetzt, hinzukommen; nun war er da, und alles versagte ihm; durch den Brand

gingen Wünsche, Hoffnungen, Entwürfe und Pläne vor seinen erstaunten Augen in Feuer und Rauch auf. Er hatte jegliches im Voraus berechnet und erwogen, nur eine solche That nicht: durch sie fand er sich in seinen kühnsten Thaten überboten, und blieb nun wie betäubt, wie vom Schicksal verwirrt und gelähmt in Moskau sitzen, während er hätte bedacht sein müssen, die grauenvolle Brandstätte, den rauchenden Trümmerhaufen, der seine Hoffnungen begraben, so bald wie möglich zu verlassen und sein Heer bei der noch herrschenden günstigen Witterung nach Smolensk zurückzuführen, wo er seine bedrohten Verbindungen hergestellt und neue Unterstützungen gefunden haben würde. Aber dagegen lehnte sich sein Stolz auf: er wollte sich nicht durch Kraftthaten überboten zeigen; er wollte nicht, nachdem er sein Heer Monatelang auf Moskau und die dort zu findenden Erholungen vertröstet, dahin gekommen sein, um sogleich ohne Erfrischung und Erquickung, ohne Rast und ohne Frieden, getäuscht in allen Erwartungen wieder abzuziehen. So blieb er vom Verhängniß, das er beim Beginn des Feldzugs angerufen, fortgerissen, fünf Wochen dort, und das Schicksal ging in Erfüllung, wie er in seinem Prophetenton geweissaget, nur nicht das der Russen, sondern das seinige.

Sein scharfblickender Geist erkannte wohl das Gefährliche seiner Lage; doch Standhaftigkeit hatte ihn aus nicht minder gefährlichen gezogen, und er beschloß auszuharren, zu imponiren und dem Gegner vielleicht durch List oder Einschüchterung den gewünschten Frieden abzuringen. Er machte zu dem Ende verschiedene Versuche, um Unter-

handlungen anzuknüpfen, doch vergebens: er verlor nur seine Zeit: Friede, Waffenstillstand, alle seine Angebote wurden verworfen; er selbst aber durch trügerische Vorspiegelungen in Moskau wie festgebannt.

Am 5./17. Sept. begann unser Flankenmarsch, wodurch wir dem Feinde den Weg nach dem Süden abschnitten. Nach verschiedenen Märschen kamen wir zuerst nach Krasnaja Pachra und bezogen dann am 20. Sept. 2. Oct. die für den Feind verhängnißvolle Stellung von Tarutino. Hier entschied sich Barklai, bei den für ihn ungünstigen Umständen, das Heer zu verlassen. Die Stellung, die er neben dem Fürsten einnahm, ward ihm immer drückender; denn Kutusow wünschte seine Entfernung, wie überhaupt die der bedeutenderen Generale, damit ihr Ruhm dem seinigen keinen Abbruch thäte, indem man die jetzt leicht vorauszusehenden Erfolge ihnen und nicht ihm zuschriebe. Hatte man doch schon zu seinem Verdruß das Hauptverdienst beim Kampf von Borodino Barklai und Bennigsen beigelegt. Doch war er zu fein, ihn geradezu fortzuschicken, das würde Barklai Gunst und ihm Abgunst zugezogen haben: er suchte vielmehr durch wiederholte Unannehmlichkeiten ihm seine Lage so zu verleiden, daß er selber um seine Entlassung bitten mußte. Um sein Spiel besser zu verdecken, behandelte er Barklai äußerlich mit großer Auszeichnung und übertrug ihm den Befehl über beide vereinte Armeen: aber unter der Hand wurden tausend Intriguen gesponnen, um ihm den Dienst zu verbittern. Der Tropfen endlich, der das Glas überlaufen machte, war die Entsendung von 25,000 Mann unter Miloradowitsch ohne die mindeste vorläufige Anzeige davon

an den Oberbefehlshaber Barklai. Als ich diesem die erste Nachricht darüber gab, fühlte er sich tief verletzt, stieg zu Pferde und hatte mit Kutusow einen lebhaften Wortwechsel. Der Fürst schob die Schuld auf den Dejourgeneral Kanownizün. Doch Barklai durchschaute den Grund, ließ sich durch falsche Betheurungen nicht täuschen, sondern legte unter dem Vorwand zerstörter Gesundheit sein Kommando nieder und reisete einige Tage später, nur von zwei Adjutanten begleitet, nach Petersburg ab. Bevor dieß geschah, befragte er seine Adjutanten, die er nicht alle mit sich nehmen konnte, jeden einzeln und im Vertrauen, welche Verwendung ein jeder von ihnen wünsche. Ich äußerte den Wunsch, bei dem Fürsten Kutusow angestellt zu werden, der mir von jeher Zeichen seines Wohlwollens gegeben hätte. Solches geschah denn auch.

In den Augenblicken der Abreise hatte ich eine, mir ewig denkwürdige Unterredung mit Barklai. Der sonst immer verschlossene, einsylbige, an militärischen kurzen Befehl gewöhnte Mann, gab einer Reihe von Gedanken Worte und erwärmte sich beim Sprechen. „Die Gegenwart ist gegen mich, sprach er, und ich muß ihr weichen; aber ich sehe eine kühlere Zeit kommen, eine Zeit der Uebersicht des Geschehenen, und diese wird mir Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ich habe den Wagen auf den Berg gebracht, hinab rollt er von selbst bei geringer Lenkung. Das lustige Hinabrollen gönne ich jedoch dem Fürsten, und würde gern als bloßer Chef meines Jägerregiments ein bescheidenes Theil daran nehmen, wenn solches irgend thunlich wäre. Aber ich sehe, daß mein

bleiben Zwietracht veranlassen, einen Zwiespalt im Heer erwecken würde. Also ich geh'. Mein Werk, mein Denkmal steht da. Eine wohlerhaltene, wohlversehene, kampffertige Armee; der Feind ihr gegenüber mit zerrütteten Heereskräften, verzweifelnd, ein Spiel unseres Willens. Gott befohlen, lieber Löwenstern; es freut mich Ihnen zuletzt anzeigen zu können, daß der Kaiser auf mein Zeugniß Sie für den Tag bei Borodino zum Oberstlieutenant befördert hat."

In so großartiger Seelenruhe reisete Barklai, zum Schmerz seiner Anhänger und Freunde, ab. Kutusows Umgebungen, mit Ausnahme des biedern und braven Kanownizün, sahen diese Entfernung gern. Barklai bot in seiner Persönlichkeit ein zu grelles Gegenstück gegen den neuen Oberfeldherrn: hart gegen sich wie ein Spartaner, hatte er die größte Sorge für das Wohlsein der Soldaten; durchaus vom Pflichtgefühl durchdrungen, wachte er eifrig darüber, daß auch andere ihre Pflicht thaten. Und wie wahr hatte er in den Worten an mich gesprochen! Ihm dankte die Armee, unter so vielen erschwerenden Umständen, ihre Erhaltung bei dem raschen, ungestümen Andrang des Feindes, bei den vielfältigen Manövern Napoleons, sie entweder von den reichen Südprovinzen abzuschneiden und gegen die magern nördlichen zu werfen, oder in eine Schlacht wider weit überlegene Kräfte zu verwickeln. Einem Napoleon und einer von ihm geleiteten doppeltstarken Macht gegenüber die Armee intakt von Wilna bis nah an Moskau geführt zu haben, war gewiß eine große Leistung! Und diese Armee, war sie es nicht, die später entschied? Denn weder Hunger, noch

Kälte, noch die Bauern und Kosaken hätten das Land befreit, wenn nicht eine Armee dagewesen wäre, jenem allem zum Nachhalt zu dienen. Und doch, statt des Triumphzuges, der ihm gebührte, erlebte er in Kaluga die Schmach, von einer verblendeten, erhitzten Menge gehöhnt und umtobt zu werden. Die Scheiben an seinem Wagen wurden zerschlagen und durch die Straßen erscholl das Geschrei: „Seht dort den Landesverräther!" — Die Polizei eilte mit ihrem Schutz herbei und es blieb bei einem bloßen blinden Lärm. — Aber auch in Petersburg hatte er viele Unannehmlichkeiten, so daß er sich kaum auf den Straßen zeigen durfte. Mit dem Hohnruf: „Verräther!" verfolgte ihn die beschränkte Menge; nur der erhabene Monarch fast allein ließ ihm volle Gerechtigkeit widerfahren. Barklai zog sich darauf von Petersburg nach Livland in den Schooß seiner Familie zurück, bis auf die Wiederkehr günstigerer Zeiten. Sie kamen bald!

Als ich mich meinerseits zu meinem neuen Dienst bei Kutusow meldete, kam er mit Freundlichkeit mir entgegen. Ich gehörte fortan zu seinem Stabe und versah die Funktionen eines Adjutanten. Indessen fühlte ich mich in der neuen Lage nie recht heimisch, obgleich ich, was äußere Ruhe und die Bequemlichkeiten des Lebens betraf, viel besser gestellt war. Wenn es bei Barklai nur schmale Bissen, eine spartanische Feldsuppe gab, führte der Fürst eine schwelgerische Tafel; von der allstündlichen Lebensgefahr, der man sich in Barklai's Umgebung aussetzte, war vollends in des Fürsten beschwichtigender Wolkenhöh' nicht ein Schatten vorhanden. Ein Wettersammelnder, fernhin treffender Zeus prangte er an seiner Ambrosia

duftenden Tafel. Das Winken seiner Augenbraunen verbreitete Heiterkeit und Freude. Für mich hatte er oft ein freundliches Wort. Er erkundigte sich bei mir nach seiner Enkelin, der Gräfin Dally Tiesenhausen [2]), die durch meine verstorbene Frau mir zugleich eine Nichte war. Dieses holde Kind wurde damals bei den Großältern väterlicher Seits, dem Grafen und der Gräfin Tiesenhausen, in Reval erzogen. Der Fürst trug mir Grüße dorthin auf und fügte dann gewöhnlich eine Nachricht über die Fürstin, seine Gemahlin, hinzu, mich dadurch wie einen nahen Angehörigen behandelnd. Dies hob mich denn in seiner Umgebung und ich hätte schon das vergnügte Leben eines militärischen Dandy führen können, zu dem ich mich in Friedenszeiten wohl geneigt fühlte, aber jetzt stand mein Sinn nach Säbelgeklirr und dem Ziehen des Pulverdampfs um den Schnautzbart herum.

Einen leichten Ersatz dieses Genusses gewährte mir zuweilen eine Ausflucht, oft ohne Vorwissen des Fürsten, zur Vorhut hin, die Miloradowitsch befehligte. Da gab es manchmal Bilder aus frühern Zeiten, aus den Tagen der Coucy, der Crillon. Murat kam an die Vorposten gesprengt, gekleidet wie ein Connetable von Frankreich am Hofe König Franz I., und unserer Seits karakolirte Miloradowitsch heran, sich gleichfalls möglichst herausstaffirend. Ich wünschte ihm in solchen Augenblicken immer die Tracht seines Stammes, die bunte, serbische Kleidung, die, halb Türkisch, halb Griechisch, sich sehr malerisch

---

[2]) Jetzige Gräfin Ficquelmont.

ausnimmt. Beide, Murat und Miloradowitsch, glichen sich dem Karakter nach vollkommen; beide suchten sich ein ritterliches Ansehen zu geben, zu glänzen, den Bayard zu spielen, auf die Menge zu wirken, während sie im Grunde der eine ein Gascogner des Südens, der andere des Nordens waren. Aber durch ihre Gasconnaden wußten sie die Truppen zu elektrisiren und sich ihre Liebe zu erwerben. Bei den erwähnten Zusammenkünften ging dann die Unterredung in hohen und gespitzten, aber gewählten und friedlichen Worten vor sich und endete gemeinhin zu unserm Vortheil, weil nun einmal der Lauf der Dinge auf unsere Seite neigte. Einmal hörte ich Miloradowitsch wieder erzählen, der König habe gesagt: „es sei ein schlimmes Land, das breite, scythische Rußland, noch für keine civilisirte Existenz eingerichtet;“ — da habe er geantwortet: „Sire, Sie haben daheim ein so schönes Königreich, dazu eine so schöne Kleidung, Sire, warum sind Sie in dies schlechte, noch nicht eingerichtete Land gekommen?“ —

Als Barklai abreisete, hatte der Oberst Wolzogen gebeten, ihn nach Petersburg begleiten zu dürfen; eben so Zakrewskij, Peterson, Reitz. Es blieben daher außer mir als ein Erbe von Barklai an Kutusow nur einige Adjutanten und Generalstabsoffiziere übrig, wozu noch die drei Adjutanten des Prinzen Georg von Oldenburg kamen, Timroth, Wardenburg und Bartholomei. Der letztere war von Oesel gebürtig und demnach mir auch ein näherer Landsmann. Er ist später als ein Militair von Auszeichnung im Range eines Generallieutenants gestorben. Der beiden andern ist schon früher gedacht worden. Wir

viere machten gemeinsamen militairischen Haushalt, bezogen immer Ein Quartier und erleichterten und erheiterten uns dadurch gegenseitig die Existenz. Wardenburg war ein unterrichteter Offizier von vielseitiger Erfahrung. Er hatte den italienischen Feldzug unter Suworow mitgemacht, aber als Oestreichischer Offizier; später hatte er bei Marengo, Austerlitz, in Preußen und Finnland gefochten. Es gab daher zwischen uns oft Unterhaltungen, die mir besonders lehrreich wurden. Auch um unsern leiblichen Unterhalt war es wohl bestellt. Es kamen uns Lebensmittel, Wein, Früchte, alle Luxusgegenstände aus dem Innern des Landes im Ueberflusse zu; und nie herrschte so viel Wohlleben im Heer als im Lager von Tarutino, während die Gegner an allem Mangel litten. Nur Holz fehlte; deswegen trugen die Soldaten nach und nach alle Häuser in der Runde ab; ja sie verstiegen sich selbst bis an das des Feldmarschalls, und deckten, während er dinirte, das Dach ab. Er ließ sie gewähren, und verlegte sein Hauptquartier von Tarutino nach dem unweit gelegenen Letaschewka.

Von hier begannen die glänzenden Unternehmungen der Parteigänger, Kudaschew, Fügner, Seslawin, Davidow, Dorochow. Davidow war der erste, der den Anstoß dazu gab, und die zahlreichen Schaaren von Kosaken, die täglich vom Don zuströmten, lieferten die besten Truppen dazu. Diese Parteigänger fügten den Franzosen unsäglichen Nachtheil zu, und nöthigten sie, zuletzt ganze Korps zur Bedeckung ihrer Futterholer abzuschicken. Sie schränkten sie auf immer engere Kreise ein, wiegelten die Bauern gegen sie auf, überfielen die kleinen feindlichen

Abtheilungen, fingen die Kouriere auf, und brachten mehr Gefangene ein, als eine Hauptschlacht geliefert hätte. Kutusow ermunterte ihre Unternehmungen, denn ihre Thaten füllten die Zeitungen und erlaubten ihm unthätig zu bleiben. Doch war diese Unthätigkeit hier von der Klugheit geboten, um Napoleon nicht aufzustören, und in dem ihm so verderblichen Aufenthalt zu Moskau recht lange festzuhalten, bis der Winter, als der Russen treuer Bundesgenoß, herankäme.

Unter den erwähnten Parteigängern war Fügner einer der thätigsten aber auch der grimmigste: er glaubte eine große That zu thun, wenn er die Gefangenen niedermetzelte; er fand nur in wenigen überspannten jungen Leuten Nachahmung; die Mehrzahl der Offiziere nahm sich der Gefangenen an, und der Soldat, wo er frei handeln konnte, war, wie es denn der Russe in seiner natürlichen Gutmüthigkeit immer ist, mild gegen sie und theilte mit den Verhungerten seinen Zwieback und seinen Branntwein. Im Kampf tödtet der Russe seinen Feind, dem Ueberwundenen reicht er die Bruderhand. — Fügner war sonst ein Mann von vielem Verdienst, ein trefflicher Soldat und von seltener Unerschrockenheit: auch tödtete er die Gefangenen nicht aus Bosheit, nur aus Ueberspanntheit: deshalb waren es auch nur Franzosen, die er seinem Hasse opferte: die Deutschen, Italiener und andern Fremden fanden Gnade vor seinen Augen. Als Partisan leistete er die ausgezeichnetsten Dienste. Nach vielen besondern Abenteuern kam er im folgenden Jahre in einem Gefecht bei Rosla um.

Unterdessen hatten Toll und Bennigsen die nach-

lässige Stellung Murats bei Winkowo erkundet und trugen bei Kutusow darauf an, ihn rasch anzugreifen und zu vernichten. Der Angriff sollte am 4./16. Oktober statt finden, und hätte dazumal auch die gemeinte Wirkung gehabt, aber durch General J....... traten Verzögerungen ein, der Feind roch Lunte und traf einige Vorkehrungen. Am 5./17. Abends, zum erstenmal seit ich zu seinem Gefolge gehörte, bestieg auch Kutusow ein Pferd und besichtigte die Stellung des Heers und einige aufgeworfene Schanzen. Zur selben Stunde erschien in den Lüften ein Adler, schwebte über dem Feldherrn und umkreis'te ihn, zeigte auch keinerlei Furcht, außer zuweilen bei einem plötzlichen Wetterleuchten, das von Zeit zu Zeit aufblitzte, ohne daß ein Gewitterschlag zu vernehmen war. Es wurde die Erscheinung des Adlers im hellen Wetterleuchten für eine glückliche Vorbedeutung genommen und die Rede darüber ging von Mund zu Mund durch das ganze Heer. In der Nacht darauf verließ der Fürst sein Hauptquartier zu Letaschewka und bivouaquirte im freien Felde.

Am andern Morgen in der Frühe (den 6./18. Oct.), dem Siegestage bei Leipzig im folgenden Jahre, gab Bennigsen mit drei Kanonenschüssen das Zeichen zum Angriff. Er sollte allseits in Murats Front und auf seinem linken Flügel statt finden, während General Müller-Sakomelskj und Graf Orlow-Denissow gleichzeitig den Franzosen in den Rücken fielen. Jedoch die Bewegungen griffen nicht in einander ein und es kam nur Stückwerk zur Ausführung. Der tapfere General Baggohufwud blieb gleich im Anfange, und andere Truppenmassen ka-

men nicht zur rechten Zeit und nicht zum rechten Angriff. Indessen war das Ergebniß des Tags doch immer sehr bedeutend. Sechs und dreißig Geschütze und alles Gepäck, auch die Küche des Königs, fiel in unsere Hände. In der letztern fand man zubereitetes Pferdefleisch und abgezogene, gespickte Katzen. Die Soldaten sahen mit Verwunderung diese Speiseanstalten und die Katzen wurden voll Grauen Hunden hingeworfen.

Ich hielt neben dem Fürsten, als während des bereits angegangenen Gefechts General Jermolow ihm die Nothwendigkeit darlegte, mit dem übrigen Heer einen nachdrücklichen Angriff zu machen. Der Fürst ritt zürnend auf ihn zu, fuhr ihm mit aufgehobenem Zeigefinger mehrmals unter der Nase hin und her und sagte in der schonungslosesten Weise: „Ihr habt immer das Maul voll von Attaken und Attaken, und begreift es nicht, daß wir noch nicht reif dazu sind, daß kombinirte Bewegungen über unser Geschick gehen und daß überhaupt Manövriren nicht unsere Sache ist. Der heutige Tag hat es wiederum bewiesen und es thut mir leid, auf den Bennigsen gehört zu haben.“ — Noch waren dem Fürsten die glänzenden Ergebnisse des Tages unbekannt, er sah zur Zeit nur die Zerstückelung in der Ausführung des ursprünglichen Plans und konnte nicht wissen, daß trotzdem Müller und Orlow alles wieder gut gemacht hätten. Er sandte Adjutanten über Adjutanten zu Bennigsen, die ihn aber an dem bezeichneten Ort nicht finden konnten, weil der Angriff unterdessen bedeutend vorgerückt war. Sie kamen also unverrichteter Sache zurück.

Endlich gelangte die Nachricht von Murats eiligem

Rückzug zu uns und nun befahl der Fürst der Kavalerie von Korf und Wassiltschikow vorzugehen; jedoch der günstige Augenblick war vorüber; die Franzosen hatten die Defileen von Woronowo hinter sich und führten ihren Rückzug mit ziemlicher Ordnung aus. Der Fürst stieg nunmehr vom Pferde und Platow, der in demselben Augenblick ankam, ließ einen Teppich legen und Sitze bereiten, worauf Kutusow mit ihm Platz nahm. Jetzt sprengte auch Bennigsen heran und verkündete das gewonnene Treffen. Der Fürst erhob sich von seinem Sitz, ging ihm entgegen und sagte: „General, Sie haben einen schönen Sieg davon getragen; an mir ist's Ihnen dafür zu danken, an dem Kaiser, Sie dafür zu belohnen!“ — Bennigsen, verstimmt und erbittert darüber, daß der Fürst durch seine Unentschlossenheit und Lauheit sich den Sieg beinah' hatte entwinden lassen, erwiederte in kühler Art und bat um die Erlaubniß, sich für einige Tage zurückziehen zu können, indem er eine starke Kontusion erhalten. Der Fürst willigte ein und Bennigsen ritt fort, ohne vom Pferde gestiegen zu sein und ohne irgend eine Einzelheit über den Verlauf des Gefechts gesagt zu haben.

Wir andern nahmen ein Frühstück in der Nähe des Kampffeldes ein und kehrten dann ins Hauptquartier zurück. Durch die Armee lief wohl die Sage und erweckte Verstimmung, daß bei etwas mehr Einheit und Nachdruck in der Ausführung wir einen Theil des Französischen Heers hier hätten vernichten und den König Murat gefangen nehmen können; doch waren die Ergebnisse des Tages immer groß und tröstend und zeigten

zum erstenmal augenscheinlich, wie zerrüttet die französischen Heereskräfte seien, daher die gedachte Erwägung keinen besondern Eindruck machte.

Noch einige Tage blieben wir bei Tarutino stehen: da erhielt das Heer am Abend des 11./23. Octbr. plötzlich den Befehl, Lager und Befestigungen zu verlassen und links ab zu marschiren. Da man dieß auf einen Rückzug deutete, so wurden die Gemüther zweifelhaft und nicht wenig betreten; zugleich verbreitete sich die Kunde, Napoleon richte sich auf Malo-Jaroslawetz, in der Absicht, uns in der Flanke zu umgehen und vor uns Kaluga zu gewinnen, wodurch er dem Heer die direkten Verbindungen mit den Südprovinzen abgeschnitten und sich in dem unberührten Lande reiche Verpflegquellen geöffnet hätte. Wir marschirten die ganze Nacht durch und befanden uns gegen Morgen etwa eine Stunde von Malo-Jaroslawetz. Hier ließ der Fürst die Kolonnen Halt machen und sandte den General Kanownizün ab, um die Stellung des Feindes zu erkunden. Ich erhielt den Befehl, ihn zu begleiten, um über die erlangte Kenntniß dem Fürsten eine Nachricht zurückzubringen. Wir fanden die Stadt zum Theil von den Völkern des Vicekönigs von Italien besetzt, und hatten ein tüchtiges Gewehrfeuer zu bestehen. Der General Jermolow war schon zur Stelle und trug mir auf von Dochturows Korps das Regiment Orel zu nehmen und zur Unterstützung unserer Jägerregimenter in die Stadt zu führen. General Talisyn gab unserm Angriff durch seine Brigade Nachhalt. Bald waren wir im heftigsten Handgemenge und der Kampf wurde einer der erbittertsten, die ich je gesehen.

Die Stadt wurde mehremale genommen und wiedergewonnen. Mitten im Wogen des Gefechts sah ich auf einen Augenblick meinen Bruder Georg, der an der Seite des Generals Dorochow daran Theil nahm. Wir hatten eben nur die Zeit, uns ein Paar Worte zuzurufen und uns die Hand zu reichen. Sein General wurde in der Affaire tödtlich verwundet, er kam unverletzt aus dem Blutbade, wo Todte überall den Boden bedeckten und Gefangene fast nicht gemacht wurden.

Jetzt erst sandte Kanownizün mich zurück zum Fürsten, ihm Bericht über das Geschehene abzustatten und ihn zu bestimmen, seine Kolonnen vorgehen zu lassen. Ich legte die fünf Werst bis zu ihm mit verhängtem Zügel zurück und meldete was zu melden war. Er ließ sogleich das Korps Rajewskij's im Geschwindschritt vorgehen, das ganze Heer nachfolgen und setzte sich zu Pferde. Als er so weit vorgeritten war, daß einige Kugeln uns über den Köpfen hinflogen, machten ihn General Tormassow (der um Bagrations Stelle einzunehmen hierher berufen war) und der geheime Rath Lanskoi auf die Gefahr aufmerksam, doch er gab nicht darauf Acht, sondern fuhr fort den Kriegsbewegungen zu folgen und seine Befehle mit kaltem Blute zu ertheilen. Die mit ihm gekommenen Truppen wurden hierauf im Kreise um die Stadt, die neue Straße von Kaluga hinter sich, aufgestellt.

Während des Vorrückens hatte mich der Fürst zu sich gerufen und mir den Befehl ertheilt, einige Kosaken seines Geleits zu nehmen und mich möglichst weit gegen den äußersten linken Flügel des Feindes zu bege-

ben, seine Bewegungen prüfend zu beobachten und ihm darüber Bericht abzustatten. Schon hatte ich meinem Gaul den Sporn in die Seite gesetzt, als der Fürst mich zurückrief und mir diese Worte sagte: „Geben Sie Acht auf die Stärke des Feindes, seine Bewegungen und suchen Sie die Intention zu errathen. Aber Phantasie muß aus dem Spiele bleiben; ein scharfes Auge und kalte Ueberlegung empfehle ich, und zu Ihrer Einsicht habe ich Vertrauen." — Ich sprengte fort, schlüpfte glücklich durch, setzte über die Lusha und schlich mich weit auf den linken Flügel des Feindes vor. Ich muß gestehen, daß die frühern Aeußerungen des Fürsten, wie seine letzten an mich gerichteten Worte, mich einen Gedanken fassen ließen, der unwillkürlich auf meine Beobachtungen Einfluß hatte. Ueberall in den Bewegungen des feindlichen Heers, so viel mir davon sichtbar ward, glaubte ich eine Tendenz zum Rückzug zu erblicken, und solcher Wahrnehmung voll ritt ich zum Fürsten zurück und berichtete über meine Ansicht. Kutusow lächelte zufrieden und zu seiner Umgebung sich wendend, sprach er: „Nun, meine Herren, was habe ich Ihnen gesagt? Der Vicekönig schlägt sich blos um den Rückzug; Napoleon weicht. Mein Adjutant, der weit vor war, sagt das Nämliche." Darauf zu mir sich wendend, setzte er hinzu: „Ich werde Ihren Eifer und Ihre Einsicht vor Sr. M. dem Kaiser zu rühmen nicht unterlassen."

Da das Gefecht in und bei Malo-Jaroslawetz immer noch fortdauerte, entschloß sich der Fürst, das Korps von Dochturow, das viel gelitten, durch jenes von Borosdin und die 3. Division unter Fürst Schachowskoj ablösen

zu lassen und General Kanownizün, den sein Feuereifer immer an einen entscheidenden Ort trieb, begab sich zur Stelle, um die Operation zu leiten. Ich erhielt den Befehl, ihn zu begleiten, und wir kamen eine Zeit lang in ein so heftiges Feuer, daß sein Adjutant Rshewskj verwundet und mir die Spitze am Säbel abgeschossen wurde. Bei solchen Gelegenheiten mußte man Kanownizün bewundern: nichts brachte ihn aus der Fassung: immer die Nachtmütze auf dem Kopf, den Hut darüber und die Pfeife im Munde, imponirte er zwar nicht durch sein Aeußeres, begeisterte aber die Soldaten durch seine treuherzige Zurede, durch seine kaltblütige Tapferkeit und das glänzende Beispiel, das er vor dem Feinde gab. — Da der Vicekönig indeß auch durch zwei Divisionen von Davoust (Gerard und Compans) verstärkt worden war, so wußte er sich trotz unserer wüthenden Angriffe auf den Trümmern der Stadt zu behaupten. Wir dagegen hielten die äußern Häuser und die umgebenden Krautgärten fest, und so dauerte das gegenseitige Feuer bis um 10 Uhr Nachts fort.

Kutusow nahm jetzt mit dem Gros der Armee eine Stellung anderthalb Werst vom Kampfplatze und bezog dort ein Bivouak. Hier war es, wo er mit dem General Toll, der als Generalquartiermeister funktionirte, einen lebhaften Streit hatte. Der eben zum General beförderte heißblütige Toll verlangte ein Vorrücken des Heers, ein Zurückschlagen des Feindes über die Lusha, und Verfolgung Napoleons, wenn sich dessen Rückzug bestätigte, mit allen Kräften; und sagte in seiner barschen Art, als er die Disposition für den Abend ausfertigen sollte: „er

wüßte nicht, was er schreiben solle, denn nach seiner Meinung gäbe es nur Eine Disposition, und die wäre vorzurücken und den Feind zu vernichten." Der alte Feldherr, der leicht in den moralischen Harnisch zu bringen war und dann eben seine Ausdrücke nicht mäßigte, blieb gelassen, und suchte seinen heißen Generalquartiermeister, für den er eine wahrhaft väterliche Zuneigung hatte, durch sanfte Rede abzukühlen und bat ihn zuletzt: „nicht so eigensinnig zu sein, und ihm zu Liebe zu thun, was er verlangte;" wobei er seine Lieblingsrede: „dem fliehenden Feinde goldene Brücken!" wiederholte. Toll widerstand noch immer, da trat, vom Kampfplatze herangesprengt, mitten in die lebendige Unterhaltung Bennigsen, und sagte mit Emphase zum Fürsten: „Herr Feldmarschall, ich wünsche Ihnen Glück zum zweiten Theil von Eilau, den Napoleon Ihnen morgen darreichen wird. Die Franzosen zeigen die Absicht, sich um jeden Preis in Malo-Jaroslawetz zu behaupten, um Ihnen morgen eine Schlacht zu liefern." — „He, aufgepaßt, sprach jetzt der Fürst zu Toll mit einem spöttischen Lächeln, das jedoch mehr Bennigsen als dem Angeredeten galt, hier ist ein erfahrungsreicher General, der mir eben anzeigt, daß der Feind mich morgen angreifen will, und ich soll mich wie ein toller Husar avanturiren! Nein, nein, ich muß mich vorbereiten, ihn zu empfangen." Darauf schlug er Toll leicht auf die Achsel und sagte: „Lieber General, gehen Sie und schreiben Sie alles nieder, wie ich es Ihnen gesagt habe."

Bennigsen hatte sich mit seiner Erwartung, einen Doppelgänger der Schlacht von Eilau zu erleben, gar

sehr getäuscht. Der Feind, da er sich in seiner Absicht auf Kaluga zuvorgekommen sah, schlug sich jetzt nur, um sicher davon gehen zu können, und was der Fürst errathen und ich, wie vorberichtet, gesehen zu haben glaubte, hatte seinen guten Werth. Der Fürst brachte die Nacht mit seinem ganzen Stabe in freiem Felde, unter dem gestirnten Himmel zu. Abend und Nacht waren lau und mild wie im Sommer, und diejenigen haben Unrecht, welche behaupten, die Franzosen wären schon bei Tarutino und Malo-Jaroslawetz erfrorne Leute gewesen. Dieß ihr Ungemach begann erst später und etwa an der Beresina; für jetzt war die Witterung noch günstig. Konnte doch Kutusow, ein siebenzigjähriger Greis, ohne Gefahr für seine Gesundheit, die Nacht im Freien zubringen.

Gegen Morgen (des 13./25. Oktbr.) als er eben frühstückte, brachte der Oberst Kaisarow die Nachricht von dem glücklichen Gefecht Platows auf der äußersten Rechten des Feindes. Er hatte ihm 11 Kanonen genommen und befand sich jetzt auf dessen Verbindungslinie. Während dieser kosakischen wilden Jagd, mitten durch die feindliche Marschlinie, wäre Napoleon beinahe ergriffen worden, ja sein Adjutant Rapp wurde bei der Vertheidigung des Kaisers vom Pferde gehauen.

Kutusow, in der Besorgniß, Napoleon werde ihn hier bei Malo-Jaroslawetz festzuhalten und dann über Medyn auf Kaluga zu umgehen suchen, zog sich am nächstfolgenden Tage (den 14./26. Oktbr.) nach Detschino zurück, wo er der Straße von Medyn nach Kaluga näher war, gerade in dem Augenblick, wo auch das französische Heer seinerseits umkehrte. Malo-Jaroslawetz wurde so der

Wendepunkt des französischen Waffenglücks. Wie Kutusow es vermuthet, wagte es Napoleon nicht, weiter vorzudringen, da er nicht anders als über die Russische Armee sich den Weg zu den reichern Provinzen öffnen konnte; er zog es vor, nach dem Rath der einflußreichsten seiner Generale, auf dem gekommenen Wege schnell wieder zurückzugehen. Warum er nicht versuchte, Kutusow weiter zurückzudrängen und dann den Weg über Medyn, Juchnow und Jelnia einzuschlagen, bleibt ein Räthsel, da er hier theils auf kürzerem Wege und durch fruchtbares Land gezogen, theils auch auf dieser Straße einige nach seinen frühern Befehlen gemachte Vorbereitungen gefunden hätte. Kutusow würde ihn auf diesem Wege nicht mehr beunruhigt haben, wie auf dem andern.

Als der Rückzug der Franzosen entschieden war, wandten auch wir uns, um ihnen zu folgen. Miloradowitsch mit einer starken Vorhut wurde ihnen auf den Fuß nachgeschickt, während Kutusow mit der Hauptarmee in einiger Entfernung davon Seitenwege einschlug, auf gleicher Höhe mit dem Französischen Heer. So ging der Marsch mehrere Tage fort, bis unsere Vorhut unter Miloradowitsch wieder mit den Franzosen bei Wiasma zusammenstieß (22. Oktbr. 3. Novbr.). Diesesmal war das Angreifen an uns; nur leider wurde Miloradowitsch bei seinen Angriffen auf die Französischen Marschälle von Kutusow nicht unterstützt, obgleich dieser ganz nahe war, obgleich man den rollenden Geschützdonner deutlich hörte, und Offiziere und Soldaten vor Ungeduld brannten, am Kampfe Theil zu nehmen. So große Nachtheile dieser Kampf dem Feinde zufügte, so wären sie ungleich ent-

scheidender gewesen, wenn Kutusow mit der Hauptarmee, wie er konnte, mit eingegriffen hätte. Seine Unthätigkeit erweckte allgemeines Murren, die Soldaten stampften vor Unmuth mit den Füßen, als sie den nahen Geschützdonner hörten und den Ihrigen nicht zu Hülfe eilen durften. Doch Kutusow zog einer Schlacht mit dem Feinde lieber den Tadel des eigenen Heeres vor. Da er die Dinge nicht mit eigenen Augen sah, so konnte er sich keinen Begriff von der Entmuthigung machen, die bei dem Französischen Heere um sich zu greifen begann. Er ahnete nicht, daß die Lage der Dinge ganz verändert sei, daß die Franzosen bloß um sichere Flucht, um Haut und Leben kämpften. Er sah in ihnen immer noch die alten; Napoleons furchtbarer Name imponirte ihm, und durch den kleinmüthigen Gedanken von den „goldenen Brücken“ beherrscht, wies er alle Vorschläge von nachdrucksvoller Verfolgung, von Zuvorkommen, Abschneiden, rastlosem Handeln entschieden ab, und zwar, je nach seiner Stimmung, bald mit einem spöttischen Lächeln, bald verdrießlich und mit Härte. Daher, als ich dieser Unthätigkeit beim Hauptquartier überdrüßig, ihn eines Tages bat, mich zur Vorhut abzulassen, erwiederte er mir mit großer Verstimmung: „Bah, nicht alle Welt kann in der Vorhut sein. Auch hier gibts Geschäfte für muthige Herzen und treue Diener. M e i n e Sache ist es zu wissen, wo jeder recht ist.“ — Ich mußte mir das Gelüst nach der Vorhut vergehen lassen, indessen kam ich doch bald auf einem andern Wege dahin.

An das Hauptquartier in erzählter Weise festgebunden, suchte ich mir die Zeit, so gut es ging, zu vertreiben.

Unsere Märsche glichen einem Vorrücken in Friedenszeit, etwa zu einer Heerschau, und solche Täuschung hätte fast vollständig sein können, wären uns nicht von Zeit zu Zeit gefangene Generale, Offiziere oder Soldaten herbeigeführt worden. Das erinnerte uns denn sichtlich und greifbar an Kriegeszeiten. Mein vergnügtes Mittagsmahl hatte ich beim Fürsten. Ich erschien dabei oder blieb weg, wie es mir zusagte. Die Tage, an denen letzteres geschah, speisete ich bei dem Herzog Alexander von Würtemberg oder bei dem Erbprinzen August von Oldenburg, dem nachmaligen Großherzog, die beide den Krieg unter vielen Mühen mitmachten, ohne ein besonderes Kommando zu haben, bis später, im Jahr 1813, der Herzog die Leitung der Belagerung von Danzig übernahm. Bei dem Erbprinzen traf ich oft den bekannten General Sir Robert Wilson, der den Englischen Kommissär bei der Russischen Armee darstellte. Es war ein langer, dürrer Engländer, der die Manie hatte, sich den Kugeln auszusetzen. Man kann es in solcher Liebhaberei wirklich bis zur Manie bringen; ich weiß selbst etwas davon zu sagen. Wenn ich in jenen Tagen meinen Leib mit dem des hagern Engländers verglich und beide Gestalten kongruirend fand, meinte ich zuweilen, die Kugelmanie erwache besonders bei den dürren Menschen, die in Erfahrung bringen möchten, ob sie nicht zugenommen und endlich den Kugeln ein Ziel böten. In den Regentagen der Schlacht bei Dresden 1813, hörte ich erzählen, erschien Wilson in einem Regenmantel von Wachstaft, in welchen der Herbstwind hineinblies und ihn aufpuffte. Beim Sturm auf den großen Garten, wobei Wilson nichts zu

thun hatte, als bloß sich dem Feuer auszusetzen, riß ihm eine Geschützkugel den Mantel glatt weg und er saß wieder da auf seinem magern Stutzschweif, die dürre, rothe, unzuverletzende Gestalt.

Bei dem Herzog Alexander traf ich nicht auf Wilson und sein vehementes Räsonniren in kauderwelschen englisch-französischen Phrasen, aber dafür auf ein geistreiches Gespräch des Fürsten über die Vorfälle des Tages und überhaupt über militärische Gegenstände. Er vereinte große Sachkenntniß und Erfahrung mit einer seltenen Gabe der Rede. Kein Parlamentsmitglied, kein Kathedermann hat je besser gesprochen. Dabei beherrschte er die französische Sprache vollkommen. Obgleich manchmal eine Campagnemahlzeit nicht anders als frugal ausfallen konnte, in einem Kriege wo unzählbare Schaaren die Gegend verwüstet hatten, und wo auf der Gegenseite Könige mit Katzen- und Pferdefleisch vorlieb nehmen mußten: so ward doch des Herzogs gastfreundliches Mahl für mich jederzeit ein genußvolles Symposion voll der geistreichsten und belehrendsten Unterhaltung.

Während ich mich also im Hauptquartier und in der Nähe desselben bewegte, indem der Herzog und der Prinz gewöhnlich nicht in einem Dorfe mit dem Feldmarschall, sondern in andern nahe gelegenen Dörfern ihre Quartiere erhielten, hatte ein treuer Freund und Waffengefährte meine Sache bei dem Fürsten durchgeführt. Es war der Fürst Kudaschew, Schwiegersohn Kutusows und sein Favorit. Durch dessen Bemühungen bekam ich einen schriftlichen Auftrag an Miloradowitsch zu überbringen mit dem Befehl, bei demselben bis zur Ausführung zu verbleiben.

Das war eine lange gewünschte Abkommandirung zur Vorhut.

Außer dem Pferde, das ich ritt, hatte ich zwei Handpferde und ein Packpferd, zwei Reitknechte dazu und zwei Kosaken. So ausgerüstet setzte ich mich gleich nach erhaltener Depesche in Bewegung, um unsere Vorhut einzuholen. Nach einem zweitägigen Ritt traf ich am 26. Oct. (7. Nov.) auf die französische Hinterhut, und wäre in jedem andern Falle unbezweifelt verloren gewesen, aber so herabgekommen war schon der Zustand des Französischen Heeres, daß sich nirgends Chasseurs zeigten, um Jagd auf mich zu machen. Das Fußvolk setzte seinen ermüdeten, schwankenden Zug fort und niemand kümmerte sich um mich unbefugten Zuschauer, der etwa hundert Schritte abseits der Heerstraße Halt gemacht hatte. Endlich sah ich Offiziere nach mir hinlugen, mit einander sich besprechen und ein einzelner Schuß knallte nach mir herüber.

Nach einer Weile, die ich auf meinem zufälligen Beobachtungsposten verblieb, sah ich die Spitze des Russischen Vortrabs erscheinen. Bei demselben befand sich Jermolow, den die mannigfachen Umtriebe im Hauptquartier und die ihm abgeneigte Gesinnung Kutusows ermüdet hatten und der sich ausgebeten, den Krieg ferner unter Miloradowitsch' Befehl mitzumachen. Nachdem ich meine Depesche behändigt, blieb ich bei den Truppen der Vorhut, die auf Dorogobusch zueilten. Die ganze Heerstraße war hier mit französischen Leichen, Sterbenden und mit todten Pferden übersäet. Es war ein grauenvoller Anblick, von dem man sich keine Vorstellung machen kann, wenn man ihn nicht selbst vor Augen gehabt hat.

Trotz der trübseligen Lage, in der sich die Franzosen befanden, leistete ihre Hinterhut doch in Dorogobusch einen ziemlich lebhaften Widerstand. Eine Höhe zur Seite der Stadt und ein ummauerter Kirchhof mußten mit Sturm genommen werden. Der Herzog Eugen von Würtemberg, der den Auftrag erhielt, dieß in's Werk zu richten, führte es mit der ihm eigenen Umsicht und Herzhaftigkeit aus. Als wir die Stadt genommen, war die eine Hälfte derselben zerstört, die andere brannte. Miloradowitsch wurde genöthigt, zweimal in der Nacht das von ihm eingenommene Haus wieder zu verlassen, weil es zu brennen anfing. Es war eben nicht kalt, aber der Schnee stürzte in großen Flocken herab und überall war Noth und Elend. Die Gefangenen, ein Paar Tausende, waren in leere Gebäude und Gehöfte eingetrieben, und ermangelten jedweder Verpflegung. Aber auch unsere Soldaten hatten es gar übel.

Ich hatte die schlimmen Stunden dieser Nacht vorausberechnet, und war gleich anfangs bedacht gewesen, mir ein Quartier in der Vorstadt jenseits des Dnieprs aufzufinden. Dorthin waren unsere Truppen noch nicht eingedrungen und verlaufene Franzosen hielten sie besetzt. Sie wollten daselbst nur nächtigen und dann weiter rennen, vorwärts oder rückwärts, wie es kommen würde. So armselig war ihr Zustand, daß sie auf mein Erscheinen gar nicht Acht hatten, und als ich selb fünfen in ein Haus trat, darin sich ein Dutzend von ihnen einquartiert, ließen sie sich ohne Widerstand hinaustreiben. Der Herr des Hauses, ein Kleinbürger, hatte früher im Heer gedient und konnte, wie es sich bald zeigte, leicht in patriotischer Gesinnung auflodern. Kaum hatte er mich als

einen Offizier des Russischen Heeres erkannt und mein Ordenskreuz erblickt, als er tief sich verneigend mich demüthig grüßte und sich bekreuzigte, dann aber plötzlich aufras'te, ein Messer ergriff, hinaus auf die Straße rannte und mit solcher Wuth und Schnelligkeit vier Franzosen niederstach, daß ich ihn daran gar nicht zu verhindern vermochte. Nachdem solches geschehen, erhob er ein furchtbares Geschrei, rief die Nachbarn aus ihren Häusern hervor und forderte sie auf, die Fremdlinge alle niederzumachen. Selbst fuhr er fort jeden Franzosen, dessen er ansichtig ward, mit seinem Messer niederzustechen. Bald fand er Nachahmer und ein grauenhaftes Gemetzel begann auf den Straßen und in den Häusern. Die Franzosen, meist unbewaffnet, ermüdet, abgehungert, waren nicht im Stande, der plötzlich erwachten Wuth Widerstand zu leisten, und suchten sich über Zäune hinüber ins Weite zu retten. Was nicht auf solche Art entkam, fiel den Würgern in die Hände, die nicht aufzuhalten und zu beschwichtigen waren.

Nach einer Weile kam mein Wirth zurück, das blutige Messer in der Hand und sich rühmend, es zwanzig Franzosen ins Herz gestoßen zu haben. Er wischte es ab und legte es unter sein Kopfkissen, bekreuzte sich vor den Heiligenbildern, die in großer Anzahl im Zimmer aufgestellt waren und sagte mir dann: „So oft habe ich zu Gott geflehet, mich mein Messer gegen die Unchristen brauchen zu lassen, die unser Land entweihen und unsere Kirchen besudeln: endlich ist mein Gebet erhört worden; die Hoffnung, mit der ich mein Messer angeblickt, all' die Zeit über, daß die Unchristen hier haus'ten und den

Herrn machten, ist allendlich in Erfüllung gegangen. Gelobt sei der Allerhöchste, der Heiland und alle Heiligen!“

Dieß sagte er in fanatischer Begeisterung, sein Auge brannte, seine Glieder zitterten. Aber die Fassung kehrte wieder und er setzte hinzu: „Herr, Sie sind der erste, den ich von dem siegenden wiederkehrenden Heere unsers allergnädigsten Kaisers erblicke, Alles was ich besitze ist Euer, nehmt davon was ihr brauchen könnt!“ — Was konnte ich dem Manne, dessen Benehmen gegen einen wehrlosen Feind ich höchst mißbilligte, in meiner Lage, bei den umringenden Umständen sagen und vorhalten? Es war das Rasen des Kriegsdämons, aufgestachelt durch Fanatismus, tiefverletzten Nationalgeist, bitteres Leiden unter aufgedrängter, übermüthiger Fremdlingsherrschaft. Wer hätte vermocht es zu bändigen und zu welchem Ende? Die Opfer lagen schon gemordet und hingewürgt.

Der Mann kümmerte sich auch gar nicht um mein Billigen und Mißbilligen: er glaubte vollkommen in seinem Rechte zu sein und höchst verdienstlich gehandelt zu haben. Seine Blicke erheiterten sich hierauf allgemach, indem er für mich und meine Leute den gastfreien Wirth zu machen begann. Er rief seine Frau herbei und hob mit ihrer Hülfe ein Bret aus dem Fußboden, worauf eine kleine verborgene Vorrathskammer, oder eigentlich nur ein Loch sichtbar wurde, aus dem er allerlei Lebensmittel für mich und meine Leute hervorholte. Doch ich nahm nur etwas Käse und Brod, vergütigte ihm auf der Stelle seinen Beitrag zu meinem Abendessen, und verzehrte solches mit etwas Madera, den ich bei mir führte. Dann streckte ich mich auf einer Bärenhaut aus, die ich auf dem Pack-

pferde bei mir hatte, legte das kriegsmüde Haupt auf einen Mantelsack und war bald eingeschlafen.

Doch ich Bärenhäuter hatte noch nicht lange geruhet, als plötzliche, ganz nahe Kanonenschüsse mich aufschreckten. Ich schnell auf die Füße. Die Straße war erhellt durch leuchtenden nahen Brand; der Knall losgehender Geschütze dauerte immer fort. In einem Augenblick war ich kampfgerüstet im Hofe bei meinen Leuten. Da brannte schon der Speicher, wohinein die Pferde gestellt worden, und Knechte und Kosaken waren in voller Bemühung sie herauszuziehen. Die Geschützschläge dauerten indeß fort, ganz in der Nähe, es war als hörte man Bruchstücke von Granaten durch die Lüfte schwirren und in das Holzwerk einschlagen; übrigens Todtenstille, kein Kampfgeschrei; nur der Nachtwind heulte und trieb große Flocken Schnee herbei. Ich wußte einen Augenblick nicht, was ich denken sollte; dann sagte ein Kosak, nachdem er sich etwas umgesehen: „das werden französische Pulverkarren sein, die in die Luft gehen." — In demselben Nu kam der Wirth gerannt und jammerte: „Ach die Unchristen, die ungläubigen Hunde, da haben sie zwanzig, dreißig ihrer Höllenkasten an den Dniepr gefahren, Feuer daran gebunden und sind selbst davon gerannt. Nun geht der Teufelsvorrath in die Höh', schießt uns die ganze Straße in Feuer und Flamme und Weib und Kinder todt!" — Und so war es auch bis auf das Todtschießen, die Franzosen hatten die Caissons, die sie hatten stehen lassen müssen, mit Zündern versehen und die Pulverkasten sammt Kugeln und Granaten flogen nach und nach auf.

Ich beruhigte den Wirth so gut ich konnte, versicherte

ihm, daß die Gefahr nicht groß, bald ganz vorüber sein würde, und legte mich zum bessern Beweis, wieder zum Schlaf nieder, nachdem ich mir ein Plätzchen ausgesucht, das mir vor Geschützschlägen und etwa um sich greifender Flamme sicher schien. Die unruhig verbrachte Nacht war Ursache, daß ich mich etwas verschlief. Als ich am andern Morgen wieder zu Pferde saß und über dem Dniepr im eigentlichen Dorogobusch mich befand, war Miloradowitsch bereits aufgebrochen. Zugleich hatte er die große Straße verlassen, um auf den Nebenwegen leichtere Verpflegung zu finden. Vergeblich suchte ich ihn auf diesen aufzuspüren und zu erreichen. Das Schneestürmen dauerte heftig fort, die Wege wurden überdeckt und unkennbar, ich gerieth von ihnen ab in freies Feld nnd Sumpf, und pries mich nach stundenlangem Umherirren glücklich, die große Heerstraße wieder aufgefunden zu haben. Ich zog kümmerlich auf derselben fort und befand mich gegen Abend unweit des Dnieprübergangs bei Solowiewo. Bei letzterem Orte hatte die französische Hinterhut Posto gefaßt, um den Uebergang zu vertheidigen. Auf der Heerstraße war ihnen nur das 1. Jägerregiment mit den Neureussischen Dragonern und einem Kosakenpulk nachgerückt; doch da der kommandirende Oberst Karpenko sich zu einem Angriff zu schwach fühlte, hatte er in einiger Entfernung am Saum eines Waldes, um sich vor dem Schneesturm zu schützen, eine beobachtende Stellung genommen.

Aus Erkundigungen, die ich unterwegs sorgfältig angestellt, wußte ich das, aber zur Stelle gelangt, konnte ich in dem rasenden Schneewirbel Karpenko's Standort nicht entdecken. Kein Dach, kein Baum rund umher;

ein eisiger Wind trieb näßende Flocken ins Gesicht und machte mich erstarren. Ich schaute eine Weile rathlos um mich und wußte nicht, was zu beginnen. Da flammte plötzlich durch die kreisenden Schneewirbel ein Feuerschein; er wurde größer, es war unfehlbar ein Bivouakfeuer. Noch ungewiß, ob französischen oder russischen Ursprungs, ritt ich doch getrost darauf los. Ich hörte aber bald russischen Schildwachenruf und befand mich unter des tapfern Karpenko's Leuten. Seine wackern Jäger hatten tiefer in den Wald hinein eine alte Scheune aufgespürt, und diese lieferte bald das trockene Brennholz, das nun, munter knisternd, ein prachtvolles Bivouakfeuer gab. Karpenko, mir noch von Reval her bekannt, wo sein Regiment Standquartiere gehabt, empfing mich gastfreundlich an seinem wandernden Herde. Es gab bald einen wärmenden Thee, einen Zubiß, und die Noth war vergessen. Die Nacht brachte ich diesmal nicht a u f, sondern u n t e r der Bärenhaut zu, mich ganz darin einhüllend. Als ich aufwachte, lag ein Paar Fuß Schnee auf mir.

Der Wald, an dessen Saume das Regiment bivouakirte, war von Franzosen angefüllt, die sich darin versteckt hatten. Als die Wachtfeuer hell brannten und wohl unterhalten wurden, wagten sich Einzelne aus ihrem Versteck, kamen waffenlos heran und wärmten sich an den Feuern, woran die Jäger sie nicht hinderten. Ja als der Oberst in der Nacht aufgewesen war und die armseligen Gäste gesehen, hatte er seine Jäger leicht dahin gebracht, ihnen ein Feuer und Balken es zu unterhalten, ganz zu überlassen. Bei meinem Erwachen war ich nicht wenig erstaunt, einige hundert Franzosen um die Feuer

liegend oder in kauernder Stellung zu sehen. Sie waren in völlig apathischem Zustande; leben oder sterben schien ihnen gleichgültig. Nur wärmen wollten sie sich, um das Leiden des gegenwärtigen Augenblicks zu mildern. Die naße Nachtkälte, auf feuchter Erde, im Schnee, konnte unsäglich quälen, aber vermochte noch nicht den Leidenden zum Tode zu erstarren. Als wir aufbrachen, blieben sie frei an den zurückgelassenen Feuern; denn so wenig machte man sich aus Gefangenen, daß man zu ihrer Escortirung keine Leute verwenden wollte, oft zum Unglücke der Aermsten: denn so sich selbst überlassen, verfielen sie entweder dem Hungertode oder geriethen in die rächende Hand erbitterter Landleute.

Der Morgen war heiter und sonnenhell. Ich nahm Abschied von dem gastfreundlichen Oberst und schlug einen Seitenweg links von der Heerstraße ein, um auf demselben die Vorhutspitze von Miloradowitsch zu erreichen, die General Jurkowskj führte. Karpenko verfolgte die Franzosen auf der großen Straße nach Smolensk, vor welchem Ort er sich später mit Platow vereinigte, der dem Vicekönig auf dem rechten Dniepr-Ufer gefolgt war; Miloradowitsch dagegen führte sein Korps auf Seitenwegen links um die genannte Stadt herum. Wir gewannen dadurch einige Tage ruhigen Marsches und ausreichende Verpflegung. Die Pferde konnten abgesattelt werden und die bei Jurkowskj befindlichen Husaren von Sumy und Elisabethgrad kamen sogar in den Dörfern zu guten Quartieren, was ihnen seit dem Anfang des Feldzugs nicht begegnet war. Die Schwadronführer benutzten sogleich die sich darbietende Gelegenheit, um die

Pferde scharf beschlagen zu lassen. Das ist bei einem Winterfeldzug eine unerläßliche Vorsicht: wie viel Geschütz und Gepäck haben die Franzosen bloß deshalb verloren, weil sie diese Vorsicht nicht hatten, und wie unbrauchbar ward ihre Kavalerie!

Der General Jurkowskj schlug mir vor, bei ihm zu bleiben und ich nahm die Aufforderung mit Freuden an. Seine Abtheilung bestand aus den zwei genannten Husarenregimentern, zwei Kosakenpulks und sechs reitenden Geschützen. Er hatte den Befehl auf die große Heerstraße zwischen Smolensk und Krasnoi sich zurückzuwerfen und namentlich bei Rshawka Posto zu fassen. Wir nahmen demgemäß unsere Richtung, aber ehe wir den vorgezeichneten Ort erreichen konnten, stießen wir gegen 9 Uhr Abends, einige Werst von der Heerstraße, auf eine feindliche Reiterabtheilung. Sie hatte sich jenseits eines Dammes aufgestellt, denselben mit zwei Stück Geschütz besetzt, und zwei Schwadronen lagerten diesseits wie eine Vorhut.

Jurkowskj hielt sich nicht für stark genug, um den Feind auf der Stelle anzugreifen; er wollte den Morgen abwarten, um ihn, sei es durch einen Angriff auf seine Front oder durch Umgehung, aus seinem Posten zu vertreiben. Ich bemerkte dagegen, daß der Rest des Tages noch zu einem Versuch zu benutzen wäre; mißlänge dieser, so würden wir nur in der frühern Lage uns befinden; gelänge er aber, so hätten wir den Feind auf die große Heerstraße zurückgeworfen und könnten unter den dort ziehenden Kolonnen viele Verwirrung anrichten. Das Gelingen wäre übrigens sicher, das verbürge die Zerrüttung

und Entmuthigung, darin sich der Feind befände. Der General schwankte noch immer, gestand mir jedoch vier Schwadronen zu, um den Feind zu erkunden. Die Majors Lessowskj mit 2 Schwadronen Sumy, und Rosen mit 2 Schwadronen Elisabethgrad ritten mit mir.

Ich begnügte mich nicht mit bloßer Erkundung. Die zwei Schwadronen unter dem wackern Lessowskj warfen sich auf den Feind, trieben ihn zurück, sprengten zugleich mit den Fliehenden über den Damm, nahmen die beiden Geschütze und sabrirten alles was sich widersetzte. Als die beiden Schwadronen unter Rosen, die ich zum Soutien bestimmt, den gelungenen Angriff sahen, sprengten auch sie mit verhängtem Zügel über den Damm, griffen die feindliche Reserve an, warfen sie, machten zweihundert Gefangene und zerstreuten den Rest. Das Gefecht hatte nur eine Viertelstunde gedauert, aber der Sieg war vollständig und der errungene Vortheil wichtig, denn wir standen nun unmittelbar auf der Kommunikationslinie des Feindes. Da es schon sehr dunkel geworden war, konnten wir für die Nacht nichts weiteres unternehmen. Ich sammelte also meine Mannschaft und bezog ein Bivouak in der Entfernung einer Werst von der Heerstraße, des Vorsatzes, mit Anbruch des Tages keinen Augenblick zu verlieren.

Im Dörfchen, das als Folge des Gefechts in unsere Hände fiel, fanden wir einige schöne Reitpferde, die der fliehende Feind nicht Zeit gehabt aus den Ställen zu ziehen, ein Paar Gepäckwagen französischer Generale und über prasselnden Feuern brodelnde Kessel, daraus die aufgescheuchte und vertriebene Mannschaft sich hatte mit

Speise versorgen wollen. Unsere Leute nahmen mehreres davon, das Uebrige überließen wir den hungernden Dorfseinwohnern, die weinend versicherten, seit zwei Tagen nichts gegessen zu haben.

Am folgenden Morgen, den 3./15. November, erblickten wir auf der Heerstraße von Smolensk nach Krasnoi verschiedentlich französische Kolonnen. Napoleon mit seiner Garde war eben vorüber, es zogen jetzt Nachtruppen, Gepäck und Nachzügler an uns vorbei; der Vicekönig, Davoust und Ney waren noch zurück. Jurkowskj befahl jenen Nachtrab anzugreifen, und wir machten viele Gefangene, nahmen Gepäckwagen und sogar vier Stück Geschütz. Doch das zählte jetzt gar nicht mehr, und solches zu erobern wurde für keine besondere That gehalten, denn die französische Bespannung war schlecht und die Geschütze wurden kaum vertheidigt. Die Franzosen waren schon so herunter, daß wir über die Straße hin und her sprengten, wo wir wollten, und uns Sachen, die uns gerade anstanden, aus den Kolonnen herausholten; der Feind that zwar hier und da einige Schüsse auf uns, die uns aber wenig anfochten. Dann und wann bildeten sich Gruppen von 10 bis 20 Mann, die uns durch ihre feste Haltung Achtung geboten; wir ließen sie ziehen und fielen dann auf andere, die sich weniger gut vertheidigten, solchergestalt immer um sie herumschwärmend und ihnen Wagen, Gepäck und andere Beute abnehmend. Die Beute, die unsere Soldaten auf solche Weise machten, war unermeßlich.

An diesem Tage erlebte ich noch die große Freude, mich mit meinem Bruder Georg vereint zu sehen. Seit der schweren Verwundung seines Generals Dorochow bei

Malo=Jaroslawetz hatte er sich zum Regiment der Sumyschen Husaren gehalten und kehrte heute von einer Entsendung zurück. Wir blieben fortan bis Wilna beisammen, mitten unter blutigen Auftritten und grauenhaften Kriegsscenen, zuweilen einen heitern Streich ausführend, eine muntere Stunde verlebend, die an sorglose Jugendtage in Rasick erinnerte.

Es war inzwischen der Partisan Fürst Kudaschew, Kutusows Schwiegersohn, auf einen Augenblick zu uns gestoßen. Eine starke feindliche Kolonne marschirte eben auf der großen Straße. Sie hatte drei Stück gut bespannter Geschütze und geleitete mehrere Fourgons, deren Inhalt von Bedeutung sein mußte. Kudaschew beredete den Jurkowskj einen Angriff zu machen, und dieser wurde auch sogleich unternommen. Die Franzosen machten trotzige Miene, empfingen uns mit Gewehrschüssen, und hatten auch Zeit, uns ein Paar Kartätschenladungen entgegenzusenden, aber in demselben Nu waren wir ihnen auch auf dem Leibe. Die erste Schwadron von Sumy unter dem Rittmeister Theodor von Budberg brach in sie ein, das Geschütz ward genommen, die Kolonne auseinandergesprengt. Wir verloren mehrere Husaren und hatten viele Mühe, die Fourgons und Geschütze aus dem Gedränge und vorwärts zu schaffen. Die französischen Pferde waren abgetrieben, die Fuhrknechte niedergehauen, und die Wege von der Landstraße ab lagen voll Schnee. Indessen wir brachten Kanonen und Fourgons dennoch durch, und bezogen, da es zu dunkeln anfing, ein Bivouak unfern eines einzelnen Bauernhauses. Während der Fahrt dahin hatte mir ein Franzos in Kaiserlicher Livrée, der sich

auf einem der Fourgons verkrochen und halb todt vor Schreck war, vertraut, daß die Wagen dem Kaiser Napoleon selbst gehörten, und daß namentlich in dem, worauf er läge, eine Summe von 60,000 Napoleonsd'or sich befände. Der arme Wicht mochte in mir einen kommandirenden Offizier erkennen und durch die gemachte Entdeckung meine Gunst zu erwerben suchen. Ich theilte was ich erfahren sogleich meinem Bruder und Budberg mit und wir beschlossen, auf den inhaltsvollen Fourgon ein wachsames Auge zu haben und ihn erst am folgenden Morgen bei heller Zeit zu untersuchen. Unterdeß wurden andere Fourgons aufgeschlagen. Es fanden sich in einem ganze Kisten mit Vorräthen für die kaiserliche Tafel. Kandirte Früchte, Rheimser Zwieback, Lebkuchen, endlich Kompots verschiedener Gattung. Auf Erdäpfel, Schwarzbrod und schlechten Fusel seit Tagen reducirt, fielen wir über die in Franzbranntwein eingemachten Früchte her als einen unerwarteten, köstlichen Nachtisch; und was in mäßigen Portionen für die Gäste der kaiserlichen Tafel bestimmt gewesen, wurde am Wachtfeuer in unmäßigen Quantitäten genossen. Die Folge, die wir hätten voraussehen können, blieb nicht aus. Der Branntwein, obgleich überzuckert und in einer Frucht enthalten, war doch noch immer Branntwein. Wir hatten in Schnee und Schmutz kauernd, wie Huronen davon genossen, und entschliefen auch wie unbedachtsame Huronen, denen der pfiffige Engländer Branntwein reicht, um sie hernach desto leichter übervortheilen zu können.

Als wir, nämlich ich, mein Bruder und der gestrige Franzosensabreur Budberg, am Morgen aufgewacht und

uns recht besonnen hatten, war eine erste Sorge nach dem inhaltsvollen Fourgon zu schauen. Aber o Schreck! er war nicht auf seiner Stelle und überhaupt nicht zu sehen. Fragen, eilige Nachforschungen fehlten nicht. Da hieß es denn: in der Nacht hätte General Jurkowski befohlen: die eroberten Geschütze wegzubringen, da wäre der Wagen wahrscheinlich mit fortgeführt worden; etwas später erscholl die Sage: ins Standquartier von Miloradowitsch wäre in der That ein französischer Geldwagen gebracht und in der Stille geleert worden, ehe noch Miloradowitsch selber etwas davon erfuhr. Wie dem auch sei, das Geld blieb für uns verloren und es wurde uns nur klar, daß wir unsern Antheil an Einer Million und zweimalhundert tausend Rubeln in französischen Früchten verspeiset hatten [3]).

Am folgenden Tage, 4./16. November, griffen wir den französischen Schweif abermals an. Eine Menge Gepäckwagen wurde erbeutet. Darunter war ein eleganter Reisewagen, der nach der Aussage der dabei befindlichen Leute einem Ordonnanzoffizier des Kaisers, dem Herrn v. Montesquiou-Fezensac [4]) gehörte. Ich und mein Bruder blieben aus Neugierde dabei halten, als die Husaren die Kasten aufschlugen. Aus dem mannichfachen Inhalt nahm

---

[3]) Diese Erzählung des Generals Löwenstern hat späterhin durch das Werk des Baron Denniée (Itineraire de l'Empereur Napoléon pendant la campagne de 1812. Paris 1842.) seine volle Bestätigung erhalten. Es heißt nämlich in demselben S. 135: „C'est durant cette nuit de souffrances (du 15. au 16. Nov.) que l'ennemi enleva 1,294,000 fr. des caisses du trésor et que trois caissons des équipages de l'Empereur furent pillés par les Russes."
Der Herausgeber.

[4]) Später Pair und Französischer Gesandter in Spanien.

ich die schöne Uniform eines kaiserlichen Ordonnanzoffiziers. Dieselbe war von hellblauem Tuche und reich mit Silber gestickt. Ich machte damit später ein Geschenk an die Theatergarderobe in Reval und hatte Jahre nachher mehrmals Gelegenheit den damals beliebten Sänger Ciliax in dem eroberten Rocke als französischen Gesandten St. Phar an dem Hofe der Königin von Golkonda paradiren zu sehen.

Mein Bruder Georg erwarb um dieselbe Zeit aus einem andern aufgeschlagenen Wagen eine reiche Marschallsuniform (wahrscheinlich von Davoust) und einige schöne Frauenalbums, die die Franzosen aus Moskau mitgenommen hatten. Viele kostbare Sachen lagen zerstreut im Schnee, ohne daß sich jemand um sie kümmerte; man hatte weder die Zeit noch die Möglichkeit sie aufzuheben und mitzunehmen; auch war man zu sehr mit der Sorge der eigenen Erhaltung und der Erhaltung der Pferde in dem verheerten und verödeten Lande beschäftigt, um viel Aufmerksamkeit auf überflüssige Luxusgegenstände zu verwenden. Nur einige treffliche Specialkarten schob ich in einen Habersack und hing diesen über den Sattelknopf. Ein Husarenoffizier fand ein Kästchen mit allerlei Schmucksachen und darin ein hübsches Frauenmedaillon, das er mir schenkte. Dieses Medaillon mit seinem Gesichtchen half mir später in Polen aus einer Verlegenheit, wie ich es zu seiner Zeit erzählen werde. Das Kästchen mochte einem Prinzen von Würtemberg gehört haben, denn es fand sich ein Brief unter seiner Adresse darin vor. Noch brachten mir die Husaren ein zierliches Portefeuille, das früher das Eigenthum eines Fürsten von

Salm gewesen zu sein schien. Unter vielen andern Papieren fand ich darin folgendes: „Befund aufgenommen über den Schädel des Ruy Diaz Cid, nebst Darstellung seines Grabmals und der darin aufgefundenen Gebeine.“ — Da mir das Heftchen eine pièce curieuse schien, hob ich es auf und schenkte es später dem Baron Gotthard von Budberg. Ich glaube, es befindet sich noch in seiner Bibliothek auf dem Schlosse zu Widdrisch.

Ich erwähne nicht weiter der Kämpfe, die wir am 4./16. und 5./17. mit den Kolonnen des Vicekönigs und Davoust's bestanden, der Massen von Gefangenen, die wir machten, der fast gänzlichen Auflösung dieser Korps, da ich keine Geschichte des Feldzugs schreibe, sondern nur was mir persönlich begegnet ist. Am 5./17. hatten wir mit dem Korps von Miloradowitsch die Stellung an der Losmina, eine Stunde von Krasnoi genommen. Ueber 40 Geschütze standen zusammengefahren an der großen Straße hinter dem tiefen Grund der Losmina, ein Theil der Heerabtheilung unter Miloradowitsch dahinter im Bivouak; andere Geschütze und das 7. Korps, die Division Paskewitsch voran, standen südwärts, parallel mit der Straße; noch weiter rechts hielt die Reiterei unter Korf. Man schien kaum noch einen Feind zu erwarten, obgleich man durch die Gefangenen wußte, daß Ney noch zurück sei. Lustig hatten wir Freunde, Budberg, Read, mein Bruder und ich am 6./18. Novbr. eben ein Frühstück verzehrt, so gut die Umstände es gaben. Mein Bruder Georg hatte dabei die neulich erbeutete Marschallsuniform angezogen und war plötzlich zwischen uns getreten mit den Worten: „Ich bin Mar-

schall Ney; ihr seid umringt, ergebt euch!“ Als die Andern über die Scene lachten, erfaßte mich eine besondere Ahnung. Ohne ein Wort zu sagen mich entfernend, ließ ich mir mein bestes Pferd, einen Tscherkessen, geben, und flog in die Landschaft hinaus. Da ein dicker Nebel alles umher verhüllte, befand ich mich, ehe ich mich's versah, dicht vor einer Gruppe von 20—30 Reitern, fast lauter Offiziere, unter denen ich den Marschall Ney zu erkennen glaubte. Ich wandte rasch mein Pferd und wich etwas zurück, ohne daß man mich aufzuhalten gesucht hätte. „Sollte es wirklich Ney sein?“ fragte ich mich, und machte nochmals Halt, um mich vollends zu überzeugen. Es war keine Täuschung: Ney an der Spitze seines Korps zog vor mir heran: ich erkannte ihn, wie er, in einen blauen Mantel gehüllt, und von seinem Stabe umgeben, eben Befehle zum Angriff gab. Ich schaute wie in eine fata morgana; doch das Staunen durfte nicht lange währen. Ich setzte meinem Pferde die Sporen in die Seite, gab die Zügel nach und flog dahin unserm Bivouak zu. Aber schon wäre ich fast zu spät gekommen. Französische Tirailleurs hatten im Nebel und durch eine Niederung verdeckt, unsere Posten beschlichen; die ersten Schüsse fielen, ehe man im Bivouak den Angriff erwartet hatte. Jedoch bald war alles auf und unter den Waffen; auch unsere Husaren in einem Nu zu Pferde und sich unweit der Landstraße formirend. Mein Bruder hatte seinen Prachtrock noch an, als der Allarm entstand; er warf sich damit auf seinen Gaul und entging eben nur dem Schicksal, als spaßhafter Ney von dem wahren Marschall Ney ergriffen zu werden. —

General Korf kam selbst herbeigerannt und sandte mich mit der Nachricht des Ueberfalls an Miloradowitsch. Neben den französischen Kolonnen hersprengend, mit Mühe mich durch den tiefen beeisten Grund der Losmina durcharbeitend, erreichte ich Miloradowitsch nur wenig Augenblicke vor Ney. Er schien über den unerwarteten Anfall etwas bestürzt; da sprengte auch schon Paskewitsch herbei und rieth, nichts in den Stellungen der Truppen zu ändern, um keine Verwirrung zu veranlassen, sondern so wie man stand, den Feind zu erwarten. Dreißig Kanonen hatten kaum noch Zeit, quer über die große Straße aufzufahren, als sie auch schon angegriffen wurden. Ney, vom Nebel begünstigt, war über den Grund der Losmina gekommen, und rückte entschlossen gegen unsere Batterien an; ehe man sich's versah, waren seine Tirailleurs schon bei den Kanonen und bemächtigten sich einiger Stücke. Aber hier endigten seine Erfolge: das Geschütz feuerte mit Kartätschen in die dichte feindliche Kolonne; Miloradowitsch griff sie von vorn an, Paskewitsch mit seiner Division und der Reiterei in der linken Flanke, und ehe eine halbe Stunde verging, war jene vorgedrungene, tapfere vom General Ricard geführte Kolonne fast vernichtet. Zu seiner Verzweiflung überzeugte sich Ney, daß keine Möglichkeit sei, hier durchzubrechen. Doch er verlor nicht die Geistesgegenwart, und rettete sich unter Begünstigung der einbrechenden Dunkelheit mit dem noch wehrhaften Theil seiner Leute auf das rechte Dniepr-Ufer hinüber, auf welchem er, nachdem er noch den größten Theil seiner Mannschaft gegen den verfolgenden Platow verloren, mit einigen geringen Ueberbleibseln bei Orscha zum Haupt-

heer stieß. Die Mehrzahl seines Korps aber ergab sich bereits am linken Ufer zu Gefangenen.

So endigten die Gefechte bei Krasnoi, wo Kutusow die schönste Gelegenheit entschlüpfen ließ, zuletzt noch durch eine außerordentliche That den ganzen Feldzug zu krönen. Schon den 4./16. waren unsere Streitkräfte bei Krasnoi versammelt, während die französischen Korps einzeln und einen Tagmarsch jedes aus einander, heranzogen. Wir hätten sie ohne große Opfer, mit Napoleon und seinen geschmolzenen Garden angefangen, eines nach dem andern vernichten und damit dem ganzen Kriege ein glorreiches Ende machen können. Aber Kutusow wollte es nicht. Er hatte den kleinmüthigen Grundsatz des kleinmüthigen Daun angenommen: daß man dem fliehenden Feinde goldene Brücken bauen müsse; und hielt seine Zurückhaltung, die eigensinnige Lähmung des Eifers und der Kampfbegierde seiner Generale und Soldaten für lautere Weisheit. „Was sollen wir Leute opfern, sagte er, die Umstände, Hunger, Elend, Frost thun ja schon mehr als unsere Waffen. Sie werden alle umkommen, ohne daß wir eine Hand zu rühren brauchen." Dann setzte er mit Selbstgefälligkeit hinzu: „Auch dürfen wir nicht bei den politischen Konjunkturen, wie abgehagerte, athemlose Landstreicher an der Gränze anklopfen." — Diese Weisheit war, kurz gesagt, eine sehr beschränkte, und verdiente eher einen andern Namen. Mit Aufopferung einiger Tausend Mann war hier der Krieg auf die ruhmvollste Weise zu beenden, und das Selbstgefühl des Heers aufs höchste zu steigern. Statt dessen that er alles, um Muth und Stolz des Heers niederzuschlagen, indem er aufs

strengste jeden Angriff verbot und dem kleinsten feindlichen Haufen respektvoll Platz zu machen befahl; und gewährte damit zugleich dem Feinde die erwünschte Ausflucht: „nicht durch feindliche Waffen, nur durch der Elemente Zorn besiegt worden zu sein.“ — Und erreichte Kutusow seine Absichten? Mit Nichten! Der Kern des feindlichen Heers, Napoleon, seine Marschälle, die besten Generale und Offiziere entkamen: und man hatte jetzt noch drei Jahre Krieg zu führen, Blut in Strömen zu vergießen, Hunderttausende zu opfern, ward mehrmals an den Rand des Verderbens geführt, ehe man das mit Hülfe von ganz Europa erreichte, was man hier allein und mit ganz anderer Glorie hätte vollbringen können. Und die Opfer! Da zeigte sich abermals die menschliche Kurzsichtigkeit. Die eine Entscheidungsschlacht bei Krasnoi gegen die vereinzelten, entnervten, von Geschütz und Reiterei entblößten Korps hätte vielleicht nicht den zehnten Theil dessen gekostet, was die lange, fortgesetzte Verfolgung bis Wilna bei 20 und mehr Graden Kälte, unter Noth und Entbehrungen auf verödeter Straße kostete. Man hat dieses nicht in Anschlag gebracht, und doch ists gewiß, daß von den 100,000 Mann, die noch bei Malo-Jaroslawetz versammelt waren, kaum einige und dreißig Tausend Wilna erreichten: die übrigen waren, ohne daß man eine Schlacht gekämpft, entweder todt, oder unbrauchbar zu fernerem Dienst oder füllten die Spitäler. Nein, kein Russischer Patriot wird es Kutusow je vergeben, durch seine Schlaffheit Heer und Volk um den höchsten Ehrenpreis gebracht zu haben! —

Nach der Niederlage Ney's sahen wir, da das Haupt-

heer jetzt zurückblieb, bis Borissow fast keine bewaffneten Feinde mehr. Nur unglückliche Müdlinge und Nachzügler schleppten sich mühsam längs des Weges, von gefallenen Pferden sich nährend. Sie verzehrten oft die ekelhafte Nahrung sterbend zwischen den Leichen ihrer Gefährten. Alle Waffen waren längst wie eine zu schwere Bürde weggeworfen; was gewöhnlich am längsten beibehalten wurde, war das Bajonnet, um daran ein Stück Pferdefleisch ins Feuer zu halten und es etwas zu rösten, wenn nämlich Feuer vorhanden war. Nie ist wohl menschliches Elend in solcher Ausdehnung und in solcher schrecklichen Gestalt gesehen worden; keine Beschreibung vermag es in seinem ganzen Uebermaße darzustellen.

Von Krasnoi an hatte Kutusow auf verschiedenen Wegen Vortrupps ausgeschickt mit dem Befehl, den Feind nicht sehr zu drängen, damit Tschitschagoff und Wittgenstein Zeit gewönnen, ihm an der Beresina den Weg zu vertreten. Die Brigade Husaren, zu der ich mich hielt, zog demzufolge gemach die Heerstraße entlang. Wir hatten aber dabei mit mancherlei Mühseligkeit zu kämpfen. Die Dörfer waren verbrannt oder zerstört, die Einwohner entflohen. Lebensmittel waren fast gar nicht vorhanden bis auf etwas Branntwein, der von Zeit zu Zeit geliefert wurde. Wir Offiziere hatten noch einigen Thee, der, eine Beute aus Moskau, auf einem der französischen Fourgons zurückerbeutet worden war. Diesen tranken wir mit aufgekochtem Schnee ohne Zucker. In den Schwadronen waren etwa 20 bis 30 Mann kampffähig, und die Pferde in schlechtem Zustande; die meisten vom Sattel so gedrückt, daß der daher entstehende Geruch unleid-

lich ward. So langten wir in Borissow an, wo wir das Korps von Wittgenstein trafen. Als ich dort von der Brücke in die Beresina hinabschaute, hatte ich meine eigenen Gedanken über den tiefer abwärts von Napoleon vollbrachten Uebergang, und über Tschitschagoffs und Wittgensteins sonderbare Manöver. Die Begebenheiten sind bekannt und jeder Kriegsverständige mag sich leicht davon sein eigenes Urtheil abnehmen. Ich füge nur hinzu, daß von den jüngern Kavalerieoffizieren in der Vorhut es nur wenige gegeben haben mag, die in ihren Träumen Napoleon nicht hier am Zügel gefaßt und ihm zugerufen hätten: „Sire, ergebt euch!"

Wir blieben nur 24 Stunden in Borissow; die Stadt war halb verbrannt und ein Theil rauchte noch. Beim Weiterrücken bekamen wir mit größern Mühseligkeiten als bisher zu kämpfen. Die Kälte stieg bis über zwanzig Grad. Es gab Tage, wo es schwer wurde, länger als eine Viertelstunde zu Pferde zu bleiben; man mußte herab und zu Fuße laufen, dabei ermüdete aber der tiefe Schnee. Mannschaft und Pferde litten sehr. Oft mußten in den Dörfern die letztern zurückgelassen werden und der Mann dazu. Die in der Art Zurückgebliebenen vereinten sich erst in Wilna mit dem Regiment, dessen kampffähige Mannschaft immer mehr zusammenschmolz. Auch bei der Infanterie wich der Geist. Es ward immer schwerer, die Leute aus den geheizten Bauernhäusern, wenn welche wo getroffen wurden, in die grimme Kälte mit der Aussicht auf ein Bivouak hinauszubringen. Wenn wir bei solchem Vorwärtsrücken plötzlich genöthigt worden wären, einen Rückzug anzutreten, so wären unsere Verluste sehr

bedeutend geworden. Aber dergleichen war nicht zu besorgen. Der Krieg ruhete, weil die Kämpfer fehlten. Man machte zuletzt auch keine Gefangenen mehr, weil man auf keine Lebende traf. Zur Seite des Weges lagen überall umgekommene Feinde und halbverzehrte Pferde. Auf der Strecke einer Werst (etwa 10 Minuten gewöhnlichen Schritts) zählte ich einst 78 todte Pferde und 148 erfrorene oder verhungerte Franzosen; und die ganze Straße bot den nämlichen Anblick dar.

Mein Bruder, Budberg und ich, wir hatten uns einen kleinen Bauernschlitten verschafft, und machten den Weg halb zu Fuß halb im Schlitten, wobei einer von uns das Pferd lenkte. Doch so streng war die Kälte, daß der Kutschirende es nicht lange aushielt und die Zügel bald einem andern von uns, nach der Reihe, übergeben mußte. Von den Husaren hatten sich viele aus erbeuteten französischen Bärenmützen Handschuh und Fußbekleidung verfertigt. In so abweichender und oft grotesker Gestalt zogen wir gen Wilna.

Siebenter Abschnitt.

Siebenter Abschnitt.

Aufenthalt in Wilna. — Drangsale. — Studien in abgedrungener Zurückgezogenheit. — Aufbruch nach Preußen. — Aufenthalt bei Ortelsburg. — Reise nach Plotzk ins Hauptquartier. — Abfertigung zum Korps des Barons v. Winzingerode.

In der Hauptstadt Litauens angelangt, war es meine erste Sorge, ein warmes Obdach zu bekommen, und erst jetzt hielten wir uns vor dem Erfrieren sicher. Aber welchen Anblick bot die Stadt und Umgegend dar! Tausende von Leichen lagen in den Straßen und rund umher auf allen Wegen; über verreckte Pferde mußte man hinüberschreiten fast auf jedem Schritte, den man vorwärts that. Mehre Tage hindurch ward daran gearbeitet, die Leichen und verpesteten Aeser aus der Stadt fortzuschaffen. Ueberall braunten Haufen Pferdemist mit Salpeter vermischt, und erfüllten die Luft mit Rauch und schwerem Geruch, der aber noch verderblicheren Miasmen, aus faulendem Blut und Leichen entstanden, entgegenwirken sollte. Es war dieser Anblick eine ganz eigenthümliche Schlußscene zu dem grauenhaften Kriegsdrama, das wir von Borissow an gesehen.

Doch die Polizei räumte auf und als Kutusow mit dem Hauptquartier ankam, hatte die Stadt schon ein

handliches Aussehen. Dem fliehenden Feinde wurden Kosaken nachgesendet, und die Armee, bis auf die Korps von Wittgenstein und Tschitschagoff, die in der Offensive blieben, bezog um den 5./17. December Winterquartiere. Ich hatte denn auch vor der Hand mein Verbleiben in Wilna, wo der Graf St. Priest mit der Zusammenziehung und Reorganisation der durch die letzten schweren Anstrengungen zurückgebliebenen, erkrankten oder zerstreuten Krieger beauftragt wurde. — Die Theuerung hier war in der ersten Zeit ganz ungeheuer: ein Mahl für drei Personen mußten wir mehrere Tage hindurch jedesmal mit 8 Dukaten bezahlen; doch die lang' erduldeten Entbehrungen ließen uns bei dem erquickenden Genuß nicht auf's Geld sehen.

Inzwischen langte am 10./22. December Se. M. der Kaiser Alexander in Wilna an. Die erfreuten Einwohner spannten die Pferde vom Reiseschlitten und zogen ihn auf das Schloß, wo der Fürst Kutusow den Monarchen am Thor empfing und in seine Gemächer führte. Hier hing der Kaiser dem glücklichen Feldherrn das große Band des militairischen St. Georgordens um und dankte ihm für die ruhmvolle Beendung des Feldzugs. An einem der folgenden Tage gab der Fürst einen Ball, auf welchem der Kaiser erschien und mit der Darbringung neuer französischer Fahnen empfangen wurde, die Graf Wittgenstein erobert und so eben übersandt hatte. Des Kaisers Antlitz leuchtete in Milde und Freundlichkeit. Er bewegte sich eine Zeitlang in dem glänzenden Kreise, der hier versammelt war, unterhielt sich mit einigen Damen und führte dann den Feldmarschall zu einer Un-

terhaltung in dessen Kabinet, wo er auch die ihm vorgelegten Belohnungslisten für das Heer genehmigte. Nach einer halben Stunde trat er wieder heraus und eröffnete den Ball mit einer Polonaise. Während dem kam der Fürst auf mich zu und sagte mir in einer freundlichen Weise: „Ich wünsche Ihnen Glück; der Kaiser hat Ihre Beförderung zum Oberst allergnädigst bestätigt.“ Das war eine frohe Botschaft! Die schönen Polinnen erschienen mir noch einmal so schön, und der Champagner des Fürsten beim Abendessen schmeckte zehnmal besser als gewöhnlich. Aber leider kam ein hinkender Bote nach!

An einem der nächsten Tage verfügte ich mich zum Dejourgeneral Kanownizün, theils ihm zu danken, theils etwas weiteres über meine Beförderung zu vernehmen. Aber wie betreten war ich, als der General mit Verlegenheit und Bedauern mir erklärte: „daß allerdings in die Beförderungslisten des Fürsten auch mein Name aufgenommen gewesen und daß eine vorläufige allgemeine Bestätigung des Kaisers erfolgt sei, darauf aber von Sr. Majestät mein Name bei specieller Durchsicht der Listen wieder gestrichen worden wäre; ja daß Se. Majestät selbst die für die Schlacht bei Borodino mir gewordene Beförderung zum Oberstlieutenant, als durch Mißverständniß erfolgt, zurückgenommen habe.“ — Das war ein Donnerwort. — Aehnliches war noch nie geschehen! Durch völlige Hingebung meiner Person, mit meinem Blute hatte ich jenen Rang bei Borodino vor aller Augen, durch das Zeugniß Aller unterstützt, gewonnen; alle meine Kameraden waren gleich mir befördert worden, und nun sollte ich von allen allein die erworbene Belohnung wieder

zurückgeben! Es war unerhört! In größter Aufregung eilte ich zum Fürsten Kutusow. Er ließ niemand vor. Von seiner Thür rannte ich sofort zum Fürsten Kudaschew, seinem Liebling. Dieser edle Kriegsgefährte, Zeuge meines Dienstes, erwies sich voll Theilnahme, und machte sich gleich auf, um den Fürsten meinetwegen zu sprechen. Er brachte mir leider die Bestätigung, „daß es sich ganz so verhielte, wie Kanownizün mir gesagt. Der Kaiser müsse von irgend einer Seite gegen mich eingenommen worden sein, denn obgleich der Fürst meine Vertheidigung lebhaft geführt, so wäre doch Seine Majestät bei der frühern Ansicht beharrt und hätte dem Fürsten verboten, meiner weiter zu erwähnen. Der Feldmarschall empfehle mir daher für jetzt Geduld, bis es ihm gelänge in einer spätern Zeit die mir ungünstige Meinung durch eine bessere zu verdrängen."

Es bemeisterte sich meiner eine große Niedergeschlagenheit, eine wahre Verzweiflung. Diesen Ausgang meines Kriegslebens, mancher nicht unrühmlichen Wagniß, vieler Mühen, harter Noth und bestandener Gefahr, hatte ich nicht erwartet. Freunde riethen mir um meinen Abschied nachzusuchen; doch ich raffte mich auf und entgegnete: „Nein, ich bleibe zur Stelle, wo ich bin und wie ich bin. Die Zeit, die alles aufklärt, wird auch den dunkeln Punkt, unter dessen geheimnißvollem Druck ich jetzt erliege, aufhellen. Mein Gewissen wirft mir nichts vor und hält mich aufrecht. Des Kaisers Sinn ist mild und gerecht; ich vertraue." — So blieb ich in Wilna, obgleich das Leben eines Paria lebend. Fuhr gleich der Feldmarschall fort, mich mit Güte zu behandeln, foderte

er mich gleich auf, nach wie vor Mittags sein Gast zu sein, bezeugten mir immer meine Kameraden die größte Theilnahme, so schied ich doch aus aller Gesellschaft und sah nur meinen Bruder und die vertrautesten Freunde.

In dieser Zeit machte ich oft einsame Ritte durch die Umgebungen Wilna's. Es liegt eigenthümlich in einer großen Vertiefung. Kurze schmale Niederungen sind durch tiefere durchschnitten, und die Gegend gewinnt ein hügelichtes Ansehen, ohne wirklich Hügel zu haben. Es greift nur eine Aushölung des Bodens tiefer in den sandigen Grund als die andere. Es müssen hier einst wirbelnde Gewässer eines See's wunderbar gewirthschaftet haben. Auf einem dieser vermeintlichen Hügel, einer kegelförmigen Sanddüne am Ufer der Wilia, steht seit ein Paar hundert Jahren ein rundlicher, nach dem Giebel zu schon zerbrochener Thurm, den die Sage zu einem Grabmal eines der ungarischen Heerführer des Königs Stephan Bathori macht: der Thurm heißt nach ihm der Thurm des Bekesch. Ich hatte die Ruine, durch die Thäler ziehend, oft angeblickt, und nach und nach entstand in mir der Wunsch, etwas Näheres über den alten Kriegshelden zu erfahren. Die Gegenwart drückte mich, und so wollte ich durch Beschäftigung mit der Vergangenheit dieselbe zu vergessen suchen. Aber woher die nöthigen Bücher erhalten? Obgleich nach dem Oestreichischen Soldatenkatechismus ein Kürassier nichts wissen soll, so erinnerte ich entsattelter Küraßreiter mich doch, daß Wilna eine Universität und folglich auch eine Bibliothek habe und ging eines Morgens zu derselben hin. Ich fragte nach dem Vorstande, und man wies mich zu Herrn

Kontrym. Ein freundlicher, etwas untersetzter Mann trat auf mich zu und verlangte mein Begehren zu wissen. Ich sagte offen wie ein Reitersmann: „ich möchte die frühern Expeditionen gegen Rußland kennen lernen, und wollte den Anfang mit Bathori's Zuge machen, worüber ich mir irgend ein gutes Werk erbäte.“ Kontrym lächelte und entgegnete: „es gebe nur lateinische und deutsche Bücher hierüber; die polnischen über den Gegenstand seien mittelmäßig und nicht ausreichend; russische oder französische gebe es gar nicht.“ Wir hatten bis dahin französisch gesprochen; er fragte mich jetzt, ob ich ein Livländer sei? Ich bejahete es. „Nun, entgegnete er, so bringe ich Ihnen zwei alte deutsche Bücher. Was Sie darin über König Stephans Kriege nicht finden, ist überhaupt nicht mehr aufzufinden.“ — Er holte mir darauf einen dünnen Folianten und einen eben so dünnen Quartanten, Formate, die ich bis dahin kaum in Händen gehabt, übergab sie mir und empfahl sie zugleich als seltene Bücher.

Ich begann nun meine Studien. Der kleine Foliant war Hennings Lifflendische Chronica vom Jahr 1554 bis auf 1590. Der Verfasser, Kanzler des ersten Herzogs von Kurland, des berühmten Gotthards Kettler, beschreibt darin die Ereignisse seiner Zeit, an denen er entweder Theil genommen oder in deren Nähe, gleichsam von ihnen berührt, er gestanden. Sein Geschichtsbuch ist was man späterhin Memoiren genannt hat. Es vergnügte mich sehr, so umständlich in die Vergangenheit meiner Heimath hineinzuschauen; dabei stellte sich für mich der geschichtliche Boden fest, auf dem ich den Bathori

zu erblicken hatte. Henning zeichnet die mächtige Gestalt ganz gut. Er zeigt den König im entschlossenen Kampf mit den Reichsständen. Erst mußte hier das Geschrei und der Wirrwarr besiegt sein, ehe an die Entfernung einer Gefahr von außen gedacht werden konnte, so drohend diese auch war. — Das zweite Buch waren Heidensteins Commentarien über den Moskowitischen Krieg vom Jahre 1579 bis 1581, in der alten Uebersetzung des Sachsen Rethel, die wenige Jahre nachher gedruckt worden war. Die veraltete Schreibart fiel mir zwar beschwerlich, doch siegte der Reiz des Gegenstandes über das Odiose der Schale, und ich las fleißig in dem Buche, die bei Krasnoi erbeuteten Karten dabei benutzend.

Der König als kluger Feldherr traf, ehe er den Krieg begann, die geeigneten Vorbereitungen; verstärkte sich durch Bündnisse, bot alle gehörigen Mittel auf, sich Geld und Truppen zu verschaffen, was damals kostspieliger war; berechnete alle Schwierigkeiten und baute ihnen vor, nach der eigenthümlichen Gabe großer Männer, alles was ihnen hindernd in den Weg treten könnte, vorauszusehen, zu ahnen, und allem vorzubeugen, alles im voraus zu besorgen. Erst nach diesen Vorbereitungen begann er im Jahr 1579 seinen Kriegszug.

Sein Gegner hatte auch große Rüstungen gemacht, allein der alles beseelende, zusammenhaltende, leitende Geist fehlte. Die ansehnlichsten Kriegsschaaren wurden aufgebracht, aber in unzähligen Besatzungen, westwärts, südwärts, nordwärts zerstreut, nicht nur am Dniepr und der Düna, sondern auch an dem Don, der Wolga, der

Oka; in Gegenden, wo noch gar keine Kriegsgefahr zu besorgen stand. Trotzdem blieben noch zwei ansehnliche Heere bei Pskow und Nowgorod dem Zaren übrig. Doch dieser war kein Feldherr; Langsamkeit und Unentschlossenheit hielt er für Klugheit; er hoffte durch seine Mengen zu schrecken, dem Feinde zu imponiren; doch er hatte mit Bathori zu thun, einem vollkommenen Feldherrn und wahrhaft großen Mann.

Dieser zeigte seine strategische Weisheit in einem Zeitalter, wo die Kriegskunst kaum aus ihren Windeln erwachte, durch seinen Kriegsplan. Auf die Frage, wo man angreifen solle, riethen die meisten seiner Feldherrn nach der gewöhnlichen Routine, sich dem Feinde von vorn in Livland entgegenzustellen, und ihn dann durch Schlachten aus der Provinz zu vertreiben, was bei dessen großer Ueberlegenheit nicht so leicht war. Bathori sah weiter: er wies die Schwierigkeiten nach, den Krieg in einem armen, durch vieljährige Verheerungen erschöpften Lande zu führen oder sich darauf, wie wir jetzt sagen, zu basiren. „Livland, sagte er, ist außerhalb seiner Gränzen zu erobern.“ Statt den Feind dort von vorn anzugreifen, wollte er ihn umgehen, auf Pskow und Nowgorod vordringen, und den Feind also durch Abschneidung seiner Rückzugsstraße entweder zur Räumung jenes Landes nöthigen, oder, bei mangelnder Unterstützung von Hause, zum Untergange bringen. Darum richtete er seinen Kriegszug rechts ab auf Polotzk. „Polotzk ist zwar stark, sagte er, aber desto ruhmvoller dessen Eroberung, desto mächtiger und niederschlagender der Eindruck derselben auf die Gegner.“ Durch die Eroberung von Polotzk und da er auch

Riga und andere Plätze an der Düna hatte, sicherte er sich eine breite Basis zu seinen fernern Operationen. Man erstaunt, so geistvolle Kombinationen in jener Zeit zu finden!

Obgleich sein Heer, an 40,000 Mann, aus den verschiedensten Völkern zusammengesetzt war, aus Ungarn, Polen, Litauern, Deutschen, Schotten, Dänen, so wußte er ihnen doch, wie Hannibal, Einen Geist, Eine Gesinnung einzuflößen. Die ungarischen und deutschen Soldtruppen mit ihrem Geschütz bildeten den Kern des Heers; die Polen und Litauer waren meist Aufgebot, was man heute Landwehren nennen würde. Als echter Feldherr hielt er die Kriegszucht in jener Zeit zügellosen Kriegführens, aufs strengste aufrecht, und verkündete durch Proklamationen den Einwohnern: „Daß er gegen den Zar, nicht gegen den ruhigen Bürger und Ackersmann das Schwert ziehe, daß sie daher nichts zu fürchten hätten und ruhig ihren Arbeiten obliegen könnten.“ Und strenge hielt er Wort, wohlwissend, daß eine gute Mannszucht der erste Nerv des Heers, die unerläßliche Bedingung dauernden Erfolgs sei. Nie war ein Krieg hier mit so viel Mäßigung und Menschlichkeit geführt worden, wie von ihm. Damit gewann er die Einwohner für sich. Anfangs August eröffnete er die Belagerung von Polotzk, wo starke Werke aber nur eine schwache Besatzung war, weil der Zar Joann nach der gewöhnlichen Kriegsroutine ihn in Livland erwartete. Höchst tapfer wehrte sich das kleine Häuflein der Russen, mehre Stürme wurden abgeschlagen. Doch vom Zaren keine Hülfe, kein Entsatz; und Bathori hatte einen ganzen Willen. Nach der ausgezeichnetsten

Vertheidigung mußte Polotzk endlich fallen. Von dort breitete sich Bathori im Smolenskischen aus. Joann hielt sich die ganze Zeit unbeweglich bei Pskow.

Im Winter eilte Bathori nach Wilna, Warschau; regte an, trieb, forderte auf, brachte Geld zusammen, warb Truppen. Die Polnischen Magnaten schauten scheel ihn an, er zeigte ihnen zu viele Kraft; man legte ihm Hindernisse in den Weg. Doch durch seine einfache Größe, durch die Kraft seiner Sprache, seiner Vorstellungen, beseitigte er jeden Widerstand und riß zuletzt alles mit sich fort: seine Forderungen wurden ihm sämmtlich bewilligt. Ueber diesen Verzögerungen verstrich ein Theil der guten Jahreszeit und die Feindseligkeiten konnten erst mitten im Sommer (1580) beginnen. Der König mit zusammengehaltener Macht stieß seinen Keil immer tiefer in das nördliche Rußland ein, um Livland immer mehr zu isoliren, stets in der Richtung auf Nowgorod. Durch Moräste, dichte Wälder, auf Wegen, die seit Witold nie eine Truppe betreten, oder die erst ganz neu gebahnt werden mußten, drang er, nachdem er einige kleine Seitenplätze (damals war fast jeder Ort eine Festung, freilich nur meist mit hölzernen Wällen), wie Welish, Uswiät ꝛc. genommen, bis Weliki-Luki vor, einen sehr festen Ort, von 7000 Mann vertheidigt. Nach dem tapfersten Widerstande ward er am 5. Sept. erstürmt; die Besatzung ließ sich bis auf den letzten Mann niederhauen; man eroberte nur Leichen und Asche. So zeigte sich der Russische Krieger immer gleich. Nachdem der König hierauf noch einige kleine Festen genommen, um sein benutzbares Terrain zu erweitern, machte der Winter dem Feldzug abermals

ein Ende. Das Heer, durch neue Zuzüge verstärkt, nahm seine Winterquartiere um Weliki-Luki, damit es im folgenden Feldzug früher auftreten könne. Doch Joann knüpfte Friedensverhandlungen an und suchte (wie Kutusow) seinen Gegner dadurch hinzuhalten; auch nahmen die großen Vorbereitungen des letztern viele Zeit weg, so daß der neue oder dritte Feldzug (von 1581) auch nur erst im August beginnen konnte. Der König hatte sein Heer, theils weil größere Schwierigkeiten, die Wegnahme von Pskow- und Nowgorod, bevorstanden, theils um durch größern Nachdruck um so eher den Frieden zu erzwingen, bis auf 80,000 Streiter fast aller Europäischen Nationen (wie bei Napoleons Zuge) gebracht, und rückte nun über Opotschka, Ostrow, die genommen wurden, vor Pskow (Pleskau), das am 25. Aug. berennt ward. Die Aufgabe war schwierig: die Stadt, groß und wohl befestigt, ward von 30,000 Russen vertheidigt, die, Feldherren wie gemeine Krieger, geschworen hatten, lebend nicht zu weichen: sie hatten das Kreuz geküßt mit den Worten: „wir sterben, aber ergeben uns nicht.“ — Angriff und Vertheidigung beginnt, bewundernswerth auf beiden Seiten: dort der Todesmuth der Vertheidiger; hier Standhaftigkeit, Ausdauer, durch nichts niederzuschlagende Entschlossenheit. Stürme auf Stürme, die heftigsten, hartnäckigsten, wurden abgeschlagen; da fiel denn auch der tapfere Bekesch, dessen Denkmal mich zuerst auf diesen Krieg aufmerksam gemacht. Jeder will den andern durch Festigkeit überwinden. Bathori erklärt: „sei es im Herbst, im Winter, gleichviel, wir müssen Pleskau nehmen oder alle davor sterben.“ — Aber die entschlossene, todesfreudige Besatzung

schlug sechs Wochen hindurch alle verzweifelten Angriffe ab. Vergebens erschöpfte Bathori die Mittel der Gewalt, der Kunst, der List: die Russen bleiben unbesieglich und unbesiegt. Wer zu sterben entschlossen ist, vermag alles. Der König muß die Belagerung in eine Einschließung verwandeln, ob der Hunger vielleicht die durch Waffengewalt Unzubezwingenden bezwänge. Doch wie über Napoleons Heer, kam nun der Winter, Frost und Hunger über das seinige: die Soldaten erfroren in ihren Zelten, die Lebensmittel fehlten; die Soldtruppen, da man sie nicht bezahlen konnte, gingen davon. — Unter diesen Umständen bewilligte Bathori den durch den Kardinal Possevin vermittelten Frieden, den Zapolischen, vom 6. Januar 1582, und gewann was er wollte, Livland, ohne daß sein Fuß es betreten, bloß durch die geschickte Leitung des Kriegs, durch die Wahl des richtigen Angriffspunkts, durch das Zusammenhalten seines Heers, durch die Kraft und den Nachdruck seiner Operationen. — Wo sprechen nun die militärischen Lehrbücher und Geschichten von Bathori! und doch war er einer der seltensten Kriegsfürsten, nebst Alexander Farnese, seinem Zeitgenossen, einer der großen Vorläufer der Kunst [1]). Das Studium seiner Feldzüge hatte mir unendliches Vergnügen gewährt, durch die vielfachen Vergleichungspunkte, die sie boten. Nichts Neues auf der Welt; was wir sahen, hatten unsere Voreltern schon gesehen, wenn auch in etwas verschiedener

---

[1]) Wir behalten uns vor, an einem andern Ort von Bathori als Kriegshelden zu sprechen und seine merkwürdigen Feldzüge näher zu entwickeln. Der Herausgeber.

Gestalt. Wie Moskau zu unserer Zeit opferte sich damals Pleskau und seine tapfere Besatzung für's Wohl des Ganzen und rettete Rußland vor Bathori's ehrgeizigen Entwürfen, die nicht minder weit aussehend waren als die Napoleons. Rußlands Heere damals roh und ungeübt zeigten dennoch unbesieglichen Muth, darin auch von den jetzigen nicht übertroffen; denn der ursprüngliche Stoff ist es, die Menschen, nicht die Zufälligkeiten der Lehre, was die Grundkraft der Heere bildet. Die Feldherren waren ohne Kunst und Geschick, aber ausdauernd, hartnäckig, nicht auf sich, sondern auf den Zaren und das Vaterland sehend. Den vollkommensten Gegensatz aber bildete der damalige Zar zu unserm milden, edeln, aber festen und entschlossenen Alexander, und darum unterlag er auch bei der überwiegendsten Macht. Bathori dagegen erscheint als wahrer Napoleon, von gleichem Geist, von gleicher Willenskraft, hoch über seiner Zeit, und den höhern Geist der Kriegskunst vorahnend.

Unter solchen Studien, von der Welt abgewandt, saß ich, als mich ein alter Gönner erkundete und aufsuchte. Es war der Baron Winzingerode. Ihm war von dem Kaiser das Korps anvertraut worden, das über die Weichsel und die Oder gehen und auf Schlesien operiren sollte. Er schlug mir vor, ihn zu begleiten. Ich war hocherfreut über den Antrag und bat ihn sofort, meine Versetzung in sein Korps in Anregung zu bringen. Indem mehrere andere Offiziere gleichfalls zum Winzingerodischen Korps zu kommen wünschten, da es vorläufig das einzige von der großen Armee war, das zur Offensive überging: so setzte der General ein Verzeichniß der Offiziere auf, die

zu ihm versetzt zu sein begehrten, und übergab diese Liste durch den Fürsten Kutusow Sr. Majestät. Es standen auf derselben Fürst Sergei Wolchonskj, Leon Narischkin, der Baron Stroganoff, Fürst Lapuchin, Nastschokin, Paschkow und ich. Der Kaiser genehmigte dieselbe, strich jedoch zuvor meinen Namen aus. Sowohl der Feldmarschall als der Baron Winzingerode waren über diese unvermuthete Abänderung sehr bestürzt, und ich — war wie vernichtet. Eine finstere Stimme redete in mir: „schieß dich todt, hier auf Erden hast du keine Aussicht mehr." Freunde kamen und riethen wiederum, meinen Abschied zu fordern. Das hätte mich aber zu nichts geführt und den Verdacht über mich schweben lassen; in einem gewissen Trotz aber brannte ich, bei den nächsten Gelegenheiten durch Verwegenheit und irgend eine ungewöhnliche Auszeichnung, und selbst mit Aufopferung meines Lebens, zu beweisen, wie sehr man mir Unrecht gethan; wollte ich die Gerechtigkeit, die man mir so auffallend versagte, durch mein Benehmen erzwingen. Vor finstern Entschlüssen bewahrte den spröden Willen, der mit der Welt zu brechen verlangte, die ursprüngliche Weichheit und Geschmeidigkeit meines Karakters und der Glaube an eine gerechte Vorsehung. Ich zog mich jetzt noch mehr zurück, isolirte mich völlig: finster, einsylbig, hielt mich einzig der Gedanke empor, daß die Zeit meiner Rechtfertigung bald kommen würde, bald kommen müßte.

Den freiwilligen, menschenfeindlichen Eremiten mitten im Kriegsgetümmel eines vorbereiteten Feldzugs, suchte eines Tages ein treuer Landsmann und Jugendfreund auf. Es war der Baron Karl von Budberg, Chef des

Kürassierregiments Sr. Majestät des Kaisers. Er war eben mit demselben in Wilna eingerückt, und machte mir den Vorschlag, ihn auf seinem weitern Marsch bis an die Weichsel zu begleiten. In der trüben Lage, in der ich mich befand, nahm ich solchen mit Freuden an, und ohne jemandes Zustimmung im Hauptquartier nachzusuchen, warf ich mich in des Freundes offene Arme und verließ mit ihm Wilna. Ich habe keine Ursache gehabt, meinen Entschluß zu bereuen, denn ich riß mich aus Verhältnissen, die meine Seele wund drückten, und fand auf dem Marsch und in der Gesellschaft eines treuen und zartfühlenden Freundes die mir so nothwendig gewordene Zerstreuung.

Wir gingen bei Meretsch, im Grodnoschen Gouvernement, gerade am 1. Januar a. St. 1813 über den Niemen. An dem nämlichen Ort befand sich zu gleicher Zeit mit seinem Regiment, den Jägern der alten Garde, ein dritter ehstländischer Landsmann, der General v. Bistram. Wir brachten mehrere frohe Stunden mit einander zu, ehe wir uns bald darauf zerstreuten und von dem Zuge der Kriegsereignisse in ferne Länder geführt wurden. — Es war auch zu Meretsch, wo mir von dem Minister der Polizei, General Balaschoff, auf Befehl des Kaisers mehrere Anfragen zugestellt wurden, welche die längs der Gränze wohnenden Juden betrafen. Viele von ihnen waren in die Untersuchungssache verflochten, die ich noch vor dem Anfang der Feindseligkeiten geführt hatte, und deren Folgen durch den Einbruch des Feindes gehemmt worden waren. Da der gütige Monarch wegen des löblichen Benehmens, das die Juden während der feindlichen Occupation eingehalten hatten, ihnen ein Zeichen seiner

Gnade zu geben wünschte, so wurde die Untersuchung jetzt niedergeschlagen, und ich war so glücklich durch einen in der Eil' aufgesetzten Bericht mehrern schon in die Verbannung Abgeführten die Freiheit wieder zu verschaffen.

Wir rückten in Preußen ein. Da es mir anziehend war, manchmal längere Zeit an einem Ort zu verweilen, den das Regiment verließ, indem es in geordneten Märschen sich weiter bewegte, so folgte ich ihm, zuweilen nach längerm oder kürzerm Zurückbleiben, in einem kleinen Schlitten nach, der mich schnell wieder zu ihm brachte. In der Art geschah es eines Tages in der Umgegend von Ortelsburg, daß ich dem Regiment nacheilend, seine Quartiere nicht erfragen konnte. In allen Dörfern, wohin ich kam, lagen andere, mir fremde Truppen, eng auf einander geschichtet, dazu Infanterie. Es zeigte sich keine Möglichkeit, ein besonderes Quartier irgendwo zu erhalten; zwischen Andere, mir Unbekannte, aber mochte ich mich nicht eindrängen, und doch war der Abend herangenaht. Verdrießlich ließ ich vom großen Wege ab in einen Seitenweg lenken, der Meinung, weiter von der Heerstraße leichter eine bequeme Menschenwohnung zu erreichen, die bei ihrer Entfernung von aller Einquartirung frei geblieben wäre und mich aufnehmen könnte. So trabte denn mein Renner einen schmalen Weg dahin, der gar bald in einen Wald führte. Das war gegen die Vermuthung; indessen ich hatte einmal mich dem Zufall überlassen, und mußte annehmen, was er mir bot. Also ich ließ frisch in den Wald hineintraben, obgleich dieser immer düstrer, unwegsamer und der Abend finsterer ward. Weil es auf dem ungleichen Wege viele Stöße setzte, die

Baumäste mir ins Gesicht schlugen und der Wald gar kein Ende zu nehmen schien, sagte ich zu dem treuen Diener, der das Pferd lenkte, einem waldgewohnten Ehsten aus Rasick: „Was meinst du, Toots, wir wollen hier lieber übernachten, Rum habe ich bei mir?“ — „Behüt', versetzte der Sohn wüster Gegenden, ich habe vorhin Hunde bellen hören, und wo ein Hund ist auch ein Mensch; der Hund thut's nicht anders.“

In der That nach einer kurzen Strecke kamen wir an eine etwas lichte Stelle im Walde und dicht vor uns lag ein Haus, aus dessen Gehöft sich Hundestimmen vernehmen ließen. Ich klopfte an und das Gebell verdoppelte sich; doch bald hörte ich Schritte herankommen und eine Männerstimme fragte von innen, ohne daß geöffnet wurde: wer draußen, und was das Begehr sei? — Ich antwortete ganz treu den Umständen nach, beschrieb meinen, des Dieners und des Pferdes bedrängten Zustand, und bat um gastliche Aufnahme für die eine Nacht. Man schien zu rathschlagen, vielleicht blickte man auch über den Zaun, dann aber ging das Thor auf und ein Mann, so hochgewachsen wie ich, aber um vieles breitschultriger, empfing mich. Es war der Förster des Reviers, der mit seinem Jäger und einem noch hinzugenommenen Burschen das einsame Haus bewohnte. Ueberall blinkten Gewehre und lagen Hunde, die die defensive Besatzung des Hauses vervollständigten und allenfalls auch eine offensive Bewegung nach außen machen konnten.

Als ich in die Stube trat, saß die Familie des Försters bei der Abendkost. Die Familie bestand aus seiner Frau, einer freundlichen Matrone, und zwei jugendlichen Töchtern,

die so schöne Waldblumen waren, als irgend der Zufall bisweilen abseits entstehen läßt, gleichsam zum Beweise, daß der Himmel seine Erde überall gleichmäßig bedenkt. Ein Stuhl wurde mir zurechtgerückt, und weil die Tischordnung nun einmal schon feststand, kam ich zwischen die holden Mägdelein zu sitzen. Im Hause eines Försters konnte Wild nicht fehlen; eine Flasche Wein holte er herbei, auf dem Bräutigamsplatz saß ich[2]), was wäre noch zu wünschen gewesen? Ich fühlte mich ganz glücklich. Das Gespräch kam bald auf den Krieg; der Förster hatte einen Sohn, noch junges Blut, beim York'schen Korps, und dankte Gott, daß wir nun Verbündete wären. „Ja, sprach er, gegen die Franzosen, die grunzenden Säue, mag ich ihn schon riskiren, aber mit ihnen, für sie, die Lüchse und Füchse, that er mir in allen Winkeln des Herzens leid!“ — Dann berührte die Rede die gegenwärtigen Durchzüge und er sagte: „ich solle es ihm nicht übel deuten, daß er erst nach allerhand Vorsicht mir das Thor geöffnet; es wäre einmal Kriegszeit und allerhand Gesindel, eigenes und fremdes, streife durch den Wald; noch am vorgestrigen Tage hätte er einen Strauß zu bestehen gehabt, er wüßte nicht recht, ob mit französischen oder russischen Nachzüglern. Ich glaube, er wußte es, aber er stellte sich aus Höflichkeit unwissend.

Das Gespräch ging eine Zeitlang in dieser Art fort, dann stand der Förster auf, noch vor der Nacht nach

---

[2]) Anspielung auf den currenten Glauben, daß wenn ein Junggeselle bei Tisch zwischen zwei schöne Schwestern zu sitzen kommt, er nächstens ein glücklicher Bräutigam werde.

seinen Knechten und Hunden zu schauen. Ihm folgte die Försterin, wahrscheinlich um mir das Lager bereiten zu lassen. Ich blieb mit den Waldblümchen allein; in meinem verbrauchten Kriegsgewande, mit dem vernachlässigten Bart, einem Distelkopf gleichend, der seine zufällige Stelle zwischen einer Rose und einer Lilie gefunden. Damit waren wirklich die beiden Mädchen zu vergleichen. Die ältere, das ovale, bleiche Gesichtchen etwas geneigt haltend, glich der letztern Blume; die jüngere, munter, lebhaften Auges, der schönen, eben aufbrechenden Knospe einer Centifolie. Beide wollten von mir noch mehr vom Kriege hören, aber nicht von den Franzosen, die sie haßten, sondern von den wunderschönen, schwarzäugigen Französinnen, die die Napoleonischen Gardeoffiziere aus Moskau mitgenommen, und die alle in der „Persanina" elendiglich umgekommen. Persanina nannten sie die Beresina, vielleicht durch die Persante bei Kolberg dazu verleitet. In einem schönen Munde, zwischen Perlenzähnen zur Welt gekommen, gefällt, man weiß es wohl, selbst ein Sprachfehler. Mir klang Persanina so romantisch begeisternd, daß ich eine lange Geschichte von einer reizenden Adele oder Hortense zusammendichtete, die ein Napoleonischer Narcissus aus Moskau entführt, um sie nach tausend Mühen und Drangsalen, trotz ihrer und seiner Gluth, in den Eisschollen der Persanina umkommen zu lassen. Ich mußte natürlich in der Geschichte auch selbst auftreten, und schilderte also, mit welchem Schmerz ich das lange, schwarze, glänzende Haupthaar in den Fluthen treiben gesehen, wie ich die schöne Leidende mit Gefahr gerettet, aber bald darauf die schon geknickte und sterbende

Blume der Erde hätte übergeben müssen. Ich beschrieb die wunderschönen, kleinen Hände, davon aber die eine vom Frost ergriffen und schwarz geworden war. Ich häufte noch andere Schrecken über einander, als hätte ich die spätern französischen Novellen über die Vorgänge an der Beresina bereits gelesen.

Die beiden holden Kinder hörten mir mit thränenden Augen zu; ich dagegen schaute mit Vergnügen in die halboffenen frischen Mäulchen und hätte vielleicht noch lange erzählt, Dichtung und Wahrheit unter einander mengend, aber ein furchtbares Getöse, Geschrei vieler wilder ganz naher Stimmen, ein Schlagen gegen die Pforte, als sollte sie zertrümmert werden, unterbrach mich. In demselben Augenblick stürzte die Försterin mit einem Zetergeschrei herein. „Ach, rief sie, da sind die Moradeurs wieder da, weit mehr als neulich, was wird aus uns werden!" — Der Schreck macht schöne Gesichter noch schöner, wenigstens in den Augen des Mannes. Ist es der plötzliche Affekt, der die Züge belebt und ihren Ausdruck erhöhet, oder ist es das Gefühl des zu gewährenden Schutzes, das im Manne erwacht, und ihm seine Pflegebefohlenen näher bringt, ich weiß es nicht, aber ich erinnere mich deutlich, daß Lilie und Rose, im Moment ihres Erschreckens mir noch schöner erschienen als zuvor. Ich hätte gleich auf der Stelle mein Leben für sie gewagt, wenn es nöthig geworden wäre. Doch aus dem verwirrten Getöse heraus hatten schon Klänge an mein Ohr geschlagen, die nicht Stimmen von der Garonne waren, sondern wohlbekannte Kernflüche aus entgegengesetzten Gegenden. Ich konnte mich für sicher halten, daß ich

den Sturm ohne große Noth beschwören würde, und so sprach ich Worte der Beruhigung aus, ergriff den klirrenden Säbel und eilte zur Thüre hinaus.

Im Hofe entsetzliches Geheul der Hunde, die Jäger da mit ihren Stutzen, der Förster an der Pforte parlementirend. Außen Kolbenstöße gegen dieselbe, verwirrtes Geschrei und daraus hervorschallendes einzelnes Rufen: „Kamerad, uff, uff, hier Pollet (Billet), nix thun, Fatéra (Quartier)!" — Nach ein Paar vergeblichen Versuchen machte sich meine Stimme Raum, und ich erklärte den Nachzüglern in wohl verständlicher Sprache: „im Hause wohne bereits ein Oberster, der sich zu Bett gelegt und schon schlafe. Sie sollten ihn zu ihrem eigenen Heil nicht wecken und still abziehen." — Während ich also sprach, war der Jägerbursch mit seinem Stutzen und einer Laterne auf zusammengeschichtetes Holz gestiegen; neben ihn hatte sich Toots, mein langer Ehste, gestellt. Ich glaube, daß des letztern Anblick magisch wirkte. Sein hartes, soldatisches Gesicht, in dem Uniformkragen eines Offiziersburschen steckend, verbürgte die Gegenwart eines Obersten, gab den sichtbaren Beleg zu meinen geflügelten Worten, die vom Rasseln des Säbels begleitet wurden. Die Nachzügler, und leider hatten wir solche seit dem schweren Wintermarsch diesseits Borissow, wurden still und wandten sich bald anderswohin.

Ein Freund in der Noth, ein Befreier aus dringender Gefahr, trat ich wieder in die Stube, wo die Frau und die Töchter noch immer zitterten. Man wußte nicht genug mir zu danken, das Glück zu preisen, daß ich gerade gegenwärtig gewesen, ja zu wünschen, daß ich länger bei

ihnen verweilen könnte. Seltsam genug, diente ihnen hierin das Schicksal, wie man bald sehen wird. Nachdem wir noch ein Weilchen gesessen und zuletzt über den Schreck gelacht hatten, bat ich die Försterin, mich in das Zimmer führen zu lassen, das sie für die Nacht mir gönnte. Es geschah, und ich befand mich im Erker des Hauses in zwei artigen Zimmerchen, einem größern und einem kleinern, darin Toots mein Lager, wie ich es gewohnt war und mochte, schon eingerichtet hatte. Ich kleidete mich aus und lag bald in tiefem Schlaf versunken. Aber dieser ward gegen den Morgen sehr unruhig. Wie in Fieberhitze zischte das Blut durch die Adern; es wirbelte hinauf in's Gesicht und zwickelte und prickelte darin herum, als wollte es die Haut zerreißen und hervorstürzen. Schlaflos liegend schrieb ich meinen aufgeregten Zustand der vielleicht überheitzten Stube zu. Ich stand auf, warf den Mantel um, öffnete das Fenster und schaute hinaus, um mich abzukühlen. Schon krähten die Hähne der försterlichen Wirthschaft, aber der Januarmorgen war noch völlig dunkel und das ganze Haus schlief; auch meinen treuen Ehsten glaubte ich schnarchen zu hören. Ich legte mich wieder nieder, suchte zu schlafen.

Indessen es dauerte nicht lange, so trat schon Toots herein, da ich befohlen, mich früh zu wecken. Er brachte Licht, ordnete das Waschbecken und kam dann an's Bett mir zu sagen, daß es fünf Uhr sei. Aber so wie er meiner ansichtig ward, rief der treue Mensch erschrocken: „Andko Jummal! ach, kulla Erra, das ist roos!“[3]). — Da ich

---

[3]) Ehstnisch und deutsch durch einander und bedeutet: „Gottes Barmherzigkeit! ach lieber Herr, das ist die Rose!

ihn verstand, sprang ich behend auf, nahm das Licht und beleuchtete mich im Spiegel. Ich erschrak nunmehr selbst. Mein Gesicht war ganz verschwollen; über Backe und Oberlippe hing die gefährliche Geschwulst, an der das aufgejagte Blut die Nacht hindurch gearbeitet hatte. Ein Ansatz der Krankheit mag schon in mir gelegen haben, aber der Auftritt mit den Nachzüglern, das Herausstürzen aus der überheitzten Försterwohnung in die kühle, schneefeuchte Nachtluft, die Erhitzung des Wortkampfs mit der ausgelassenen Rotte, das alles mochte sie zu einem schnellen und heftigen Ausbruch gebracht haben. Ich ließ jetzt den Förster zu mir bitten und sagte ihm, „wie es Gottes Wille sei, daß ich ihm noch länger beschwerlich falle." Aber dem guten gastfreundlichen Mann schien ich kein unwillkommener Gast zu sein, wenn schon zu gleicher Zeit ein aufgedrungener.

Ein Arzt wurde aus dem nur eine Meile entfernten Ortelsburg geholt; von dort kam auch Medicin und der Wein, den ich verbrauchte. Im Hause selbst hatte ich die sorgsamste Pflege; die Försterin, Lilie und Rose wechselten darin ab. Mehrere Tage lag ich im Fieber, dann besserte sich der Zustand und nur die Geschwulst mußte gepflegt und abgewartet werden. Das Gesicht mit dem weißen ärztlichen Staub bestreut und mit den Pölsterchen des Apothekers belegt, saß ich im Lehnstuhl, und Lilie und Rose, abwechselnd oder beide zugleich, leisteten mir Gesellschaft. Ich hatte ihnen durch Toots, der sich dabei recht einsichtsvoll benommen, allerhand Kleinigkeiten aus Ortelsburg kommen lassen, die der Mädchen Augen und Herz erfreuten, und das Gespräch

rollte über die bunten und blitzenden Sächelchen. Aber es betraf zuweilen auch andere Gegenstände. Toots mußte mir aus einer Leihbibliothek auch Bücher bringen, und weil ich meine Augen nicht anstrengen durfte, so übernahmen Lilie und Rose gar bald die Mühe, mir vorzulesen. So machte ich in der angenehmsten Weise einen Cursus durch Veit Webers Sagen der Vorzeit und ein Paar Romane von Lafontaine und Cramer. Da aber die Mädchen fast immer ungeduldig auf den Ausgang der Geschichte waren, und der lauten Vorlesung in meiner Gegenwart, im Stillen und für sich weit voraneilten, so gerieth ich bald auf den Vorschlag, mir das Uebrige nur nachzuerzählen. Obgleich mir dadurch vieles von den köstlichen Gedanken Lafontaine's und Cramer's entging, so glaubte ich doch durch die lebendige Rede der Mädchen, und ihre oft zärtlich erweichten oder glühenden Blicke vollkommen entschädigt zu sein. Für mich suchten sie bald den einen bald den andern Namen aus, den sie einem Roman entlehnten, zuletzt vereinigten sie sich aber dahin, daß sie mich Hasper a Spada nannten.[4]) Sie meinten, dieser Name gebühre mir wegen meines Muths und meiner Tapferkeit, und jener alte Held würde ja das Muster aller Ritterlichkeit sein, wenn er nur weniger getrunken und mehr geküßt hätte. Gleichen Vorwurf möglichst von mir zu entfernen ließ ich mir sehr angelegen sein, sobald die Geschwulst der Oberlippe geschwunden

---

[4]) Der Held eines jetzt vergessenen Cramerschen Romans, der gewaltig schlagen und unbändig saufen konnte, übrigens ein Mann von Ehre und Biederkeit, aber den Frauen abhold war.

war, und der verbesserte Hasper a Spada hat manchen süßen Kuß auf Liliens und Rosa's frische Lippen gedrückt. Aber bei dem Küssen ist es auch geblieben.

Gegen drei Wochen waren in Leid und Freud' hingegangen; da stand ich auf den Füßen, marsch- und kampffertig. Aber ein schlimmer Umstand begleitete meine Genesung: die Abnahme meiner Geldkräfte. Meine Dukaten waren allmälig nach Ortelsburg gewandert, für Arzt, Arzenei, Wein und manches Andere. Die Aufnahme im Hause konnte ich auch nicht durch Anweisung auf die nächste Quartierkammer vergelten; ein entsprechendes Geschenk mußte hinterlassen werden, und solches geschah auch. Aber darauf blieben mir nur noch wenige Dukaten übrig. Was war zu machen? von nirgends her in der Nähe Geldzuschuß zu erwarten, und der Marsch mußte angetreten werden! Ich entschloß mich, den Weg armer Soldatesca einzuschlagen und mich von Ort zu Ort durch ein Billet der Quartierkammern verpflegen zu lassen. In der Art aus meinem Walde hervorbrechend und nunmehr selbst ein Nachzügler geworden, erfuhr ich unterwegs, daß das Russische Heer an der Weichsel lagere und das Hauptquartier sich in Plotzk befände. Dorthin mich richtend, kam ich, von Quartier zu Quartier verpflegt, eines Abends zum Schloß Biezun, wo gerade ein Infanterieregiment kantonnirte. Die Offiziere waren eben bei einander, in einer lärmvollen Versammlung auf dem Schlosse selbst, und kümmerten sich wenig um den Eigenthümer desselben, den Grafen Bielinski. Da sie mich sofort zu ihrem Gelage einluden, das in ihren Augen herumziehende deutsche Harfenmäd-

chen verschönerten, so suchte ich ihnen nach und nach vorzustellen, daß wir Pflichten gegen den Grafen und die Damen des Hauses hätten. Meine Rede fand Eingang, und allmälig ward die Gesellschaft stiller und besonders decenter. Der Graf, der dieß aus der Nähe sehen konnte, bezeigte mir seine Dankbarkeit, und da das Schloß durch die Einquartirung überfüllt war, räumte er mir sein eigenes Kabinet und Schlafgemach ein, sich anderswo unterbringend oder vielleicht gar der Gräfin eine Sürprise machend.

Am andern Morgen saß ich eben an seinem Schreibtische und notirte einiges in mein Denkbuch, als der Graf mich besuchte. Sein Blick fiel auf ein Miniaturbild, das mir bei Krasnoi ein Offizier aus der französischen Beute zum Andenken verehrt hatte, wie ich des Umstandes schon oben gedacht. Zufällig hatte ich das Bild jetzt herausgelegt und daneben drei leidige Dukaten, die zu meinem Schrecken meine ganze Baarschaft ausmachten. Der Graf betrachtete das Frauenbild mit auffallender Aufmerksamkeit, ja mit Unruh, und fragte mich, nach einigen zerstreuten Zwischenreden, woher ich es hätte. Ich antwortete lachend: „Vom Säbelhieb und Pikenstich", und erzählte darauf offen, wie ich dazu gekommen. Er brach in allerhand Ausrufungen aus, und endete mit der inständigen Bitte, ihm das Bild zu verkaufen. Ich war gleich bereit, es ihm zu schenken, aber er wollte es als Geschenk durchaus nicht. „Oberster, sprach er endlich, Sie reisen in einer üblichen und sehr gebräuchlichen Weise, mit einem requirirten Wagen. Aber bequem ist die Reiseart nicht. Was meinen Sie, wenn

Sie von mir zum Tausch gegen dieses Bild einer Ihnen unbekannten Dame, ein bequemes, landesübliches Wägelchen annehmen? Ich werde es sogleich vor das Fenster fahren lassen.“ Er ging, ich sah, der Tausch kam zu Stande. Als ich darauf mit dem Grafen vor dem gepackten, schon bespannten Wagen stand, machte mich Toots auf ein Klammerchen oder Ringelein aufmerksam, das besser fest als los gewesen wäre. „Was, rief der Graf, der Wagen einer Reparatur bedürftig? Das greift an meine Ehre! Hier, lieber Oberst, zehn Dukaten, lassen Sie in Plotzk, das nur acht Meilen von hier ist, alles fest und brauchbar machen.“ — Er drang mir das Geld auf, schob mich in den Wagen, die Pferde rannten vom Hofe. Als ich, des unnützen Bildes los, in einer bequemen, hübschen Britschka dahin rollte, sprach ich lächelnd zu mir selbst: „In Wahrheit, Löwenstern, Du bist doch mit Frauen kurios glücklich!“

In Plotzk angekommen, eilte ich im Hauptquartier etwanige mir dienliche Nachricht einzuziehen. Der Adjutant des Fürsten Kutusow, Oberst Pankratjew, berichtete mir, daß der Fürst schon vor einigen Tagen nach mir gefragt. Ich verfügte mich also auf der Stelle zu ihm. Der Fürst kam mir mit offenen Armen entgegen, umarmte mich und sagte in der freundlichsten Weise: „Der Himmel weiß es, wie ungeduldig ich war, Sie wiederzusehen! Se. Majestät der Kaiser ist von der vorgefaßten Meinung zurückgekommen, und um es offen darzulegen, überläßt Er es Ihrer Wahl, zu welchem Armeekorps Sie gehen wollen.“ Dieser plötzliche Umschlag meines Geschicks brachte mich anfänglich um meine

Fassung, doch war ich bald wieder Meister meiner selbst, dankte dem Fürsten für seine Theilnahme, schrieb dieser die günstige Wendung zu, und äußerte dann den Wunsch zu erfahren, worauf die vorgefaßte Meinung Sr. Majestät beruht habe? — „Lassen wir das vor der Hand, entgegnete der Fürst; die Aufklärungen, die Sie wünschen, werden Ihnen mit der Zeit nicht fehlen; gegenwärtig nur freuen Sie sich.“ — Allerdings, versetzte ich, freue ich mich innig, hoffe aber zugleich, daß Se. Majestät die zwei mir ohne Grund abgenommenen Grade mir wieder verleihen werde. — „Versteht sich, erwiederte der Fürst, doch dafür lassen Sie mich sorgen, ich werde Ihre gerechte Forderung gehörig zu unterstützen und durchzuführen wissen. Jetzt aber bestimmen Sie sich, zu welchem Korps Sie gehören wollen; ist es das des Grafen Wittgenstein, oder des Generals Miloradowitsch, oder des Barons Winzingerode?“ — Ich entschied mich ohne Weiteres für Winzingerode, indem er es war, der zur Zeit meines Unglücks theilnehmend an mich gedacht. — „Nun, so melden Sie sich bei dem Fürsten Wolchonskj, sprach Kutusow, er wird Ihnen des Kaisers Befehle übergeben; unterdessen schreibe ich meine Depesche und Sie können noch heute abreisen.“

So stand ich denn, aus dem Irrsal, in das mich Mißgunst und Intrigue hinabgedrängt, wieder auf ebener Lebensbahn. Obgleich von mannigfaltigen Gedanken bestürmt, meldete ich mich gefaßten Blicks bei Wolchonskj und empfing meine Abfertigung. Doch ehe ich abreisete, hatte ich noch zwei merkwürdige Unterredungen. Durch die Straßen von Plotzk rennend, begegnete ich dem Mar-

quis Paolucci. Er kehrte auch eben aus einer Art von Verbannung nach Nishny-Nowgorod zurück, um die Befehle des Kaisers zu empfangen und dann in sein Generalgouvernement Livland abzureisen. Er freute sich sehr, mich zu sehen, und theilte mir zuletzt noch mit, daß Barklai de Tolly eben in Plotzk angekommen sei. Obgleich durch den Empfang meiner Depeschen zur Abreise gedrängt, konnte ich es mir nicht versagen, auf einen Augenblick zu dem würdigen Manne hinzueilen. Barklai war eben im Begriff zum Kaiser zu gehen, verweilte aber, um mir ein Paar Worte mit der Freundlichkeit eines Vaters zu sagen. Mein Schicksal ging ihm zu Herzen; er fand in der Ungunst, die mich betroffen, einen gegen ihn gerichteten Angriff seiner Feinde. „Noch habe ich Se. Majestät nicht gesprochen, sagte er, ich weiß nicht, wie es um mich selber steht. Aber Ihre Sache wird mir im Andenken bleiben."

Schon war ich mit einem Fuß im Wagen, als ein Eilbote des Staatssecretairs, Grafen Nesselrode, mich zu ihm berief. Ich traf bei ihm auf den Lord Walpole, der eben aus Wien angekommen war. Der Graf übergab mir ein Schreiben an den General Winzingerode, und bat mich, es in möglichster Eile an seine Bestimmung zu schaffen, denn es läge viel daran, daß der General es bald erhielte und Vorkehrungen träfe, die in Bezug ständen zu den Depeschen, die ein Kourier, der schon warte, Sr. Maj. dem Könige von Preußen nach Breslau überbringen würde.

So war ich denn ein militairisch-diplomatischer Kourier geworden, und wäre über all' dem plötzlichen Rennen

und Thun hungrig aus Plotzk in die transvistulanische polnische Wüste geschieden, wenn mich nicht an der Weichsel selbst großmüthige Freunde aufgegriffen und mit einem Frühstück auf den Weg versorgt hätten. Es waren der General Bistram und der Oberst Richter[5]) vom Gardejägerregiment. Die gaben mir am hohen Sandsteinufer, von dem man weit in die jenseitige Fläche hineinsieht, Champagner, Tokaier, und eine Straßburger Pastete, frisch aus Warschau überkommen. In einer frohen Wein- und Siegerlaune setzte ich darauf über die Weichsel, und nun, Kutscher vorwärts! zu Winzingerode nach Kalisch.

[5]) Später Generallieutenant; starb in Warschau 1831.

Ende des ersten Bandes.

Gedruckt bei E. Polz in Leipzig.

